

PRO-REGIO-ONLINE

ZEITSCHRIFT FÜR DEN LÄNDLICHEN RAUM

Das Heft

Nr. 5 - 2008

hat den
ThemenSchwerpunkt:

DIE VERNACHLÄSSIGTEN KLEINSTÄDTE

- Der vergessene Teil des Ländlichen Raumes -

Teil IV

"KLEINSTADT 1968"

- Politische Jugendbewegungen 1967 - 1977 in der Provinz

Alle reden wieder von 1968 – das „alte Gespenst“ geht im Jubiläumsjahr 2008 wieder um.
Alle reden von 1968 als dem „mythischen Datum“ des Höhepunktes der Studentenbewegung.

Alle reden von 1968 in den Groß- und Mittelstädten - keiner redet über 1968 in den
Kleinstädten. Wirklich keiner? Nein: Wir! Wir haben den 40jährigen Jahrestag von 1968
zum Anlaß genommen, endlich einmal die Geschichte von „1968 in den westdeutschen
Kleinstädten“ in einer „Sozialgeschichte der Politischen Jugendbewegungen von
1967 bis 1977 in der Provinz“ nachzuzeichnen und dieses Ereignis immer wieder
- im Zeitabstand von 10, 25 und 30 Jahren - zu analysieren und einzuschätzen.

PRO-REGIO-ONLINE

- Zeitschrift für den Ländlichen Raum -

Impressum

Redaktion und Herausgeber:

Die PRO-REGIO-ONLINE REDAKTION
wird gebildet von:
Albert Herrenknecht und Jürgen Wohlfarth

Erscheinungsform:

PRO-REGIO-ONLINE erscheint als
Netz-Zeitschrift in unregelmäßigen Abständen.
www.PRO-REGIO-ONLINE.de Link: Zeitschrift

Redaktionsanschrift:

PRO-REGIO-ONLINE

- Zeitschrift für den Ländlichen Raum -
Franken-Dom-Str. 74
D-97944 Boxberg-Wölchingen
Telefon: (07930) 2384
Fax: (07930) 99 34 94
Mail: info@pro-provincia.de

Copyright:

Alle Artikel der Zeitschrift können kostenfrei gelesen und
ausgedruckt werden. Textteile dieses Heftes können in der
üblichen Form unter Angabe der Quelle frei zitiert werden.

Alle erfolgten Ausdrücke unterliegen dem Schutz des
Urheberrechts. Ihre Vervielfältigung und Weiterverbreitung
bedarf der schriftlichen Zustimmung der Redaktion.

PRO-REGIO-ONLINE

- Zeitschrift für den Ländlichen Raum –

Heft Nr. 5 - 2008

DIE VERNACHLÄSSIGTEN KLEINSTÄDTE

- Der vergessene Teil des Ländlichen Raumes –

Teil IV:

"KLEINSTADT 1968"
- Politische Jugendbewegungen 1967 – 1977 in der Provinz

Inhaltsverzeichnis

EdiTorial

**"Kleinstadt 1968" – Politische Jugendbewegungen 1967
– 1977 in der Provinz** 7

ThemenZitat(e)

"Kleinstadt 1968" – Aufbruchzeit 14

ThemenSchwerpunkt

**"Kleinstadt 1968" – Die Politischen Jugendbewegungen
in der Provinz von den 1950er bis 1970er Jahren**

Albert Herrenknecht

"Kleinstadt 1968" – Die Politischen Jugendbewegungen in der Provinz von den 1950er bis 1970er Jahren 16

1. Die Soziallandschaft der Kleinstadt in den 60er Jahren 16

2. Jugendgefühle in der Kleinstadt der 60er Jahre 32

3. Die Kleinstadtprovinz der 50er Jahre

3.1 Das Nachkriegsklima – der politische Zeitgeist der 50er Jahre 39

3.2 Das Jugendleben in der Kleinstadt der 50er Jahre

3.2.1 Das Jugendgefühl in der Kleinstadt der 50er Jahre 41

3.2.2 Die Jugendorte der Kleinstadtjugend der 50er Jahre 45

4. Der Aufbruch der Kleinstädte in den 60er Jahren 51

5. Die Schülerbewegung in der Kleinstadt

5.1 Das Ende der pädagogischen Provinz 56

5.2 Die Einschätzung der Kleinstadtprovinz durch die Schülerbewegung 58

5.3 Die Strategie der Schülerbewegung zur Politisierung der Provinz 61

5.4 Die Rückkehr der Ungleichzeitigkeit in der
Nach-Schülerbewegung 67

6. Die Lehrlingsbewegung in der Kleinstadt

6.1 Ursachen und Verlauf der Lehrlingsbewegung in der Provinz 73

6.2 Das Ende der Lehrlingsbewegung in der Provinz 77

7. Die Jugendzentrumsbewegung in der Kleinstadt

7.1 Das politische Programm der Jugendzentrumsbewegung
in der Provinz 81

7.2 Probleme bei der politischen Aktivierung von Jugendlichen
in der Provinz 86

7.3 Behinderung der Jugendzentrumsarbeit durch die Stadtverwaltung
in der Provinz 88

7.4 Behinderung der Jugendzentrumsarbeit durch die
repressive Kleinstadtöffentlichkeit 93

7.5 Erfolge und Widersprüche der Jugendzentrumsbewegung in der
Provinz während ihrer Phase als Offene Bewegung (1971-1975) 102

7.6 Der Wandel der Jugendzentrumsbewegung in der Provinz 1974-1976 111

7.7 Der Übergang der Jugendzentrumsbewegung in der Provinz zur
Bildung von Regionalzusammenschlüssen (ab 1975) 115

| | |
|--|-----|
| 8. Provinzarbeit als Lernprozess der Politischen Jugendbewegung in der Provinz – Der lange Marsch durch die Provinz beginnt | 122 |
| 9. Zusammenfassende Gesamtbeurteilung der Politischen Jugendbewegungen der 60er und 70er Jahre in der Provinz – Ein vorläufiges Resümee | |
| 9.1 Gesamtbeurteilung der Schülerbewegung in der Provinz (1968-72) | 125 |
| 9.2 Gesamtbeurteilung der Lehrlingsbewegung in der Provinz (1969-71) | 128 |
| 9.3 Gesamtbeurteilung der Jugendzentrumsbewegung in der Provinz (1971-77) | 131 |
| 10. Literaturhinweise | 137 |

HinterLand

Pro-Regio-Online-Dokumentation

Kleine Rezeptionsgeschichte der "Kleinstadt 1968": Rückblick auf die Politische Jugendbewegungen 1967 – 1977 in der Provinz

Albert Herrenknecht:

Unsere zehn Jahre danach. Subjektive Eindrücke über die Jugendbewegung in der Provinz.

(Reprint des Textes aus: Ästhetik und Kommunikation – Beiträge zur politischen Erziehung, Heft 34 - Schwerpunkt: Neue Lebensformen – Wunsch und Praxis - Dezember 1978, S. 73-79 einschließlich eines redaktionellen Nachtrages der bei dieser Version gekürzten Textpassagen) 147

Albert Herrenknecht / Jürgen Wohlfarth:

Vom Kampf gegen die Provinz zum Kampf mit der Provinz. 20 Jahre politische Emanzipationsbewegungen in der Provinz.

(Reprint des Textes aus: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, Schwerpunkt: Power in der Provinz. Heft 4 / 1991, Schüren Presseverlag Marburg 1991, S. 21-31) 160

Albert Herrenknecht:

Die Jugendbewegung in der Provinz als alternative

**„Beheimatungsbewegung“ – 25 Jahre
Jugendzentrumsbewegung in der Provinz. Ein Rückblick.**

(Reprint des Textes aus: Friedericke Kamann / Eberhard Kögel: Ruhestörung. Eine moderne Heimatgeschichte. 25 Jahre Jugendzentrum Stetten in Selbstverwaltung 1968-1993, Teil I (April 1968 bis Ende 1975). Trotzdem-Verlag, Grafenau 1993, S. 10-22) 173

Albert Herrenknecht:

**Heimat als Thema der neuen sozialen Bewegungen der 70er
und 80er Jahre.**

(Reprint des Textes aus: Förderverein Projekt Osthofen e.V. (Hrsg.): Heimatbewegung und NS-Kulturpolitik in Hessen, Pfalz, Elsaß und Lothringen. Eigenverlag, Osthofen 1999, S. 26-32) 184

EdiTorial

"Kleinstadt 1968" – Die Politischen Jugendbewegungen 1967 – 1977 in der Provinz

„Kleinstadt 1968“ – „1968 in der Provinz?“ War da überhaupt was? Ja, da war etwas. Mancherorts sogar ein richtiger kleiner Aufstand von Teilen der Kleinstadtjugend. 1968 fand auch in den echten (ländlichen) Kleinstädten statt und nicht nur – was bisher als „1968 in der Provinz“ (wie z.B. im Bildband von Werner Kohn: *„In der Provinz, 1968“*, Berlin 1988) angesehen wurde - als Studentenbewegung in den Mittelstädten (wie z.B. Bamberg, Tübingen oder Marburg).

Es gibt nur einen wesentlichen Unterschied zur 1968er Bewegung in den Metropolen: die Jugendrevolte in den Kleinstädten war keine Studentenangelegenheit, sondern ging anfangs von den Oberschülern und später auch von den Lehrlingen aus. Es war eine Jugendrevolte, die Mitten aus der Kleinstadtgesellschaft heraus kam, und deshalb die Kleinstadthonoratioren so unerwartet und schmerzhaft traf. Was hier rebellierte waren nicht ‚aufgehetzte Studenten‘, sondern Provinzjugendliche, die die große Schere zwischen dem Schein und Sein der noch in großen Teilen undemokratischen Gesellschaft der 1968-Zeit anprangerten, denn die klaren Ansagen der damals Herrschenden waren eindeutig: „Die Schule ist keine Demokratie“ und die „Demokratie endet vor den Fabrikatoren“.

Aber nicht nur dieser Widerspruch empörte, sondern auch der wie ein *„Alp auf den Häuptern“* (Karl Marx) liegende Mief und Muff der 50er und frühen 60er Jahre, die provinzielle Stickigkeit, die die Kleinstädte in dieser Zeit auszeichnete. Ohne dieses besondere Klima der erz-provinziellen 50er Jahre wäre der Ausbruch der Jugendrevolte Ende der 60er Jahre nicht denkbar gewesen. Hier hatte sich eine mächtige Sehnsucht aufgestaut, die auf Entladung wartete. Das dann 1968 entflammte Unbehagen fiel also im völlig ausgetrockneten Provinzleben auf einen wohl-bereiteten Boden und konnte sich deshalb so sehr schnell entzünden. Etwas Revolutionäres lag seit Mitte der 60er Jahre in der Luft – wie der damalige Soundtrack der Revolte: *„Something in the air“* (Thunderclap Newman) verkündete – die Zeit war reif, den Kleinstadtmief und Gesellschaftsmuff, die Plüschatmosphäre der Kleinstadtspießergesellschaft, durcheinander zu wirbeln. Die eigene Jugendphase fiel mit einer *„Jugendphase der Geschichte“* (Ernst Bloch) zusammen und wuchs gerade in der ausgedorrten Provinz zu einem Sehnen nach einer neuen Zeit an, denn: *„Nichts ist mächtiger als eine Idee, deren Zeit gekommen ist.“* (Victor Hugo)

„Kleinstadt 1968“ – Worüber reden wir unter diesem Stichwort? Natürlich hatte das Jahr 1968 in den Kleinstädten nicht auf genau dieses Datum hin ausgerichtet die gleiche zentrale geschichtliche Bedeutung wie in den Großstädten der damaligen Zeit. In der Provinz war 1968 vielerorts erst der Startpunkt einer Schülerrevolte und keineswegs bereits der Höhepunkt einer Bewegung. Hier greift die provinzbekanntete Zeitverschiebung, dass es eine Zeit braucht, bis Großstadtereignisse in der Kleinstadt ankommen, was einige politische Provinzler gerne dazu veranlasste, von sich selbst als den „1969ern in der Provinz“ – also ironischerweise von der ‚wieder etwas verspäteten Generation‘ zu sprechen. Ironisch deshalb, weil in diesem Fall die Übertragung auf die Provinzstädte in relativ rasantem Tempo geschah, so dass ab 1969 bereits viele Kleinstädte nah dran waren oder bereits mittendrin in der Schüler- und Studentenbewegung steckten.

„Kleinstadt 1968“ bedeutet für die Geschichte der Kleinstädte daher kein terminlich fixes Datum, sondern ein ‚symbolisches Datum‘, ein ‚Epochebegriff‘, der das zeitliche und inhaltliche Verbindungsglied zur urbanen und weltweiten Jugendrevolte darstellt. Der Zeitraum der kleinstädtischen Jugendbewegung umfasst im ‚erweiterten‘ Sinn (d.h. ‚Vor- und Nachläufer‘ einbeziehend) den Zeitraum von 1967 bis 1977, im ‚engeren‘ Sinn (die eigentliche ‚Bewegungshochphase‘ umfassend) den Zeitraum von 1968 bis 1975. Wir reden also – wenn wir von „Kleinstadt 1968“ reden - von dieser Zeitspanne von 10 Jahren, von 1967 bis 1977, als dem ‚bewegten Jahrzehnt‘ in der Provinz.

Von den Jugendbewegungen her umfasst diese Epoche die Schülerbewegung (1967-1972), die Lehrlingsbewegung (1969-1972) und die Jugendzentrumsbewegung (1970-1977) in der Provinz. Diese drei Jugendbewegungen hängen inhaltlich, von ihrem Entstehungshintergrund her, eng zusammen und sind ohne den jeweiligen Vorläufer nicht zu verstehen. Es gibt Orte, an denen alle drei Jugendbewegungen hintereinander durchlaufen wurden, aber es gibt auch Kleinstädte, in der jeweils nur eine dieser Jugendbewegungen aktiv war. Für die letzte Ausläuferbewegung von 1968 – die Jugendzentrumsbewegung - gilt allerdings, dass diese in den 70er Jahre nicht nur beinahe alle Kleinstädte flächendeckend erfasste, sondern selbst bis in die Dörfer reichte. Die Jugendzentrumsbewegung war Mitte der 70er Jahre zu einer „*Provinzbewegung*“ (Albert Herrenknecht) geworden und hatte sich von der anfänglichen Stadtorientierung der Vorgängerbewegungen immer weiter entfernt, hatte also mit der ursprünglichen Gleichzeitigkeit von „1968 in den Metropolen“ und „1968 in der Provinz“ immer weniger zu tun.

Generell kann man sagen, dass „1968 in der Provinz“ vom Zeitablauf eher in den 70er Jahren stattfand, weil Anfang der 70er Jahre alle Jugendbewegungen ihren inhaltlichen und organisatorischen Höhepunkt hatten. Die breiteste Verankerung unter politisierten Jugendlichen hatte die

Jugendzentrumsbewegung, deren weiteste Organisationsbreite und deren Aktionshöhepunkt in den Jahren 1973-1974 lag. Diese Zeitverschiebung hatte aber dieses Mal weniger mit der klassischen Zeitverschiebung einer immer etwas „verspäteten Provinz“ zu tun – denn der Übersprung von der Studentenbewegung in den Städten zur Schüler- und Lehrlingsbewegung in den Kleinstädten hatte gerade Mal den kurzen Zeitraum von 1-2 Jahren gebraucht – sondern eher mit den unterschiedlichen Organisationsbedingungen und –abläufen in der Provinz: Während die Studentenbewegung in den Zentren bereits abebbte, stieg die Breite der politischen Jugendbewegung in den Kleinstädten noch an, begannen diese erst intensiv mit ihrer Arbeit vor Ort.

Diese hier vorgenommene grobe Zeitaufteilung gilt natürlich nicht für die jeweiligen lokal-spezifischen Verläufe der Jugendbewegungen in den Kleinstädte. So z.B. gab es Kleinstädte, die bereits seit Mitte der 60er Jahre über einen politischen Jugendclub (Club Voltaire, Republikanischer Club, Beat-Keller usw.) verfügten und bereits früher eine politische Jugendscene beherbergten. Oder es gibt Kleinstädte, die die Schüler- und Lehrlingsbewegung verschliefen, aber mit der Jugendzentrumsbewegung schon 1970 zu Gange waren. Diese aus den lokalen Besonderheiten herrührenden Ungleichzeitigkeiten in den Bewegungsabläufen ändert allerdings nichts an der Tatsache, dass in den gemeinsamen Schnittmengen ein klarer Bewegungsverlauf mit Anfang, Höhepunkt und Ende datierbar ist. Wir reden also wenn wir von der „Politischen Jugendbewegung in den Kleinstädten“ reden im ‚erweiterten‘ Zeitraum von den Jahren 1967-1977, im ‚engeren‘ „Bewegungs“-Zeitraum von den Jahren 1968-1975 (also von einem Zeitraum von 7 Jahren), wo die Jugendbewegung auch von der Masse der teilnehmenden Jugendlichen, den durchgeführten Aktivitäten und der politischen Wirkungsbreite her eine wirkliche „Bewegung“ war und von einem Zeitraum von 10 Jahren, in denen in einzelnen Regionen bereits Vorläuferbewegungen aktiv waren oder noch Nachfolgebewegungen bis in die 1970er Jahre hinein nachliefen.

Der „bewegte“ Kernzeitraum der Politischen Jugendbewegung von 1967-1977 wäre aber nicht zu verstehen, wenn diesem nicht eine ausführliche Beschreibung des politischen Klimas in den 50er und frühen 60er Jahren vorausging. Alle Bewegungen haben ihre Vorgeschichte und für das Verständnis von dem, wie Jugendlichen sich in den 60er Jahren fühlten und wie sie dachten, ist es notwendig, das Jugendleben der 50er Jahre und das besondere politische Klima der Kleinstadt in den 50er und 60er Jahren voranzustellen. Deshalb wurde der Zeitraum des Thema „Kleinstadt 1968“ zeitlich rückdatiert und um diese Epoche der 50er und frühen 60er Jahre erweitert, denn sie war sozusagen der politische Nährboden auf dem die politische Aufbruchstimmung der „Provinz 1968“ so schnell Wurzel fassen und wachsen konnte.

„Kleinstadt 1968“ ist also nur der begrifflich-datierte Aufhänger, sich mit den „Politischen Jugendbewegungen in der Kleinstadt 1967 – 1977“ (wie der Untertitel des Schwerpunktteils daher auch folgerichtig lautet) zu beschäftigen. Damit wird die Metropolen- und Studentenbewegungs-Geschichte der 68-Bewegung endlich einmal um den ‚Provinzfaktor Kleinstadt‘ erweitert, werden die ‚kleinen Studentenbewegungen‘ (d.h. die die Studentenbewegung in den Kleinstädten vertretenden und ersetzenden Jugendbewegungen) in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt, und damit ein neues Erkenntnis- und Forschungsfenster aufgemacht, denn die Darstellung der Ausläufer der 68er-Revolution auf die ländlichen Kleinstädte und Dörfer ist bisher ein beinahe völlig unerforschtes Feld. Eine umfassende „Sozialgeschichte der Politischen Jugendbewegungen in der Provinz“ liegt bisher nicht vor.

Ein erster Versuch, eine solche vorzulegen, ist unser Schwerpunktheft, das sich darauf verlegt hat, diese Zeitepoche und die einzelnen Bewegungsabschnitte möglichst zeitnah, sprach-authentisch und in Originaldokumenten widerzugeben. Dieser Anspruch konnte nur gelingen, weil es sich bei diesem Text selbst um ein ‚historisches Dokument‘ handelt, das bereits vor 30 Jahren verfasst wurde, und bisher unveröffentlicht blieb. Es sollte Teil einer größeren Arbeit zur „Geschichte der Politischen Jugendbewegungen in der (westdeutschen) Provinz von den 50er bis in die 70er Jahre“ werden, konnte aber bisher nicht vollendet werden. Bis auf einige kleine Textkorrekturen und ganz wenige Literaturergänzungen, liegt mit diesem Text damit ein einmalige Zeitdokument (entstanden im Zeitraum von 12 - 15 Jahren nach 1968) in der Sprache, den Denkbildern und in der Empathie der damaligen Zeit vor, das nicht im historischen Nachblick ‚bereinigt‘, ‚korrigiert‘ oder ‚geschönt‘ wurde. Dieser authentische Rückblick ermöglicht es, sich nochmals in diese besondere Zeit einzufühlen, die radikale Kraft und Unbeugsamkeit der damaligen Akteure zu spüren, aber auch die vorhandenen Ängste auf allen Seiten nachzuempfinden.

Die damals übliche Rückholung von Diskussionsfragmenten aus früheren Erfahrungen der politischen Linken mit der Provinz (wie z.B. bei Friedrich Engels, bei Kurt Tucholsky, bei Ernst Bloch, bei T.W. Adorno usw.), die durchaus auf hohem theoretischen Niveau geführte Debatten, den eigenen „politischen Kleinstadtkampf“ unter den „Gesetzmäßigkeiten der Kleinstadtverhältnissen“ einzuordnen und zu verstehen, und der damals vorherrschende politische Rechtfertigungszwang, die eigene politische Arbeit, sowohl gegenüber den real-existierenden Provinzverhältnissen abzugrenzen, als auch sich gegenüber der metropolen- und kopflastigen und damit ‚provinz-arroganten‘ Linken, zu legitimieren, macht diese Arbeit zu einem echten Zeitdokument.

Im Jargon der damaligen Zeit, im unfertig-suchenden Analyseraster einer sich als ‚links‘ verstehenden Provinzbewegung, in der schonungslosen selbstkritischen Offenlegung von Irrtümern und Fehlern, wird hier eine Epoche

in ihrer ganzen zeitbedingten Widersprüchlichkeit wieder lebendig. Dieses Zeitdokument - das in der Fülle seiner Zitate – von damals selbst in den Jugendbewegungen Aktiven (quasi als ‚Chronisten der Bewegung‘) - verfasst wurde, gibt Einblicke in das Denken der damaligen Zeit, wie es alle nachgelieferten Aufarbeitungen so zeitnah und gefühlsecht nicht mehr liefern könnten.

Auch wenn dieser bewegungsnahe Blickwinkel notwendigerweise reflektorische Lücken und analytische Unzulänglichkeiten aufweisen muss, also nicht frei ist, von blinden Flecken, sachlichen Verkürzungen oder emotionalen Einfärbungen, ist seine jetzige Veröffentlichung 2008 im 40jährigen Jubiläumsdatum von 1968 ein Glücksfall, denn diese „Geschichte der Politischen Jugendbewegungen in der Provinz von 1967 – 1977“ hat eine Person geschrieben, die nicht nur selbst aktiv, reflektierend und schreibend dabei war, sondern auch alle drei Jugendbewegungstypen autobiographisch durchlaufen und durchlebt hat.

Diese Selbstbetroffenheit – deren Mängel in der Selbstbeurteilung uns ja, wie gerade geschildert, durchaus bewusst sind – wird aufgewogen durch die damalige Präsenz „*im Lauf der Dinge*“ (Ernst Bloch), durch die Teilhabe an ‚inneren Einblicken‘ in das Denken und Fühlen der damaligen Zeit und der damaligen Akteure, durch einen direkten Nachvollzug der damals geführten Diskussionen und der die Denkbilder beherrschenden Theorien und Ideologien (wie z.B. das von den Jugendbewegungen geprägte und so definierte „repressive Kleinstadtbild“, das auf Grund eigener Erfahrungen mit der Kleinstadttöflichkeit Schritt für Schritt differenziert und korrigiert wurde). D.h. auch die in dieser Arbeit vorgenommene Analyse der Kleinstadtsituation folgt keiner heute üblichen ‚objektiven Definition‘ von Kleinstadt - z.B. nach den Kriterien der Soziologie, der Raumplanung oder der Kulturwissenschaft - sondern folgt dem ‚eingefärbten Kleinstadtbild‘ dieser Epoche, um deutlich zu machen, wie sich in dieser Sichtweise die eigene Identität und Abgrenzung als rebellische Gegen-Bewegung niederschlug. Nur eine „verspießerte Kleinstadt“ konnte eine „anti-spießerische Revolte“ richtig begründen und rechtfertigen. Und für das so vorgegebene Kleinstadtbild gab die „Kleinstadt 1968“ und danach, mit ihrem beinahe ‚religiösen Kreuzzug‘ gegen die in ihre ruhige Kleinstadtordnung eindringende ‚Unruhestifter‘, selbst genug eigene Beispiele ab, so dass sie dieses negative Kleinstadtbild selbst immer wieder bestätigte und damit das ‚gefühlte‘ Kleinstadtbild auch zum ‚erlebten‘ machte.

Der HinterLand-Teil als „zweiter“ Schwerpunkt zum Thema

Dieses Schwerpunktheft zur „Kleinstadt 1968“ beschränkt sich aber nicht nur auf eine möglichst authentische Schilderung des Denkens und der Aktionen der damaligen Politischen Jugendbewegungen, sondern liefert in seinem

„HinterLand-Teil“ weitere wichtige Zeitdokumente einer (selbst)kritischen Nach-Reflexion der Politischen Jugendbewegungen in den Zeitabständen von 10 bis 40 Jahren danach, die beweisen, dass die gesellschaftliche Einordnung und Bewertung der „Kleinstadt 1968“, also der Politischen Jugendbewegungen in der Provinz, keineswegs ‚geschichtsgeklärt‘ ist.

Es handelt sich um die Beiträge:

1978:

Albert Herrenknecht: **Unsere zehn Jahre danach. Subjektive Eindrücke über die Jugendbewegung in der Provinz.**

(Erstmals erschienen in: Ästhetik und Kommunikation – Beiträge zur politischen Erziehung, Heft 34 - Schwerpunkt: Neue Lebensformen – Wunsch und Praxis - Berlin 1978, S. 73-79, inklusive eines redaktionellen Nachtrags damals herausgekürzter Text-Passagen.)

1991:

Albert Herrenknecht / Jürgen Wohlfarth: **Vom Kampf gegen die Provinz zum Kampf mit der Provinz. 20 Jahre politische Emanzipationsbewegungen in der Provinz.**

(Erstmals erschienen in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, Schwerpunkt: Power in der Provinz. Heft 4 / 1991, Marburg 1991, S. 21-31)

1993:

Albert Herrenknecht: **Die Jugendbewegung in der Provinz als alternative „Beheimatungsbewegung“ – 25 Jahre Jugendzentrumsbewegung in der Provinz. Ein Rückblick.**

(Erstmals erschienen in: Friedericke Kamann / Eberhard Kögel: Ruhestörung. Eine moderne Heimatgeschichte. 25 Jahre Jugendzentrum Stetten in Selbstverwaltung 1968-1993, Teil I (April 1968 bis Ende 1975). Stetten / Grafenau 1993, S. 10-22)

1999:

Albert Herrenknecht: **Heimat als Thema der neuen sozialen Bewegungen der 70er und 80er Jahre.**

(Erstmals erschienen in: Förderverein Projekt Osthofen e.V. (Hrsg.): Heimatbewegung und NS-Kulturpolitik in Hessen, Pfalz, Elsaß und Lothringen. Osthofen 1999, S. 26-32)

Diese - in unterschiedlichen zeitlichen Abständen zu dem jeweiligen Jubiläumsdatum 1968 gelieferten Bilanzen - gehen recht (selbst)kritisch mit der eigenen „Geschichte der Politischen Jugendbewegungen in der Provinz“ um, lassen also keine Verklärungen zu einer „Mythos-Geschichte 1968“ aufkommen, würdigen aber immer wieder auch die gesellschaftlichen und (kultur)politischen Erfolge der Jugendbewegungen für das heutige Leben und Jugendleben in den ländlichen Kleinstädten. Viele Biographien von ehemaligen Jugendbewegten zeigen, dass diese Lebensphase doch sehr

prägend und entscheidend für ihren weiteren Werdegang waren und sich als biographische Intensivphase sehr tief in ihre Person eingegraben haben.

Interessant ist, wie in zeitlicher Distanz zu den Ereignissen von 1968, sich immer mehr herauschält, wie sehr diese Jugendrevolte doch auch eine schubartige Modernisierungsbewegung für die Kleinstädte war, und wie sehr es, gerade den Jugendlichen in der Provinz – was damals völlig unverstanden war – im Grunde um eine ‚alternative Beheimatung‘ vor Ort und gar nicht so sehr um eine oft unterstellte ‚Zerstörung der Provinz‘ ging. Auch die vielen schriftlichen, beinahe literarischen, Dokumente aus den Jugendbewegungen zeigen, dass die heutige Einschätzung der „*Jugendbewegungen als alternative Heimatbewegungen*“ (Albert Herrenknecht / Jürgen Wohlfarth) gar nicht so falsch liegt.

Noch immer zu wenig untersucht ist die These, dass die Jugendbewegungen – vor allem die Jugendzentrumsbewegung – die sozio-kulturelle Erneuerung und Modernisierung der Kleinstädte vorbereiteten und kulturell einläuteten, und damit eine bis dahin nicht gekannte kulturelle Pluralität in den Kleinstädte einführte. Und – was das wirklich Neue war – dass die Kulturmodernisierer in den Kleinstädten wohnen blieben und diesen Kulturerweiterungsprozess mit vielen kleinen Kulturprojekten, Betriebs- und Existenzgründungen auch fortsetzten. Dass die damaligen ‚68er-Revolutionäre‘ heute in manchen Kommunen zu den ‚neuen grünen Bewahrern‘ wurden, und sich somit wieder ‚in der Opposition‘ zur Main-Stream-Politik der Kleinstädte befinden, ist eines der großen Paradoxien der Geschichte.

Die Analyse der Kleinstadtentwicklungen seit den 1980er zeigt (Siehe: PRO-REGIO-ONLINE, Heft 2 – 2004: „Kleinstadtbilder – Kleine Sozialgeschichte der ländlichen Kleinstadt von 1945-2000“, S. 30ff.), dass diese sich bei ihrem Binnenmodernisierungsprozess durchaus aus den kulturellen Impulsen der 1968-Bewegung bedienten und dieser ohne die ‚kulturelle Eisbrecherfunktion‘ der Umbrüche in den 60er und 70er Jahren so nicht möglich gewesen wäre. Der räumliche und kulturelle Aufbruch der Kleinstädte seit den 80er Jahren, der neue kulturelle und infrastrukturelle Standards für die Kleinstadtentwicklung setzte, hatte im kulturellen Aufbruch der Jugendgeneration nicht nur eine Tandem-Ergänzung, sondern auch einen wichtigen Vorreiter und Wegbereiter. Es wäre an der Zeit dies - ‚40 Jahre danach‘ - endlich einmal anzuerkennen und zu würdigen.

ThemenZitat(e)

"KLEINSTADT 1968"
Eine Aufbruch-Zeit -

Zeitenwenden und Jugendzeiten

„Die Zeitenwenden sind selber die Jugendzeiten in der Geschichte, das heißt sie stehen objektiv so vor den Toren einer neu heraufkommenden Gesellschaft, wie die Jugend sich subjektiv vor der Schwelle eines bisher unaufgeschlagenen Lebensstags stehen fühlt.

Die Luft solcher historischen Frühlinge schwirrt von Planungen, die ihre Ausführung suchen, von Gedanken in der Inkubation. Nie sind die prospektiven Akte häufiger und gemeinsamer als hier, nie das Antizipatorische in ihnen inhaltvoller, nie der Frühling mit dem Anrückenden unwiderstehlicher.

Alle Wendezeiten sind derart mit Noch-Nicht-Bewußtem gefüllt, auch überfüllt. Hier sind Überdruß, Wachtraum, Morgenrot die Ingredienzien des Voran. Und ebenso schaffen solche Zeiten an Problemen, die in der vorhandenen Wirklichkeit noch kaum keimhaft hervorgetreten sind.

Der Mensch fühlt sich in solchen Zeiten deutlich als nicht festgestelltes Wesen, als eines, das zusammen mit seiner Umwelt eine Aufgabe ist und ein riesiger Behälter voll Zukunft.

Fällt Jugend gar in revolutionäre Zeiten, also in die Zeitwende so weiß sie erst recht, was es mit dem Traum nach vorwärts auf sich hat. Er geht dann vom vagen, vor allem privaten Ahnen zum mehr oder minder sozial geschärften, sozial beauftragten über. Jugend und Bewegung nach vorwärts sind darin Synonyme."

Ernst Bloch

Aus: Prinzip Hoffnung,
Frankfurt 1979 (S. 132-134)

Die Stimme des Andersseins

„Die Stimme des Andersseins, Besserseins, Schönerseins ist in diesen Jahren so laut wie unabgenützt, das Leben heißt ‚Morgen‘, die Welt ‚Platz für uns‘.

Gute Jugend geht allemal den Melodien aus ihren Träumen und Büchern nach, hofft, sie zu finden, kennt das heiße dunkle Irren durch Feld und Stadt, wartet auf die Freiheit, die vor ihr liegt.

Sie ist ein Heraussehen, Heraussehen aus dem Gefängnis des äußeren, muffig gewordenen oder muffig erscheinenden Zwangs, aber auch der eignen Unreife. Die Sehnsucht nach dem Leben als Erwachsener treibt an, doch so, daß dieses Leben gänzlich umgeändert werden sollte.

Alle frische Kraft hat das Neue notwendig in sich, bewegt sich darauf hin. Seine besten Orte sind: die Jugend, die Zeiten, die im Begriff sind, sich zu wenden, die schöpferische Hervorbringung.

Bereits ein junger Mensch, der etwas in sich stecken fühlt, weiß, was das bedeutet, das Dämmernde, Erwartete, die Stimme von morgen. Er fühlt sich zu etwas berufen, das in ihm umgeht, in seiner eigenen Frische sich bewegt und das bisher Gewordene, die Welt des Erwachsenen überholt.

Gute Jugend glaubt, dass sie Flügel habe und dass alles Rechte auf ihre herbrausende Ankunft warte, ja erst durch sie gebildet, mindest durch sie befreit werde.“

Ernst Bloch

Aus: Prinzip Hoffnung,
Frankfurt 1979 (S. 132-133)

PRO-REGIO-ONLINE

- Zeitschrift für den Ländlichen Raum -

Heft Nr. 5 - 2008

DIE VERNACHLÄSSIGTEN KLEINSTÄDTE

- Der vergessene Teil des Ländlichen Raumes -

Teil IV:

"Kleinstadt 1968"

- Politische Jugendbewegungen in der Provinz

ThemenSchwerpunkt

Albert Herrenknecht

"Kleinstadt 1968" – Die Politischen Jugendbewegungen in der Provinz von den 1950er bis 1970er Jahren

1. Die Soziallandschaft der Kleinstadt in den 60er Jahre

*"Sie [die Kleinstädte] haben noch
reaktionären Muff genug, den Stumpfsinn
währenden Kleinbürger, eine schauerliche
Provinzpresse."*

(Ernst Bloch, Lu-Ma, S. 16)

*"Kleinstadt!", so heißt es im Vorwort in "Das Buch der deutschen Kleinstadt"
von 1920 – „dem Einen erscheint Sie als die Verkörperung jedweden
Stillstandes, gleichbedeutend mit Pfahlbürgertum und Philisterenge, der*

Andere sieht in ihr den Inbegriff einer liebenswerten Idylle, begrüßt in ihr die traumschöne Stätte einer längst dahingeschwundenen romantischen Vergangenheit. Wohl keine der beiden Wertungen trifft für sich allein das Richtige, denn sie übertreiben. Gewiß fällt des Menschen geistiger Gesichtskreis oft zusammen mit des Raumes Begrenzung, in der er seinen Alltag verbringt. Unwesentliche, aber lieb gewordene Dinge, beschränkte Verhältnisse dünken ihn bedeutungsvoll, und mit seinem unzulänglichen Maßstab mißt so ein Krähwinkler vielleicht das Getriebe einer größeren Welt draußen, die er nicht kennt, zu der er keine Beziehung besitzt." (Bäte / Meyer-Rotermund, S. 5)

Dieser Provinzzustand scheint in den 60er Jahren überwunden: Kleinstädte präsentieren sich nicht mehr als zugemauerte Lebenswelten, sondern als weltbürgerlich offene Idyllen, die sich nicht mehr zu verstecken brauchen hinter ihrer Kleinheit und Bescheidenheit, sondern diese offen, sichtbar und geschickt vermarkten:

"Ist eine Kleinstadt ein Freilichtmuseum mit mittelalterlichem Marktplatz und plätscherndem Brunnen, angestrahelter Burgruine, gotischer Kirche, alles wie aus dem Baukasten, Festspiele in historischen Kostümen, Reiseandenken, Tummelplatz für Heimatforscher, eigens aufgebaut für die Touristen aus Amerika, die mit ihren Straßenkreuzern die Romantische Straße oder die Weinstraße entlangfahren: alles ist so echt, alles so historisch, alles romantisch, alles deutsch, alles so very nice. Man fährt zum Marktplatz, den Kirchturm erkennt man von ferne, es ist leicht sich zu orientieren, schwerer ist es einen Parkplatz zu finden. Auch im historischen Gasthof gibt es fließendes Wasser, warm und kalt und eine Telefon am Bett. Romantik mit Komfort. Die Außenbezirke nimmt man kaum wahr, man sagt höchstens: scheußlich, diese Fabrik! Ausgerechnet am Fluß! Oder: ausgerechnet am Burgberg! Das Häßliche fällt hier noch mehr auf als dort, wo das Schöne nicht so dicht beieinander liegt. Alles fällt hier mehr auf!" (Brückner, S. 123)

Die Kleinstädte laufen überall dem Fortschritt hinterher, was sie nicht selten zu überstreckten Provinzstädten macht und ein Bild von Aufgeblasenheit und Selbstüberschätzung produziert. Das inszenierte Bild der Kleinstädte im Touristenlook, der marktgerechten Idylle und verträumten Provinzstadt überkleistert das Fortbestehen der alten Kleinstadt, der unsichtbaren Kleinstadtstrukturen hinter den Fassaden:

"Die oberflächliche Ausgewogenheit dieser Kleinstädte verdeckt das extreme Unterbewußtsein, das in ihnen steckt, jenen eingefleischten Provinzialismus, der diese Kleinstädte kulturell so arm macht. Solche deutschen Kleinstädte sind nur Schätze für diejenigen, die sie nur von der Betrachterseite kennen, ihre Fassaden als Beschaulichkeit, Aufgeputztheit als Schmuck und ihre Enge als willkommene Überschaubarkeit erleben. Für die gehetzten Städter sind

solche Städte Kleinode, Phasen der Ruhe, Stätten, in denen die Welt angeblich noch in Ordnung ist. Für die ferneren Touristen sind diese restaurierten Zoos kleinstädtischer Gemütlichkeit das Sinnbild des "Good old Germany", während es die inzwischen cleveren Kleinstadt-Geschäftemacher eher mit dem 'money' halten und den Marktwert ihrer Kleinstadt richtig eingeschätzt haben. Viele Kleinstädte in allen deutschen Provinzen verkaufen sich täglich nach diesem Muster und keiner empfindet Trauer dabei. Sie erleben es eher als Bewunderung, denn als Entfremdung. Man könnte direkt meinen, sie bräuchten dieses Außenbild, diese Sichtweise der Konsumenten, um darin ihre Identität zu finden, weil sie von sich aus nicht mehr in der Lage sind, eine solche aus eigener Initiative von innen heraus herzustellen." (Herrenknecht, Kleinstadt ohne Leben, S. 179)

"Die kleinstädtischen Schattenseiten - Goethe spricht von Unrat, der in den Gassen sich häuft, von verfaulenden Balken die die Häuser der Redlichkeit gefährden - werden von deutscher Ideologie nicht wahrgenommen. In Wirklichkeit ist jedoch die Kleinstadt seit eh und je auch der sozio-kulturelle Ort, an dem Muffigkeit und Börsartigkeit, Pedanterie, Prüderie und geistige Engstirnigkeit auf dem Sumpf seelischer Verkümmern ins Kraut schießen." (Glaser, Kleinstadt-Ideologie, S. 66)

Die Kleinstadt-Idylle wird als Ware aufgeputzt, alter Makel früherer Zeiten, wie provinzielles Biedermeiertum, kleinstädtische Stickluft, Kleinstadtmief, mit der Sanierung der Stadtkerne, belüftet, belichtet und beseitigt und das Schein-Bild einer modernen Kleinstadt - alt in der Tradition und im Stadtbild, modern im Lebensrhythmus und Konsumniveau - herausgestellt. Schaufensterpolitik - man zeigt, was man hat und zeigt, was man kann.

Die Klischees der neuen, dynamischen Kleinstädte sind: die moderne Einkaufsstadt, die Industriestadt im Grünen, das aufstrebende Mittelzentrum mit idyllischen Altstadt kern. Mit dem ökonomischen Fortschritt wächst aber nicht auch gleich der gesellschaftliche Fortschritt in den Kleinstädten. Alte Elemente vom Land (bedingt über die Eingemeindung der umliegenden Dörfer) und aus früherer Zeit (Kleinkrämermentalität, etc.) wirken nach und lähmen das Innenleben der expandierenden Kleinstädte, machen sie so zäh und politisch borniert, trotz neuem Wind und mittelständischem Luxus. In diesen Kernen überlebt das alte 'Provinzielle Denken' weiter, trotz kapitalistischem Wertgesetz, trotz neu zusammengesetzter Kleinstadtaristokratie und neu entstandener Versorgungsmentalität bei den Bürgern, als „Geschwätzdemokratie“ (vgl. Luckmann, S. 120) der Stammtische, als fest verteilte informelle Macht, als handfeste Interessenpolitik der Finanzoligarchien, als Herrschaft mittelständischer Kleinbürger.

Benita Luckmann definiert diese innere Ungleichzeitigkeit der Kleinstädte zwischen ökonomischen Liberalismus und politischen Konservatismus als

"Wirtschaftswunder-Liberalismus" (Luckmann, S. 254)

"Ein ökonomischer Liberalismus, der sich mehr oder minder in Isolierung von entsprechenden Entwicklungen in anderen Sektoren der Gesamtgesellschaft realisiert, ist in der deutschen Geschichte allerdings kein einzigartiges Phänomen. Doch entwickelte sich der ökonomische Liberalismus der Bismarckperiode in einer Atmosphäre allgemeiner Hoffnung und Begeisterung für das neue vereinte Kaiserreich, während der Wirtschaftswunderliberalismus eher aus persönlicher Verzweiflung, politischer Enttäuschung und politischem Skeptizismus entsteht. Der deutsche Zusammenbruch von 1945, der auf die Enttäuschungen des hochpolitisierten, national-zentralistischen NS-Staates und den verlorenen Krieg, der die Idee des großdeutschen Reiches hätte besiegeln sollen, folgte, rief die allgemeine 'Schneckenreaktion' hervor. In Bretten wurde die völlige Auflösung der nationalsozialistischen politischen Ordnung durch den politischen Doppelselbstmord ihres Bürgermeister und Landrats besonders dramatisch symbolisiert. Sie wurde durch die darauf folgende 'entnazifizierende Unsicherheitsperiode' dem einzelnen aufs peinlichste bewußt." (Luckmann, S. 254)

Als Ersatz für politische Ohnmacht, weltpolitischer Bedeutungslosigkeit und belasteter Vergangenheit flüchteten sich die Bürger der Kleinstädte in ihren 'Wiederaufbau', im doppelten Sinne des Wortes als Neuaufbau des Stadtbildes, Teil-Modernisierung, aber auch als Wiederaufbau der alten angeschlagenen Provinz, als innere Restauration, deren *"traditionelle Symbole der 'Gutbürgerlichkeit', der 'Solidität', der 'Eingesessenheit' und 'Dazugehörigkeit' in der Gemeinde"* (Luckmann, S. 255) zum Leitbild des neuen politischen Konservatismus wurden.

"Wenn es eine deutsche Seele gibt, so nistet sie in der Kleinstadt, oder besser: kehrt sie in ihren Sehnsüchten und Hoffnungen, Enttäuschungen und Frustrationen immer wieder zum Nest zurück - zu den Nestern, die sich das deutsche Bürgertum zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts über politische und menschliche Abgründe klebte: heimelige Refugien vor den Winden und Stürmen einer radikal sich verändernden Welt. So trägt diese deutsche Seele weiterhin in sich und mit sich die Träume und Traumata, die Psychosen und Neurosen, aber auch den ganzen transzendierenden Glanz des Nesthockeridylls." (Glaser, Kleinstadt-Ideologie, S. 66)

Der politische Restaurationsprozeß der Provinz entwickelte sich zu einer Restauration des Alltäglichen und zu einer Homogenisierung des öffentlichen Lebens, zu einer Uniformierung der politischen Kultur der Provinz. Zeichen dieser Entpolitisierung der Kleinstadtöffentlichkeit sind eine oft vorhandene unkritische Presse (vgl. Zoll, Wertheim III), die sich immer noch in Hofberichtserstattung übt, eher als Poesie-Album des Oberbürgermeisters und Sprachrohr der Regenten fungiert, anstatt als kritisches Korrektiv

demokratischer Meinungsbildung; eine faktische Gleichschaltung der politischen Meinungen der Parteien, die sich trotz kleiner Streitereien, Großmaulereien, Schattenkämpfen, Scheinkonflikten und persönlichen Querelen, auf eine Generallinie der Provinzpolitik, einer faktischen Dauerkoalition, geeinigt haben. Das politische Geschäft in der Provinz gewinnt dadurch Züge einer alten Zunft- und Honoratiorenpolitik, in der politische Entscheidungen im *"Tauschhandel des Koalitionsbetriebs"* (Luckmann, S. 163) - im doppelten Sinne des Wortes - ausgewogen werden.

Richtlinie für diese Ausbalanzierung der Interessen sind die unsichtbaren Gesetze provinzieller Politik, die sowohl in den Kleinstädten, als auch auf den Dörfern, den Maßstab für die politischen Entscheidungen bilden: 'Der Trend zur Mitte und Mittelmäßigkeit', der zum eigentlichen Zentrum und Ideal der Kleinstadtpolitik wird, quasi zum Schwerpunkt, um den das politische Leben kreist, von dem es sich per Zentrifugalkräften speist und zu dem es in seiner Handlung immer wieder zurückkehrt. Dieses Modell einer provinziellen Kreislaufpolitik, einer in der Grundeinstellung konservativen Radialität des Provinzlebens wird trotz künstlichem Modernismus und sich änderndem Zeittrend zäh verteidigt.

Friedrich Engels beschreibt diese Sucht nach Ausgleich und Mittelmäßigkeit als *"wenig Reichtum, wenig Armut, lauter Mittelstand und Mittelmäßigkeit"* (Engels, S. 138), als *"politische(s) Übergewicht der Kleinbürgerschaft"* (Engels, S. 138), die die Gemeindepolitik als *"ein Tätigkeitsfeld für kleine, bescheidene Leute"*, die unter *"Staat eine etwas vergrößerte Gemeinde"* (Engels, S. 138) verstehen und sich damit selbst ein- und von der Geschichte ausschließen:

"Keine aktive Beteiligung an der Geschichte, keine auswärtige Politik, lauter inländischer kleiner Lokalklatsch und kleine Zänkereien en famille; keine große Industrie, keine Eisenbahnen, kein Welthandel, keine sozialen Kollisionen zwischen Millionären und Proletariern, sondern ein stilles, gemütliches Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, in der kleinen, geschichtslosen Bescheidenheit zufriedener Seelen - das ist das sanfte Arkadien." (Engels, S. 138)

Der Hang zum Rückzug aufs Private, auf die *"Tabak- und Bierrepublik"* (Engels, S. 139), ist kein fortschrittlicher Dezentralismus, keine urwüchsige Basisdemokratie, sondern korrespondiert mit dem Ideal eines noch bestehenden Freiraums der Kleinstadt, einer exterritorialen Zone in der Welt.

'Das Bild der Kleinen Welt innen und der Großen Welt draußen', aus der das Feindliche, das Fremde, das Unheimliche kommt: die Angst von der großstädtischen Kultur überflutet zu werden, aber gleichzeitig auch die Angst, in den Strom der Zeit, die großen Probleme und Ereignisse, hinausgerissen zu werden und darin verloren zu gehen.

Das provinzielle Weltbild von vertrautem 'Innen' und bedrohendem Außen, von sicherem Ort in den Kleinstadtmauern und der unsicherer Welt im Wandel draußen, spielt immer noch eine zentrale Rolle, wenn es gilt, schädliche Einflüsse von Außen rechtzeitig abzuschirmen:

"Diese Städte stellen für die in ihnen tonangebenden Schichten - Rechtsanwälte, Ärzte, Beamte und einige wenige Unternehmer - eine Art Enklave dar, sie ermöglichen eine Existenzform, die vermeintlich an den Traditionen kleinstädtischen Honoratiorentums anknüpft. Man kann sich über die als bedrohlich empfundenen 'Zustände' in den industriellen Ballungsgebieten der BRD solange erhaben fühlen, wie es gelingt, die von dort ausstrahlenden Einflüsse an einem eisernen Vorhang von Enge und Beschränktheit abprallen zu lassen - ob es sich um die Drogen amerikanischer Besatzungssoldaten oder die 'Ideologien' Frankfurter Linksintellektueller handelt." (Frühe Unordnung, S. 88)

Noch bedrohlicher als diese ideologische Infiltration der Kleinstädte wird dagegen der Aufstand im Innern der Kleinstädte, die hausgemachte Umwälzung, die Zufluß zu dem städtischen Strom der Veränderungen sucht, erlebt, denn diese Bewegung erzeugt Wirbel und Strudel, bei denen leicht noch mehr in Bewegung und ins Rutschen und Fallen kommen könnte, was *"...ihr geliebtes stilles Arkadien sehr leicht im Strudel weit kolossalerer Konflikte, wirklicher Klassenkämpfe, mit wegschwemmen könnte. Daher die Furcht der Kleinbürger (...) vor jeder revolutionären Erschütterung."* (Engels, S. 139)

Gegen solche existentielle Bedrohung wird dann die gemeine Provinz mit dem *"fanatischen Enthusiasmus des Spießers"* (Engels, S. 139) losgeschickt, dessen Mechanismus am Beispiel der Wertheimer Jugendhaus-Bewegung deutlich abzulesen ist:

"Diese Kleinstadt konnte nichts anfangen mit dem Protest der Jugend; ihre bornierte Lebenskultur war nicht offen genug für eine Opposition innerhalb der ideologischen Kleinstadtmauern. Die Herausforderung war zu groß für das Kleinstadtdenken der alteingesessenen Bürger, deren Horizont nicht selten am Giebel des Nachbarhauses und am Rand der Stammtische endet. Wertheim wollte alles beim Alten belassen und entließ lieber die kritische Jugend als die eingefahrene Ordnung durcheinander zu bringen. Wertheim war nicht in der Lage, die positiven Impulse der Revolte zu nutzen, sondern erstickte diese in einer Restauration des Alltäglichen.

Diese Provinzstadt war zu unbeholfen, um offen und überzeugend mit den Rebellen aus ihren eigenen Reihen zu kämpfen und schickte lieber die störrische und gemeine Provinz, die Gewalt der Diffamierung und die Macht kleinstädtischer Institutionen mit ihrer zermürbenden Langatmigkeit in die Schlacht mit den angeblich fremden Ideen der Provinzrebellens, um diese

lautlos im Gleichklang des Alltags untergehen zu lassen." (Herrenknecht, Kleinstadt ohne Leben, S. 176)

Heinrich Heine hat dieses Modell der kleinstädtischen Kleinbürgerwelt sehr präzise in seinem Gedicht auf die deutsche Provinz, *"Erinnerungen aus Krähwinkels Schreckentagen"*, auf den Punkt gebracht:

*"Wir, Bürgermeister und Senat,
Wir haben folgendes Mandat
Stadväterlichst an alle Klassen
der treuen Bürgerschaft erlassen.*

*Ausländer, Fremde, sind es meist,
Die unter uns gesät den Geist
Der Rebellion. Dergleichen Sünder,
Gottlob! sind selten Landeskinder.*

(...)

*Wer auf der Straße räsoniert,
wird unverzüglich füsiliert;
Das Räsonieren durch Gebärden
Soll gleichfalls hart bestraft werden.*

*Vertrauet eurem Magistrat,
Der fromm und liebend schützt den Staat
Durch huldreich hochwohlweises Walten;
Euch ziemt es, stets das Maul zu halten."*

(Heine, S. 34)

'Eine allseits präsenste Öffentlichkeit' beherrscht das Kleinstadtleben - nicht als kritische, demokratische Öffentlichkeit, sondern als soziale Kontrolle, als kleinstädtisches Über-Ich, als Zensur-Behörde:

"Der Übersichtlichkeit und dem Öffentlichkeitscharakter des städtischen Lebens entspricht die Kenntnis der Gesamtbio-graphie des einzelnen. "Es kann einem doch in Bretten niemand was vormachen." "Man kennt sie doch alle von klein auf. Man ist doch zusammen in die Schule gegangen. Man kennt die ganze Familie und weiß, was jeder ist und was er getan hat." Solche Aussagen mögen Kritikern des "Kleinstädtertums" dazu verleiten, Bretten ein "Tratschne-st" zu nennen, "in dem es keine Geheimnisse", "in dem jeder auf jeden aufpaßt": "Wenn wir mal abends ausgehen und anschließend noch bei einem Kumpel sind, dann weiß es am nächsten Tag die ganze Nachbarschaft und von woanders her wird es einem zugetragen." Das ist auch in gewissem Sinne wahr. Jeder weiß, was der andere tut. Jeder weiß tatsächlich vom

anderen Bescheid, nimmt Notiz davon, was der andere tut und findet auch, daß es recht so ist. Jeder weiß daher auch, welches die Stellung des anderen in der städtischen Gesellschaft ist und welche Erwartungen mit dieser Stellung verbunden sind. Letzten Endes weiß dadurch ja auch jeder selbst, was von ihm erwartet wird, wie er sich verhalten muß und wo er im Vergleich zu anderen in der Gemeinde eingestuft ist. "Jeder hat hier einen festen Platz - da kann er tun, was er will, es hilft ihm alles nicht." (Luckmann, S. 23-24)

Durch diese ständige biographische Erfassung erscheint die Kleinstadtgesellschaft als eine Gesellschaft lauter Nachbarn, denen nichts verborgen bleibt, und die mit Adleraugen über seine Bewohner wacht: *"Das ist wie eine große Bühne, mit viel Offenheit und Öffentlichkeit und keinerlei Intimität. (Das Intime spielt sich hinter den Kulissen ab.) Man lebt da eben unter lauter Nachbarn. Natürlich kennt man die nicht alle, aber man könnte praktisch jeden mal kennenlernen, man gehört ja zusammen."* (Lindquist, S. 49)

Der Verlust von Intimsphären, von privaten Rückzugsgebieten, von Anonymitätsnischen innerhalb des Kleinstadtlebens führt zur Ent-Persönlichung des Lebens, zu einem Repräsentationsleben des Scheins, des guten Rufes, des Ansehens der Schaufenster-Politiker- und Darstellung.

Mit gleicher Eigengesetzlichkeit wird in der Provinz versucht, jegliche politische Exponierung von Leuten außerhalb des Amtes (denn da ist sie geradezu als Amtsautorität gefordert) quasi als Gegen-Autorität zu verhindern. Dies geschieht über alte gut-funktionierende Mechanismen: Politisches Engagement wird auf fehlende sexuelle Befriedigung des Akteurs zurückgeführt, nach dem Motto: "Keine Frau, dafür viele Funktionen", wodurch eine Distanz in dem Sinne aufgebaut wird: Jeder der in festen Händen ist, braucht sich nicht dermaßen profilieren; zum anderen wird die politisch-gerechtfertigte Exponierung und Radikalisierung von Personen, oft aus Neid und Mißgunst, als Geltungssucht der Aktiven diffamiert, die sich über ihre kleine Welt hinaus erheben wollen, etwas Besseres sein und damit sicher zu Fall kommen werden, nach dem Motto: Hochmut kommt vor dem Fall.

Um diese Mechanismen einer moralischen Verurteilung mit anschließender Verbannung aus dem öffentlichen Leben durchzuführen zu können, wird öfters sogar die Exponierung von Personen systematisch betrieben, indem z.B. von der Provinzpresse immer eine Person synonym für die Gruppe oder politische Aktion zum Sprecher aufgebaut wird, oder innerhalb der Gruppe Personen zu Rädelsführer ernannt werden, die dann, spielen sie die Rolle ohne eigene Distanzierung und ohne um Abbau bemüht mit, sich zwangsläufig exponieren müssen, auf ihre Äußerungen politisch festgelegt werden und dafür jahrelang noch gebrandmarkt sind.

"Schwierig ist in der Kleinstadt vor allem das Heraustreten, das tatsächliche Bekennen: Wir wollen dies und jenes. In der Großstadt kannst du das ungestraft sagen, mit großen Plakaten - da schaut kaum einer hin, da kennt dich keiner. Aber in der Provinz ist das immer gleich mit der Bedrohung verbunden, daß man eins auf den Schädel kriegt und aus der Stadt ausgestoßen wird, aus dem sozialen Zusammenhalt, eben weil man nicht die Möglichkeiten hat, wieder in seinen Schlupfwinkel zurückzukriechen, in die Anonymität unterzutauchen mit seiner roten Fahne." (Buckmiller / Fenzel, S. 172)

'Der Hang nach Ausgleich von politischen Extrempositionen', nach 'innerem Frieden', sozialem Ausgleich, Harmonie und Ordnung: *"Die Gegebenheiten des kleinstädtischen Lebens wirken gegen eine Zuspitzung konkurrierender Themen. Sie wirken integrierend." (Luckmann, S. 256)*

"Das Kleinstadtmilieu entwickelt aus sich heraus eine Ideologie des Ausgleiches, einen ganz spezifischen Konservatismus, der nicht auf den Begriff einer gewissen Partei zu bringen ist. Alles, was über den Rahmen dieses Vorstellungsgebäudes, das auf der Ideologie einer gegenseitigen Toleranz um jeden Preis, auf Stammtischphilosophien des Menschlichen-an-sich moral-ökonomischen Beziehungen (Geschäfts- und Verwandtschaftsbeziehungen) basiert, lebt von der Ablehnung aller extremen Positionen, aller derjenigen, die nicht 'dazu' gehören. Die Kleinsituation ist gekennzeichnet durch eine verallgemeinerte Vetternschaft." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 57-58)

Erscheint kein Kompromiß im Sinne der Kleinstadtmoral möglich, so wird mit gleicher Intensität versucht, eine Marginalisierung der Unruhe zu erreichen:

"Wo eine Integration schwer möglich ist, wird eine Segmentierung angestrebt, eine öffentliche Neutralisierung. So zum Beispiel eine Zuordnung bestimmter Glaubenssätze zur privaten oder zur ökonomischen Sphäre.

Das Konfliktpotential wird in der Kleinstadt von allen Beteiligten nach Möglichkeit minimalisiert. Es wird minimalisiert, um die Eintracht und Gemeinschaftlichkeit, um die bevorzugte kleinstädtische Lebensweise, um das 'gute Leben' selbst nicht zu gefährden." (Luckmann, S. 256)

Bleibt auch diese Strategie ergebnislos, so wird mit sozialer Härte und politischem Druck eine Ausgrenzung versucht, das Problem und die Unruhestifter ausgeklammert, quasi 'verbannt' und als Extremposition, Randgruppen, Außenseiter, bekämpft oder als Spinner, Immer-Opponent, Dauer-Widersprüchler in die Narrenecke verwiesen, aus der zwar Kritik vernommen wird, die aber nichts zählt, weil eben 'schon wieder die' oder 'schon wieder der' dahintersteckt und man 'weiß woher das kommt' und damit diese Fundamental-Opposition selbst als politisches Gewissen der Kleinstadt immer mehr abgestumpft wird, zum Ritual verkommt, politisch unproduktiv gemacht wird.

'Die scheinbare Aufhebung der Klassengesellschaft', die hinter einem Labyrinth von persönlichen und Geschäftsbeziehungen, Verwandtschafts- und Bekanntenkreisen, Vereins- und Parteimitgliedschaften, unkennd verschwindet, macht es schwer „*sich in diesen Städten wohlfühlen*„, *bedeutet einen endlosen Katalog an Konventionen anzunehmen.*“ (Bosch / Hossfeld, S. 164)

Der Kleinstadtwald der Interessenverflechtungen, Personalunion und klassenspezifischen Bündnisformen läßt keine eindeutige Klassenbestimmung zu. Eine „*Klassenanalyse der Kleinstadt*“ (vgl. Aktion Jugendhaus Wertheim, S. 7-9) würde auch angesichts einer derart geprägten Realpolitik keinen Aussagewert für eine wirkliche Aufdeckung von ökonomischer Macht, politischem Einfluß und tatsächlicher Herrschaft bringen:

"Es gibt zwar eine Stadtelite, die sich abhebt vom einfachen Bürger, aber die 'Klassenfrage' zu stellen erschiene hier ziemlich absurd, wenn nicht sogar subversiv. Beim Bier jedenfalls sind die Klassenschranken aufgehoben, da herrscht das wärmende Gefühl: Wir sind alle Bürger dieser Stadt, wir sitzen alle im selben Boot.

Eigentlich kennt jeder jeden. Wenn man in der Innenstadt durch die Straßen geht, trifft man ständig auf Bekannte, Freunde, Spezis. Die Vereinsstruktur ist dicht und stark ..." (Buckmiller / Fenzel, S. 156-157)

"Die Stadt ist zu eng und damit das Beziehungsgeflecht. Ich sehe nicht, wo Freund und wo Feind, hier schlagen sie sich, dort sitzen sie am Stammtisch und duzen sich. Sind die Auseinandersetzungen nicht nur Scheingefechte? Bestimmend ist der eigene Vorteil, egal, woher genommen. Ich denke, der ist Genosse? Was macht der im Vorstand des Schützenvereins? Der duzt sich ja sogar mit diesem offensichtlichen Faschisten." (Becker, S. 73)

Die Personalisierung der Konflikte und die Versubjektivierung der Politik, deren Ergebnis die Entpolitisierung des öffentlichen Lebens ist, das Fehlen einer wirklichen Opposition innerhalb der Lokalpolitik, die Gleichschaltung der Parteipositionen, deren programmatische Unterschiede beinahe verwischen, erzeugt ein spezifisches kleinstädtisches Flechtwerk, das alte Standesstrukturen aufweist: „*Der Kastenunfug blüht in diesen kleinen Städten.*“ (Tucholsky, In der Provinz, S. 327-328) „*Das hält zusammen wie die Kletten. (...) Das bildet eine eherne Mauer – und nirgends ist sie fester als in der Provinz.*“ (Tucholsky, In der Provinz, S. 328)

Hinter dieser Kleinstadtfassade verbirgt sich keine lebendige Demokratie, sondern nüchterne Interessenspolitik, örtlicher Filz und die Angst die 'lokale Balance' durch unnötige Politisierung der Konflikte zu verlieren. Im Gemeinderat regiert meist eine '*Große Koalition*' (Zoll, Wertheim III, S. 139), die durch den dominierenden Führungsstil des Oberbürgermeisters im „*Ein-*

Mann-Regiment mit sehr viel 'shake-hands' und 'keep-smiling'“ (Zoll, S. 148) heimlich regiert wird. Die Herausbildung eines demokratischen Bewußtseins wird durch dieses Defizit an echter Sach-Konfrontation und an dem sterilen politischen Klima der Stadtparlamente nicht gefördert. „Daß Gruppen der Bevölkerung existieren, deren objektiven Interessen keine Vertretung finden“ (Zoll, Wertheim III, S. 16) wird nicht thematisiert.

Gesellschaftliche Interessen werden dadurch hinter dem Bild der Männer, die Geschichte machen, im Mantel der Amtsautoritäten und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens nicht nur verschleiert, sondern die ganze Sachpolitik wird personalisiert, d.h. Kritik wird sehr oft als persönlicher Angriff angesehen, als Schatten auf dem Glanz der Amtsperson, die darauf beleidigt, nicht argumentativ reagiert. Die alten Rituale der 'Majestätsbeleidigung', 'Anschwärzung', 'Respektlosigkeit', gelten immer noch in der Provinz und ein kritischer Angriff auf die herrschende Elite endet nicht selten in der Solidarisierung aller sich dadurch angegriffen fühlenden Bürger gegen denjenigen, der es gewagt hat, so Kritik zu üben, die jedermann bewußte und akzeptierte kleinstädtische Doppelmoral zu provozieren.

Die personalisierte lokale Macht, die Honoratioren, Lokalprominenz und Persönlichkeiten, der herrschenden informellen Machtelite, offen anzugreifen, ohne eigene Lobby und Beweiskraft erscheint angesichts der breit vorhandenen Autoritätsgläubigkeit, Interessensabhängigkeit und Einschüchterung großer Teile der Bevölkerung politisch fatal, als das Ende der politischen Arbeit in der Kleinstadt. Noch immer existiert eine enge Verbindung zwischen Gewerbesteueraufkommen und politischer Macht, zwischen Geschäfts-Gewinn-Tüchtigkeit und öffentlichen Ansehen. (vgl. Zoll, Wertheim III, S. 92 und S. 139) Dies zu ändern erscheint schwierig, solange der Blick der meisten immer noch nach oben geht, die Führungspersonen mehr gelten als diejenigen, die im Unterbau der Kleinstadt, im Ruderhaus der Provinz für den notwendigen Fortschritt an Geld und an Bewußtsein schaffen.

"Auf dem Dorf oder in der Kleinstadt ist weniger Anonymität möglich und das Leben spielt sich stärker in der Öffentlichkeit ab. Man lebt gewissermaßen in einem Glashaus. Das hat zur Folge, daß weniger als in der Stadt ein eigenes Leben gelebt wird. Man lebt nicht nur für sich, sondern immer auch für die Nachbarn." (Chotjewitz, Neuland, S. 227)

Die biographische Vorbelastung hat Konsequenzen für die Politisierung, denn wen man selbst noch als Kind erlebt hat, der erscheint in der 'Uniform des Protestierers' ungläubwürdig:

"Mit extremen Parolen kommst du hier nicht an. Da wird zwar viel gemotzt und gemosert, aber es heißt nie "Nieder mit" oder "Alle Macht" und so. Das 'Für-und-Gegen' mag für anonyme Massen taugen, wenn die Leute in München oder in Frankfurt irgendwo vorbeikommen, wo viel Lärm ist, und dann gucken

und wissen wollen, wofür sind die und wogegen. Aber hier in der Kleinstadt würde keiner dein Für-und-Gegen glauben, die haben dich doch in die Hosen scheißen sehen vor zwanzig Jahren, das glauben die dir einfach nicht, wenn du jetzt kommst und sagst Für-und-Gegen" (Lindquist, S. 54)

Als zuverlässigstes Instrument der sozialen Kontrolle fungiert der Tratsch, das offene und heimliche Gerede, die Stimmungsmache gegen Personen und Gruppen, die nicht mit der Provinzordnung konform gehen:

"Da gibt es das sehr wirksame Instrument des Klatsches, des Gerüchtes und Geredes, in das man kommen kann und das über die Eltern verlängert zum psychischen Druck wird; da gibt es die kaputten Verklemmtheiten und konservativen Denkweisen, die man täglich über sich ergehen lassen muß; da gibt es gewisse Verhaltensrituale (Sonntag sauber angezogen) und die 'geheiligten' Lebenssakrale (nicht auffallen, damit man nicht ins Gerede kommt). Sicher wirken diese Kontrollmechanismen in einer Kleinstadt nicht mit der vernichtenden Präzision wie zum Beispiel auf dem Dorf, aber die soziale Kontrolle, die eine Kleinstadt ausübt (man kennt sich halt), erzeugt einen solchen Konformitätsdruck, der ein ausbrechen ziemlich erschwert. Die soziale Auslieferung, die einen trifft, wenn er nicht mehr 'mitmachen' will, wirkt abschreckend." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 105)

Zum Bild der Selbstgefälligkeit der Kleinstädte gehört ihr unverblümt zur Schau gestellter Lokalpatriotismus, der keine demokratische Legitimation braucht, weil er ein altes festgeschriebenes unsichtbares Gesetz, ein Tabu, Verhaltenskodex und damit Kultur-Tradition ist. Heimat-Recht hat nur der, der die - auch ungeschriebenen Gesetze der Provinz - anerkennt: erst dann gehört er dazu, kann mit Recht von "Wir" reden, wird dadurch in seiner Meinungsäußerung glaubwürdiger, kann etwas sagen, dem zugehört.

Anders agiert diese Einbürgerungsinstanz, bzw. Einbürgerungsüberwachungszentrale, wenn sich Personen nicht auf ihre eingesessene Heimat berufen und deren Beförderungen durch Anpassung und mit den Jahren mitmachen, sondern ausscheren, auf diese Art von Sippenhaft, Heimat-Fängerei und Kontrolle pfeifen: dann wird der Heimat-Schutz mobilisiert, eine unsichtbare Mauer gezogen, das Heimat-Recht anerkannt, die Lästere, Nestbeschmutzer und Heimatschänder gemieden und offen bekämpft.

Personen, die das Gesetz des Lokalpatriotismus, des Jubelns über die eigene Herkunft und den eigenen Heimatort nicht mitmachen, sondern offene Kritik üben, nach Außen hin die Heimat bloßstellen, lächerlich machen, fremden Blicken preisgeben, Innereien verraten, gegen die Vaterstadt hetzen, verlieren ihr Heimatrecht, werden zu heimatlosen Fremden, die vorort im doppelten Sinne des Wortes nichts mehr zu melden haben und sich höchstens durch entsprechendes Verhalten oder Erfolge draußen in der Welt, auf die die Kleinstadt stolz sein kann, rehabilitieren können. Dann funktioniert der

Lokalpatriotismus anders herum: nicht als Ausschluß, sondern als Vereinnahmung, als Stolz auf den „großen Sohn der Stadt“, der es zu etwas gebracht hat, der die „Farben der Stadt in der Welt“ bekannt gemacht hat, der allen Ehre gemacht hat. So werden nicht selten aus einstigen Feinden der Kleinbürger, Ehrenbürger und aus den dagebliebenen Kritikern ausgebürgerte Feinde.

Der Lokalpatriotismus ist schwankend und opportunistisch. Er verhindert als irrationales Moment eines historisch überkommenen Vertrauens- und Mißtrauens-Syndroms, als ein Produkt von Ungleichzeitigkeit, die Organisierung nach tatsächlichen Interessen und ist somit politisch gefährlich und spalterisch, indem er Gruppenegoismen gegen die Bildung wirklicher Interessensgruppen ausspielt, Schein- und Pflicht-Gemeinschaften gegen echte Solidarität mobilisiert.

Lokalpatriotische Momente sind in der Provinz bei den vorhandenen Rivalitäten zwischen Dorf und Dorf, Kleinstadt und Kleinstadt, Kleinstadt und Dörfern, ein wichtiger Faktor der Politik. Sie können in ihrer falschen Ungleichzeitigkeit nur dann überwunden werden, wenn über gemeinsame Bedrohungen aller, über gemeinsame Betroffenheit und politische Aktion (z.B. im Zusammenschluß zu einer mehrere Orte umfassenden Bürgerinitiative) lokale Engstirnigkeiten überwunden werden, Lokalpatriotismus durch lokale Spezifitäten ersetzt wird, alte Feindbilder durch neue, zukunftsweisende Bündnisformen ersetzt werden.

Es ist bereits als Fortschritt zu werten, wenn aus aggressivem Lokalpatriotismus ein gesunder, konkurrierender Lokalismus wird, da alte Aversionen und Vorurteile sich nie ganz abbauen lassen, sondern lediglich in größere Gemeinsamkeiten integrieren und dadurch relativieren lassen. Lokalpatriotismus ist ein fester Bestandteil des Provinzialismus, des Kirchturmhorizontes, und wird freiwillig - ohne äußeren Zwang oder innere Not - nicht verlassen, weil er das Provinzleben so bequem vereinfacht und ohne große Denkanstrengung über die Reproduktion bestehender Vorurteile für permanenten Gesprächsstoff sorgt.

Neben dem quasi „natürlichen Kleinstadt-Lokalismus“ existiert aber immer noch die „unterirdische Kleinstadt“ des aggressiven Spießertums, des deutsch-nationalen Konservatismus, des militanten Anti-Modernismus, leben die Machtzentren der Alten Provinz noch fort:

"In der Provinz da regiert der Bürger in seiner übelsten Gestalt. Da regiert der Offizier alten Stils. Da regiert der Beamte des alten Regimes. Und wie sie regieren!

Keine Erkenntnis hat sich da Bahn gebrochen. Kein Luftzug einer neuen Zeit weht da herein. Das ist alles noch beim alten.(...)

Es ist lustig und traurig zugleich, mitanzusehen, wie das in die Gehirne nicht

hereingeht: Revolution? Umwälzung? Wandlung? Entwicklung? O ja, man ist liberal - heute nennt man das ja wohl 'demokratisch' - man ist liberal, so wie man ehemals liberal war und wünscht - mit Maß und Ziel freilich - eine langsame Wandlung ... aber nur soweit sie dem Geldbeutel nicht weh tut. Man läßt auch wohl hier und da in besonders fortschrittlich gesinnten Kreisen beim Bier den Arbeiter einen guten Mann sein. Aber nur in manchen Kreisen - Der Stammtisch ist sonst das Blutrünstigste, was es gibt ..." (Tucholsky, In der Provinz, S. 327)

Dies gilt zumindest für die „Höhlen der Provinz“, den Stammtisch-Spelunken, in denen die Zeit stehen geblieben zu sein scheint, auch wenn die Akteure heute nicht mehr die gleichen sind:

"Am Stammtisch sorgen der Amtsrichter, der, ach Gottchen, Referendar, der Apotheker und der Postinspektor für die Aufrechterhaltung der Republik, wie sie sie auffassen. Manchmal darf da auch der Redakteur sein Bier trinken." (Tucholsky, Kleine Station, S. 487)

"Ein Brennpunkt der Kleinstadt ist der Stammtisch: politische Kannegießerei, menschliche Tuchfühlung, Suada von Biedermännern - Ehrenhaftigkeit wird auf die Holzplatte geklopft. Maßkrüge mit integrierender Schaumkrone künden davon, daß man sich's am Tag sauer werden lassen; die Zote macht nimmermüde die Runde. Elementare Aggressivität und 'gesunder' Mutterwitz, schwierige Direktheit und enthemmtes Vorurteil führen den Ton." (Glaser, Kleinstadt-Ideologie, S. 86)

Über das Niveau der Stammtischgespräche schreibt Ernst Bloch: *"Phrasen aus verschollenen Kasinoreden enden abends am Stammtisch, gelten noch bar; damit bestreitet man Politik."* (Bloch: Öde und Kleinstadt, S. 11)

"Das Zahlengespräch - es gibt kaum noch ein deutsches Gespräch in dem keine Zahlen vorkommen" (Tucholsky, Reise in die kleine Stadt, S. 486) erweist sich noch als das harmloseste und langweiligste, an den sonst blutrünstigen Stammtischen, die bei den vielen Verbal-Morden, Kraftausdrücken, Verklemmtheiten, faschistoiden Hetzereien, wohl täglich die höchste Konzentration von Straftaten vereinigen. Dennoch gelten sie als Freiraum, als ‚Bad der Volksseele‘, als notwendiges ‚Ventil der Politik‘.

"Für eine Analyse der Bewußtseins- und Unterbewußtseinslage in der Bundesrepublik bietet der Stammtisch ungemein aufschlußreiches Material; mit sozialpsychologischem und politologischem Instrumentarium sind dabei anzugehen und zu untersuchen: Phonstärke, Rhythmus, Intonation des Rededuktus; die jeweilige Verarbeitung von Tagesresten und Bildungsrelikten zu bestimmten Ideologemen; die Metaphorik in ihrer Struktur und Herkunft - vor allem auch das Ineinander idyllischer und brutaler Wortfelder; die Anzahl und Häufigkeit der verwendeten Worte und Ausdruck, im besonderen fäkalischer

Provenienz; inwieweit Syntax und Semantik logisch-rationalen Gesetzen folgen oder eher psychophysische Abreaktion darstellen (rhetorischer Ausbruch aus einer repressiven Gesellschaftsordnung, Kompensation beruflicher wie familiärer Enttäuschungen); die Rolle des Sündenbocks sowie die bevorzugten Fixierungsobjekte autoritärer Freund-Feind-Gefühle." (Glaser, Kleinstadt-Ideologie, S. 86)

Politisch brisant wird dieses Geschrei, wenn die Verlängerung der Stammtische in die Gemeinderatssitzungen gelangt, die Diktatur der Kleinbürger über sie als Nebenparlament Stimme und Gewicht in den Entscheidungen erlangt und radikalisierte Spießer zu ihren Polit-Orgien auflaufen: dann herrscht finstere Provinz und nicht nur finstere Phantasie, dann brodeln nicht nur die kleine Welt, sondern auch die Hinterwelt, dann werden die alten Geister der Vergangenheit beschworen und Realpolitik zur Irrational-Politik.

„Was man selber in der herrschenden Klasse, wenn man Mitglied ist, zu hören bekommt, das sind einfach bornierte Lügen – bei den Kleinstadthonoratioren der CDU, bei den Studienräten und den Amtsgerichtsräten, die sich einer weinseligen Solidarität versichern, in Wirklichkeit aber wie die Wölfe untereinander sind.“ (Krahl, S. 130)

Die Stammtische sitzen immer mit an den Stadtratstischen, weil sie in den Köpfen und als heimlicher Druck der öffentlichen Meinung immer präsent sind. Die freien Entscheidungen sind oft nicht frei, Beurteilungen bereits durch Vorurteile geprägt. So regiert die Provinz immer mit, wenn sich angeblich souveräne Bürger zum Wohle der Bürger zusammenfinden und aus dem Kreislauf ihrer Politik, ihrer Interessens-Mandate, ihrer Lobby-Basis, ihrer Karriere-Wünsche, ihres Tugend-Kodex (vgl. Luckmann, S. 173) Politik machen. Die Forderungen der Jugendbewegungen treffen bei einer solchen uninformierten Politik auf die *"eherne Mauer"* (Tucholsky, In der Provinz, S. 328) der im doppelten Sinne des Wortes herrschenden Lokal-Politik.

Die hier geschilderten Eigengesetzlichkeiten kleinstädtischer und provinzieller Politik verbreiten das Bild von Resignation (Siehe: Das Kleinstadtbild der Jugendlichen im nächsten Abschnitt), von politischer Ohnmacht, da gegenüber einem solchen Dickicht von unsichtbaren Gesetzen wohl jede Politik ohne deren Berücksichtigung versagt, und ohne Teil-Anpassung überhaupt keine politische Alternative möglich zu sein scheint. Auch der Begriff der Politik erscheint über diese spezielle Form provinzieller Politik als besetzter Begriff: Politik kann nur so ablaufen, oder sie ist keine. Entweder man macht mit und macht damit Politik oder man macht nicht mit, versucht sich aus dem Lokalfilz herauszuhalten, Gegen-Öffentlichkeit zu bilden und wird damit zu einem Feind der Ordnung, zu einem der ‚Gegen-die-Öffentlichkeit‘, gegen das Gemeinwohl, arbeitet, stilisiert.

Trotz des in der Provinz vorherrschenden Monopolanspruchs auf Politik, trotz der immer wieder feststellbaren repressiven Vereinnahmungsversuchen (die mitunter auch als Verein-Nahmungsversuche gegenüber Jugendlichen ablaufen) und trotz der unerbittlichen Ausgrenzungsstrategie gegenüber unbequemen Meinungen und Positionen, ist die provinzielle Kleinstadtgesellschaft kein monolithischer Block, keine politische Monostruktur, sondern eben eine vorherrschende Lebenskultur, die einen Drang zur Entwicklung einer politischen Einheitskultur, einer flurbereinigten politischen Landschaft hat.

Die Existenz der politischen Jugendbewegungen ist der lebendige Gegenbeweis dafür, daß oppositionelle Bewegungen trotz der versuchten Allmacht und herrschenden Machtpolitik in den Kleinstädten existieren können.

Kleinstädte sind zwar „*Provinz, wo sie am dicksten ist*“, (Tucholsky, In der Provinz, S. 327) aber nicht die 'Totale Provinz', auch wenn sie öfters so auftreten wollen. Der 'autoritäre Vergesellschaftungsprozeß' der Provinz ist in sich selbst widersprüchlich und ungleichzeitig. Die politische Eigengesetzlichkeiten der Provinz sind ambivalent und können auch als Verstärker einer anderen Politikvorstellung begriffen werden, sofern sie in dieser Politikform als provinzspezifisches Moment miteingehen und die Politik nicht nur aus kompromißloser Opposition besteht und sich damit selbst unglaublich macht, das Abdrängen in die berühmten Ecken und Vorurteilen selbst mitverschuldet.

Das zentrale politische Motiv der Provinzpolitik ist eine Art 'synthetisches Bewußtsein', das Ziel, Konflikte ohne Auseinandersetzungen zu regeln, radikale Positionen nicht auszutragen, sondern zu harmonisieren. Man könnte diese Politikstrategie als 'vergrößerte Familienpolitik' bezeichnen, in der ein Zerstreiten der Parteien zur Auflösung des Ganzen führen kann, wenn nicht berücksichtigt wird, daß in einer so kleinen Welt wie einer Kleinstadt, jeder einmal jeden gebrauchen kann und deshalb ein Grundkonsens vorhanden sein muß, an dem entlang jede Politik verlaufen muß. Dieser Konsens wirkt als eine spezifische Form eines 'provinziellen Konservatismus' der für alle nicht oder noch nicht fest-integrierten Gruppen der Kleinstadtgesellschaft wie ein hermetisch-abgeriegelter Bereich, eine geschlossene politische Gesellschaft, wirkt, in der Minderheiten und Außenseiter nicht zum Zuge kommen, noch immer vor den Stadttoren stehen.

2. Jugendgefühle in der Kleinstadt der 60er Jahre

"In jeder kleinen Stadt sitzt einer und hat sie bis zum Hals herauf satt. Ah - die ewig gleichen Häuser, der Marktplatz, die dummen Hunde - die ewig gleichen Menschen, die Enge, die zu nahe Vertrautheit mit allen - wenn Sie wüßten, wie ich mich sehne, einmal herauszukommen ...!"

(Tucholsky, Zeitdorf, S. 182)

Kleinstadtleben - das ist für die meisten Jugendlichen, tödende Langeweile, bedeutet fehlende Anregungen und Möglichkeiten, das Gefühl "etwas zu versäumen", "seine Zeit zu verleben", "ausgeschlossen zu sein", "sein Leben in der Provinz zu verhocken", "allmählich zu versauern und zu verbittern".

Die Kleinstadt wird als Kleinstadtkäfig, als Kleinstadtmief, in dem man nicht frei atmen kann, als reaktionärer Muff, in dem die Spießer residieren und als *"Stumpfsinn während der Kleinbürger"* (Bloch, Lu-Ma, S. 16) erlebt. Kein Wunder, daß für sie der 1924 von Ernst Bloch geprägte Satz: *"Wenige leben gern in kleinen Städten, diese selbst leben kaum mehr"* (Bloch, Kleine Stadt, S. 32) noch zentrale Bedeutung hat, und auch Kurt Tucholsky den Kleinstädten bescheinigt, *"in allen herrscht der gleiche Lebenstrieb (Leben kann man das kaum nennen)"*. (Tucholsky, Reise in die kleine Stadt, S. 313) Und Ernst Bloch weiter: *"Die meisten Krähwinkel sind heute so gehässig, tot und konventionell wie eine unglückliche Ehe."* (Bloch, Öde und Kleinstadt, S. 12)

Kleinstädte gelten vor allem bei unruhigen Jugendlichen als Orte der *"Verdämmerung"*, des *"Schwundes an Leben"* (Luckmann, S. 6), der Verödung, in denen sie sich lebendig begraben fühlen. Schon beinahe pathologisch beschreibt Ernst Köhler das Kleinstadtleben am Beispiel Tuttlingen:

"Diese Stadt ist eine Gruft, hat mir einmal ein Referendar gesagt. Sie umschließt und erdrückt deine leibliche Überreste mit ihrem massiven Konformismus, ihrer kulturellen Finsternis, ihrer eisigen Gleichgültigkeit gegenüber Eros, Spiel und Revolte. Noch ganz warm von den Freunden und Festen deiner Universitätsstadt kommst du hier an und erstarrst binnen kürzester Zeit. Es ist dann nur noch eine Frage der Zeit, daß dich die kleinen grauen Würmer der Depression anfressen. Eine etwas barocke Imagination, gewiß; es gehört schon einige Phantasie dazu, eine Stadt mit solchem Durchgangsverkehr als Grab zu empfinden." (Köhler, S. 83)

Die Kleinstadtkritik der politisch-engagierten Jugendlichen ist radikal: Sie sehen in ihren provinziellen Strukturen eine "strukturelle Gewalt", die ihnen

Lebensmöglichkeiten und Wahlalternativen nimmt, die ihnen als konforme und uniforme Monokultur von Kleinbürger gegenübertritt, alle Bereiche der Politik mit ihrem Politikverständnis besetzt hält, und in einer sehr großzügig-ausgelegten Doppelmoral alle Konflikte unter den Kleinstadteppich kehrt.

Dieses Ohnmachtsgefühl schlägt sich in einer HandlungsOhnmacht nieder, in dem so typischen ‚Herumhängen der Jugendlichen‘ auf den Märkten der Kleinstädte - wie es am Beispiel der Kleinstadt Wertheim beschrieben ist:

"Wertheim wirkt wie eine idyllische Kleinstadt. Eine romantische Altstadt mit Fachwerkhäusern und steilen Giebeldächern. Der Marktplatz ist Fußgängerzone, Treffpunkt und Einkaufszentrale. Der blumengeschmückte Brunnen in der Mitte des Marktplatzes ist ein vielfotografiertes Touristenmotiv. Die Stadt präsentiert sich als Heimatmuseum im Touristenlook. Sie wirkt ein wenig verschlafen, wie eine vor sich hinträumende Plüschstadt, die sich herausgeputzt hat, um sich zu verkaufen.

Die Idylle findet nicht statt. Vor allem nicht für die, die alltäglich in dieser engen Welt leben müssen. Vor allem nicht für Jugendliche, denn für die findet überhaupt nichts statt.

In Wertheim ist nichts los. Es passiert nichts Neues. Der Alltagskreislauf wiederholt sich: Leute treffen sich auf dem Marktplatz, sitzen oder stehen herum. Ein Ärgernis für Geschäftsleute, eine Provokation für die Stadtväter, Faulenzer und Gammler für die Passanten. Sie bleiben unverstanden. Ihr Protest gegen die programmierte Langeweile ist das Nichtstun. Ihre Rebellion gegen die fehlenden Angebote ist, daß sie sich selbst anmachen. Ihre Freizeit ist Betrug, weil sie sie nicht ausbrechen läßt aus diesem gottverdammten Kaff. Sie fliehen aus dieser Alltags-Trostlosigkeit in die Erwartung an den Abend, der Hoffnung aufs Wochenende. Der Abend wird ihnen aber nur eine noch menschenleere Kleinstadt bescheren. Das Wochenende wird wieder Ereignislosigkeit bringen und den alten Kleinstadtsonntags-Terror reproduzieren: Spaziergehen, Eisdiele, ein Bier trinken." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 99-100)

Angeichts dieses Gesichtskreises und Lebenshorizontes ist es nicht verwunderlich, wenn das Gefühl der Kleinstadtenge und die damit verbundene ‚Gefängnismentalität‘ entsteht:

"Leben wir nicht in unserem ach so 'idyllischen' Kleinstädtchen wie in einer Art Gefängnis? Die meisten hier sind länger von zu Hause abhängig, da sie länger bei den Eltern wohnen: Sie wissen mit ihrer Freizeit kaum etwas anzufangen, da das Angebot an Freizeitmöglichkeiten sehr gering und finanziell nicht tragbar ist; sie sind unbefriedigt über die Einseitigkeit des Angebotes in den Vereinen, treten ihnen aber dennoch bei, um nicht ausgestoßen zu sein und reproduzieren damit die alte vorgeschriebene Bahn; die ungünstigen Verkehrsverhältnisse auf dem Land verhindern eine Veränderung der Situation durch 'Wegfahren' und verengen die kleine Welt noch mehr.

Auf konkreter Ebene stellt sich dieser Terrorzusammenhang von Fremdbestimmung dann so dar: die Jugendlichen sind in viele kleine sich abkapselnde Cliques und 'Scenes' aufgespalten, es gibt kaum Kommunikation unter diesen Gruppen; die Clique wird zum Bezugspunkt für den Einzelnen und prägt sein Denken und Verhalten (Cliquenbewußtsein); die Cliques selbst stehen vor dem Problem, mit ihrer Zeit kaum etwas anfangen zu können; die Leute hängen aufeinander herum, öden sich an, sind gelangweilt, entfalten keine Initiative, wollen konsumieren, wissen aber nicht was, warten auf irgendwas, das nicht kommt. Irgendwas muß geschehen, das diesen Alltagsbann durchbricht, Bewegung in die Sache bringt, die verhärteten Strukturen aufreißt, Leute zusammenbringt, die wieder miteinander reden können und etwas miteinander zu tun haben, weil sie etwas gemeinsam tun." (Provinz-Nachrichten, S. 2)

Die Kleinstadt steckt voller *"Müde(n) Gesichter, die nicht heiterer werden, weil sich alle kennen."* (Bloch, Kleine Stadt, S. 32)

Die resignative Sichtweise vieler Kleinstadtjugendlicher von ihrer Lebenslage und -umgebung wäre nicht so verhängnisvoll, wenn es sich nicht um eine konkrete Erfahrungs- und Bewußtseinslage handeln würde, die zum Grundproblem für jegliche politische Mobilisierung und Aktivierung wird: *"Eine politische Bewegung muß hier und nirgends anders anfangen. Hier muß der Alltag durchbrochen werden und aus ihm heraus die Alternative organisiert werden."* (Herrenknecht, Provinzleben, S. 45)

An den konkreten Alltagserfahrungen von Jugendlichen in der Provinz, ihrer endlosen Langeweile, ihren Gefühlen von: "Scheiß Kaff! - Blödes Nest!", "Es ist nix los", "läuft nix", "wird nix geboten", "Wo hingehen?" anzuknüpfen, heißt, diese Ausgangsbedürfnisse ernst nehmen, aber sich nicht alleine auf deren Befriedigung politisch einzustellen. Provinz ist nicht nur eine Freizeitgesellschaft, die sich unterversorgt fühlt, sondern eben eine Gesellschaft, die in der Hauptsache den Zugang zu anderen Beschäftigungsmöglichkeiten, Ideen und Aktionsformen versperrt, deren Hauptproblem nicht ein Versorgungsdefizit an Freizeiteinrichtungen, sondern ihre 'Kulturschwäche', ihr Mangel an Lebensalternativen ist.

Wäre Provinz nur ein planbares Versorgungsproblem, so könnten durch Jugendhäuser, Jugendkneipen, Freizeitparks usw. die vordergründigen Bedürfnisse der Provinzjugendlichen leicht kanalisiert werden - und das wird auch eifrig versucht, denn sehr viel Unruhe fließt jeden Tag in die Bewegung des Konsums und der Selbstbetäubung: Veränderungshoffnungen werden an den alternativen Stammtischen der Provinz zu Phantasiegebäuden gestapelt - und das Unbehagen wäre zumindest vordergründig weg.

Doch die innere Unruhe bleibt, wenn sie echt war, und drängt weiter nach

Veränderung:

"Das Bedürfnis, aus alledem herauszukommen, wächst. Der Ausbruch aus dem Kleinstadtgefängnis wird geplant. Es soll ein persönlicher Durchbruch werden. Es liegt eine Veränderung in der Luft. Allerdings nur für die spürbar und machbar, die noch nicht kapituliert haben vor dieser Überdosis von Anpassungszwang und sich gehenlassen, die noch nicht völlig abgeschlafft sind. Für die, die Ideen haben, es anders zu machen. Für die, die Perspektiven haben, mit anderen zusammen etwas Besseres zu machen.

Voraussetzung dazu ist das Bewußtsein, etwas konkret verändern zu wollen; Räume, sich zu treffen; Öffentlichkeit, um neue und mehr Jugendliche zu erreichen; Anlaufstellen; Kontaktpersonen, die man ansprechen kann; Freiräume, um eine Alternative lebendig auszuprobieren. In einer solchen Situation braucht man politisierte Leute, die durch die gleiche Lage ebenfalls betroffen sind, die die nötigen Erfahrungen und Außenkontakte haben, um etwas in Gang zu bringen, die wissen, wie man sich gegenüber der Stadtverwaltung und Bevölkerung verhalten muß, die Ideen für eine lustvolle politische Arbeit haben. Sie müssen dann ihre Vorinformation in den Gruppenlernprozeß einfließen lassen und diesen anregen, aber nicht kontrollieren.

Die Provinzsituation zwingt diese Leute auf sich selbst zurück. Wenn sie etwas verändert haben wollen, müssen sie es selbst tun. Wenn sie Orientierungshilfen für ihren Weg suchen, müssen sie diese in den eigenen Reihen haben, da von außen keine Hilfe kommt und auch nicht - aufgrund der Unkenntnis über ihre Lage - kommen kann. Die Alltagsscheiße und provinzielle Bewegungslosigkeit läßt sich nur in einer wirklichen Bewegung, die an den Betroffenen und der Ursache ihrer Betroffenheit - also der krankhaften Kleinstadtsituation - ansetzt, verändern. Eine Außensteuerung nach abstrakter Politik wäre eine falsche Bewegung, die die Leute nur auf einer anderen Ebene entfremden würde." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 100)

Der Schritt zum Engagement, zum Fort-Schritt für sich selbst, ist oft ein langer Weg und keineswegs eine spektakuläre Aktion. Das Wehren der Jugendlichen, gegen ihren unbefriedigenden Alltag beginnt bereits in der phantasievollen Gestaltung eines hoffnungsvolleren Gegen-Alltags: Belege für diese Aktivitäten sind die sich spontan bildenden Jugendöffentlichkeiten und Jugendtreffpunkte in den Kleinstädten, - Bahnhöfe, Marktplatz, Schwimmbad, Jugendkneipen etc. -, die sich zu Cliquentreffpunkten und Sammelpunkten der Jugendscenen entwickeln. Ergänzt werden diese Höhepunkte im Jugendleben durch private Feste in "sturmfreien Buden" (wenn die Eltern in Urlaub sind), die Veranstaltung von Feten im Freien, von selbstorganisierten Ausflügen (Festivals, Kurz-Urlaub, Großstadt-Besuche), eigenen Kulturveranstaltungen (Rockfeten, Tanz), die Mitwirkung bei Stadtfesten mit eigenem Jugendprogramm (z.B. Disco beim Altstadtfest) oder bei Vereinsfeiern (Rockmusik im Festzelt).

Es erscheint angesichts dieser Alltagsaktivitäten fatal, diejenigen Jugendlichen, die sich nicht offen, organisiert und bewußt wehren, gleich als "Opfer kultureller Deprivation" (Köhler, S. 88) zu sehen.

"Was sich unter den Jugendlichen in der Provinz an Kulturbedürfnissen regt, weist jedenfalls in eine fundamental andere Richtung. Ich weiß, daß zu den Kunden eines kleinen alternativen Buchladens in Konstanz zahlreiche junge Leute vom Lande zählen, die teilweise von ziemlich weit her anreisen, um sich hier mit Literatur zu versorgen. Es hat in der letzten Zeit ein Musikfestival in Fischbach am Bodensee gegeben, zu dem junge Leute aus der ganzen Region zusammengekommen sind. Mit einem Teilnehmer, einem Lehrling aus Tuttlingen, habe ich gesprochen: es falle ihm schwer zu sagen, was ihm daran so gefallen habe. Vielleicht sei es die Erfahrung gewesen, daß man nicht allein stünde mit seiner Lebensauffassung. Daß es viele, sehr viele gebe, die ähnlich dächten. Die musikalischen Veranstaltungen seien allerdings zu konsummäßig abgelaufen. Er hoffe, daß das bei kleineren Veranstaltungen ähnlicher Art zu vermeiden sei.

Das sind Ausdrucksformen keimender Unabhängigkeit, die man nicht in irgendeiner Theorie der Subkultur verkorken sollte. Es sind Zeichen, die es, meine ich, verbieten, die Jugendlichen in der Provinz ausschließlich als Opfer kultureller Deprivation zu sehen. Dazu sind sie zu informiert, zu mobil, zu wählerisch. Unterprivilegierte zumindest von einer merkwürdigen Eigenwilligkeit." (Köhler, S. 88)

Die spontane Selbstorganisation von Jugendlichen ist die Grundstufe einer offenen Bewegung, sofern sich die Jugendlichen nicht selbst als Cliquenverband, abgrenzen, sondern sich als Kerngruppe öffnen, und durch politische Aktionen versuchen, die versteckte Jugendöffentlichkeit in der Kleinstadt, das unterirdische Netz von Bekanntschaften, Freundeskreisen, Vereinsbindungen, Schulkontakten, etc. öffentlich zu machen, politische Arbeitskreise und Aktionen durchzuführen. Diese Jugendöffentlichkeit, quasi das Loch in der Kleinstadtmauer zu einer anderen Welt, war in allen Jugendbewegungen die erste der (Selbst)-Organisierung der Jugendlichen.

Das Ur-Motiv der Jugendbewegungen, der Aufbruch zu den eigenen Ufern, findet seinen Ausgangspunkt in solchen Selbstorganisationsformen, die durch ihr Gegen-Milieu, ihre erlebte Alternative wesentlich zum Selbstbewußtwerdungsprozeß der Jugendlichen beitragen:

"Gute Jugend geht allemal den Melodien aus ihren Träumen und Büchern nach, hofft, sie zu finden, kennt das heiße dunkle Irren durch Feld und Stadt, wartet auf die Freiheit, die vor ihr liegt. Sie ist ein Heraussehen, Heraussehen aus dem Gefängnis des äußeren, muffig gewordenen oder muffig erscheinenden Zwangs, aber auch der eignen Unreife. Die Sehnsucht nach dem Leben als Erwachsener treibt an, doch so, daß dieses Leben gänzlich umgeändert werden sollte.

Fällt Jugend gar in revolutionäre Zeiten, also in Zeitwende, und steht ihr nicht, wie heute im Westen so oft, der Kopf, durch Betrug, im Nacken, so weiß sie erst recht, was es mit dem Traum nach vorwärts auf sich hat. Er geht dann vom vagen, vor allem privaten Ahnen zum mehr oder minder sozial geschärften, sozial beauftragten über. (...). Deutschland hatte seine revolutionären Studenten im Sturm und Drang, im Vormärz, und hat sie heute, mit dem Ziel vor Augen, in der neuen Republik; Jugend und Bewegung nach vorwärts sind darin Synonyme." (Bloch, Prinzip Hoffnung, S. 132-133)

Das Hungern nach eigener Zukunft, das Verlassen der dumpfen Unmündigkeit, das Abstreifen der inneren und äußeren Provinz, ist die Triebfeder der jeweiligen Jugendbewegungen. Anschluß zu finden an die große Umwälzung, auf die eigene Kraft vertrauen und sie in der Aktion spüren, nicht eine abgedrängte Randgruppe, sondern ein Vorreiter der Veränderung zu sein, im Zentrum des neuen Lebensgefühls zu stehen, sich selbst ein Anfang zu sein, Hoffnung ans Besserwerden zu spüren, den Hunger nach Wissen und Leben, die Ungesättigkeit der Provinz mit wirklicher Bewegung, zu stillen, wiederholen sich immer wieder als Tiefen-Sehnsüchte. Dies macht die Jugendbewegungen in der Provinz zu mehr als nur Versorgungsproblemen, die mit einer demokratisch legitimierten Schülermitverwaltung, mit einer Lehrlingsarbeit nach den Jugendschutzbestimmungen, mit einem gut eingerichteten Jugendzentrum zu befrieden und zu befriedigen wäre, sondern es ging immer auch und vor allem, um den eigenen Prozeß, das Selber-Machen, Selber-Gehen, Selber-Lernen, um Selbstorganisation als Lern- und Erfahrungsprozeß, als Aneignung und Umwandlung von Realität, als Gewinnung innerer Stärke und Selbstvertrauen, als politischer Gruppenprozeß. Aus diesen Quellen erwächst die Radikalität und Kompromißlosigkeit der Jugendbewegungen, die sich in ihrer eigenen Sprache und Wortbilder wiederfindet.

Der Weg zur radikalen Selbstfindung im politischen Prozeß ist ein Ablösungsprozeß von der Provinz, der mit der besetzten Politik der Kleinstädte, der Perversion der politisch-motivierten Selbstverwaltung zur kommunalen Selbstverwaltung und Honoratiorendemokratie nichts zu tun hat, sondern dessen Politik: Leben, Betroffenheit, Aktion, Austragung der Konflikte, innere und äußere Veränderung, heißt und einen neuen Politikansatz, eine neue politische Kultur auch in der Provinz bedeutet.

Beide Welten stehen in permanenten Verhandlungen, Fronten, Kämpfen, aber auch Bündnissen und Dialogen gegenüber, sind aber nicht mehr - zumindest unter den gegebenen politischen Bedingungen - wiederzuvereinigen. Der Kampf gegen "*die Spießherde der bürgerlichen Gesellschaft*" (Bloch, Prinzip Hoffnung, S. 683) geht weiter, auch als innerer Kampf der Alt-Jugendbewegten gegen eigene Verbürgerlichungs- und Verspießerungstendenzen (vgl. Köhler, S. 83), gegen eigene Getto-Bildung

und Isolierung.

Diesen Emanzipationsprozeß und (Selbst-)Befreiungsakt der aktiven Jugendlichen der Jugendbewegung in der Provinz mit ihren Erfolgen, Erlebnissen, Verzerrungen und Mängeln nachzuzeichnen und daraus Erfahrungen und (Er)Kenntnisse für die heutige Jugendarbeit ohne platte Übertragung zu gewinnen, soll die Aufgabe der folgenden Abschnitte sein, wobei sich das Urmotiv der Revolte wie ein roter Faden der Analyse durch alle Schilderungen ziehen soll.

3. Die Kleinstadtprovinz der 50er Jahre

3.1 Das Nachkriegsklima - der politische Zeitgeist der 50er Jahre

Die 50er und frühen 60er Jahre spielen im Kontext der politischen Jugendbewegungen in der Provinz eher die Rolle eines 'politischen Mittelalters', einer düsteren Provinz, einer Vorzeit, der die Stunde Null der Politisierung, die eigentliche Aufklärungszeit - oder wie T. W. Adorno es sagt, der *"Nach-Aufklärung"* - erst noch folgen sollte.

Die gesamte Gesellschaft der Bundesrepublik erscheint zu diesem Zeitpunkt als quasi überdachte Provinz, die sich in tiefer Emsigkeit bewußtlos, *"als geschichtsloses Feld, vollgestopft mit einer endlosen Szenerie von Überlebensproblemen"* (Hartung, Langandauernde Jugend, 187), noch einmal zu ihrer Feierstunde der Demokratie verspätet hat.

Dieser Zustand gesamtgesellschaftlicher Ungleichzeitigkeit wirkt in die räumlich echte Provinz, die Kleinstädte und das Hinterland, verstärkend hinein. Im Mikrokosmos der Kleinstädte potenziert sich die Provinz als Synthese eines allgemeinen Provinzialismus als Lebensprinzip dieser Zeitepoche mit dem alten Geist des Triumvirates der Provinz, den Kleinstädtern, den Kleinbürgern und den Kleinkrämern. *„Die Kultur im Nachkriegsdeutschland hat etwas von dem gefährlichen und zweideutigen Trost der Geborgenheit im Provinziellen.“* (Adorno, Auferstehung der Kultur in Deutschland? S. 23)

Die Diktatur der Kleinbürger saß niemals fester im Sattel der Macht, als in der Phase der inneren Restauration, welche der Provinz jenen Dämmerzustand bescherte, der heute den Kleinstädten immer noch anhaftet. Die Kleinstädte schienen als eine Ansammlung einer *„unsäglichen Menge von Kleinbürgern durch keine Erfahrung klüger geworden auch geistig von der Hand in den Mund lebend.“* (Bloch, Prinzip Hoffnung, S. 1046-1047).

Die Verdichtung von Provinz in den 50er Jahren ist Ergebnis eines Nachkriegsgeistes, der, so Adorno, *"in allem Rausch des Wiederentdeckens, Schutz sucht beim Herkömmlichen und Gewesenen"* (Adorno, Auferstehung, S. 27) und als *"ein gespenstischer Traditionalismus"* (S. 26) eine *"heroisch auf sich selbst beharrenden Innerlichkeit"* (S. 27) gezüchtet hat.

„Nach dem Ausmaß der Katastrophe, die hinter uns liegt, konnte es nicht zu einer Traditionsorientierung kommen; die Tradition war gerade das, was durch nationalsozialistische Herrschaft am nachhaltigsten zerstört wurde, und es war zuvor schon eine höchst problematische Tradition gewesen. Übrig geblieben sind äußerliche Gewohnheitselemente, Verhaltensmuster und Konformismen, welche eine darunterliegende ziemlich unartikulierte

Lebensform wie eine Kulisse verdecken. Und überall aufgestellte Versatzstücke geben unserer innenpolitischen Wirklichkeit und unserem Alltag einen theatralischen und unwahrhaftigen Beigeschmack.“ (Mitscherlich, Unfähigkeit, S. 20-21)

Am Beispiel Bretten - der exemplarischen Untersuchung von Benita Luckmann über 'Politik in einer deutschen Kleinstadt' - wird dieses Phänomen deutlich:

"Die Brettener zogen sich 'entsetzt', 'überwältigt' und 'wie benommen' vom öffentlichen, politisch hoch aktivierten und voll organisierten 'totalen Einsatz' in ihr 'Häusle und Garten' zurück, in die beschränkte Sphäre der Privatexistenz, in die vertraute Lebenswelt der unmittelbaren Heimat. 'Man wollte nichts mehr sehen und hören. Man wollte das Ganze vergessen und sich nunmehr um seine eigene Sachen kümmern.' 'Für die Politik war nach Hitler und nach der Entnazifizierung kein Platz mehr im Leben des einzelnen.' Die unmittelbare Vergangenheit, vor der man nicht wußte, wie und wo sie einzuordnen, wurde ausgeklammert. Der einzelne verlegte seine ganze Energie auf den Wiederaufbau seiner Existenz, die er, von einer Nullpunkt-Situation ausgehend, von neuem konstruieren mußte." (Luckmann, S. 254/255)

„Doch nirgends wird dieser Alptraum von Zerstörung und Schrecken weniger verspürt und nirgendwo wird weniger darüber gesprochen als in Deutschland. Überall fällt einem auf, dass es keine Reaktion auf das Geschehene gibt, aber es ist schwer zu sagen, ob es sich dabei um eine irgendwie absichtliche Weigerung zu trauern oder um den Ausdruck einer echten Gefühlunfähigkeit handelt. Inmitten der Ruinen schreiben die Deutschen einander Ansichtskarten von Kirchen und Marktplätzen, den öffentlichen Gebäuden und Brücken, die es gar nicht mehr gibt.“ (Arendt, S. 24) In einer Art „kollektiver Verdrängung“ wird die Nazi-Vergangenheit ausgeblendet: „Der Durchschnittsdeutsche sucht die Ursachen des letzten Krieges nicht in den Taten des Naziregimes, sondern in den Ereignissen, die zur Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradies geführt haben.“ (Arendt, S. 26)

Anstatt Vergangenheitsbewältigung wird "allseitige Geschichtsvernichtung" (Hartung, Fehler, S. 23), die Einmauerung der Geschichte des Faschismus in den Zeitraum des Dritten Reiches, betrieben. Die "Ausklammerung der unmittelbaren Vorgeschichte der Bundesrepublik" (Luckmann, S. 247-248) produziert eine Geschichtsleere, in die - aufgrund neuer Feindbilder (Antikommunismus) und der Rehabilitierung der Bundesrepublik im Ausland durch die Erfolge des "Wirtschaftswunders" - die Staatskultur einer "formierten Gesellschaft" (Ludwig Erhard) Eingang findet und zu einer Lähmung des gesellschaftlichen Bewußtseins führt. „Die Realität der Zerstörung, die jeden Deutschen umgibt, löst sich in einem grüblerischen, aber kaum verwurzelten Selbstmitleid auf, das jedoch rasch verfliegt, wenn auf einigen breiten Straßen hässliche Flachbauten, die an irgendeiner Hauptstraße in Amerika stehen könnten, errichtet werden, um ansatzweise die trostlose Landschaft zu

verdecken und eine Fülle Provinzieller Eleganz in supermodernen Schaufenstern feilzubieten. (Arendt, S. 28)

Die Restauration der Köpfe, wie sie sich in den 50er Jahren vollzog, fällt dann nicht besonders schwer, wenn in ihnen noch die *"Ideologie der Erde"* - wie sie Hans-Jürgen Krahl in seiner politischen Biographie (Krahl, S. 127-135) bezeichnet - den politischen Bildungsprozeß bestimmt und "finstere Unmündigkeit" verbreitet. Die Kleinstädte sind überzogen mit *„stockender Bodenständigkeit (...) im bald provinziellen, leicht reaktionären Sinn des Wortes“* (Bloch, Prinzip Hoffnung, S. 927).

Die Deutschen haben sich in ihre neue Rolle der *„Ohnmacht verliebt, nachdem man ihnen die Weltherrschaft verwehrt hatte.“* (Arendt, 27) und der sichere Ort, diese Auszuleben ist die Provinz, der vermeintliche *„Sichere Ort im Abseits“*. (Peter Brückner) Was vorherrscht, ist ein *„gespenstischer Traditionalismus“*. (Adorno, Kultur S. 26) *„Begriffe aus dem Vorfascismus wie der der ‚Haltung‘, des ‚Einsatzes‘, auch etwa des ‚soldatischen Menschen‘, treten zwar im Augenblick abgelöst von der politischen Zielsetzung auf, der sie ihrem fragwürdigen Ursprung verdanken, dafür aber werden sie zu Fetischen gemacht. Man zelebriert einen Heroismus an sich als Ideal richtigen Menschentums.“* (Adorno, Kultur, S. 27)

3.2 Das Jugendleben in der Kleinstadt der 50er Jahre

3.2.1 Das Jugendgefühl in der Kleinstadt der 50er Jahren

Daß in diesem Klima der 'übermächtigen Provinz', der über-beschäftigten (im doppelten Sinne des Wortes) und konsumberauschten Provinzler, Gegenstimmen nur sehr leise zu hören sind, erscheint verständlich. Trotzdem ist Provinz auch in dieser gelähmten Zeit nicht mit Friedhofsruhe gleichzusetzen, sondern mit einem Gärprozeß innerhalb der Jugendszene.

Ein *"erstickendes Gefühl von Unbehagen, (...) aus dem Käfig auszubrechen, ja sich nur in Bewegung zu setzen"* (Muchow, S. 137), die Bösartigkeit der Provinz zu verlassen, raus zu gehen, wo man verkommt, alles hinter sich zu lassen, einfach loszuziehen, weil sich hier doch nie etwas ändert, ohne Angst zu sein, denn hier haben alle Angst, bestimmt das Lebensgefühl der Jugendlichen der 50er Jahre, auch wenn sich hierin in der Hauptsache Träume niederschlagen und keine konkreten Handlungsperspektiven.

„Für die heranwachsende Jugend ist die Langeweile heute eine große Gefahr der kleinen Stadt. (...) Die Ausschließlichkeit des aufeinander Angewiesenseins, der ständige Kontakt kann zu Reibungen unangenehmster Art führen.“ (Kuhn,

S. 13)

Wie die ganz normale Kleinstadtfreizeit in den 50er Jahren aussieht, beschreibt folgendes Kleinstadtportrait aus Bretten sehr eindringlich:

„Nach Feierabend beginnen die zwei Kinos, die nördlich und südlich vom Marktplatz liegen, ihre Programme. Wildwest-, Horror-, und Abenteuerfilme überwiegen. Auch ‚das Schweigen‘ fand seinen Weg nach Bretten, was eine betretene Polemik in der lokalen Presse und bei der männlichen Bevölkerung hervorrief. – Die jungen Burschen und Gastarbeiter stehen in Gruppen am Eingang der Kinos herum, schauen sich die Bilder an und schlendern über den Marktplatz von einem Kino zum anderen. Mit Einbruch der Dunkelheit werden die Straßen leer. Noch hier und da ein spazieren gehendes Pärchen, das sich ernst und lange die Auslagen im Möbel- und Hauswarengeschäft anschaut; vereinzelt Bürger, die verspätet zur Stammtischrunde eilen. Man sitzt zu Hause vor dem Fernsehschirm oder beim Dämmerchoppen im Wirtshaus. Veranstaltungen fangen um acht an und sind meist bis zehn Uhr zu Ende. Man trinkt ein Viertel, während man dem Sprecher zuhört oder mitdiskutiert. Dann gehen alle nach Hause. Der Marktplatz und die Geschäftsstraßen sind wieder still, leer und dunkel. ‚In Bretten ist nichts los‘, sagen die Jungen und fahren nach Knittlingen in die Trudlbar oder nach Karlsruhe, oder wo immer gerade ‚was los ist‘. (Luckmann, S. 43)

Die Revolte der Jugendlichen gegen den *"muffigen und aufbaubeflissenen Lebensstil der Erwachsenen"* (Penth, S. 44) findet sprachlos, wenn auch nicht lautlos, statt, denn auch in der Provinz knattern die Motorroller und frisierten Mopeds um die Häuserblocks und auch in den Kleinstädten gibt es Randalen durch die 'Halbstarken'.

Wesentliches Medium des Protestes ist auch in den Kleinstädten die Musik, deren Faszination darin besteht, *"trotz Sprachlosigkeit nicht zu verstummen, die emotionale Gewißheit zu haben, wenigstens eine Zeitlang sich ausdrücken zu können."* (Penth, S. 44) Dabei unterscheidet sich die Musik, gemäß den beiden vorherrschenden Subkulturen unter den Kleinstadtjugendlichen, in die Jazz-Musik der Oberschüler und den Rock'n'Roll der Arbeiterjugendlichen. Beide Gruppen hatten überhaupt nichts miteinander zu tun und hatten auch getrennte Treffpunkte - die Oberschüler meist das Eiscafe, die Milchbar oder das Tanzcafe (quasi als die Discos der 50er Jahre), die Arbeiterjugendlichen ihre verruchte Musikbar - und auch unterschiedliche Lebensvorstellungen: Während die Oberschüler sich eher kulturell (in einem Jazzclub, in Debattier- und Blödel-Cliquen) oder sozial (in kirchlichen Gruppen, als Vorbereitung für einen späteren Beruf) engagierten (Luckmann, S. 57-58), wollten die proletarischen Halbstarken eher Lustgewinn, Provokation, Abenteuer, Krawall, wobei alles den Charakter von Spielereien und Mutproben hatte und auch provinziell gedämpft - nicht so wie in den großstädtischen Krawallen – von statten ging.

In der schon erwähnten Studie von Benita Luckmann wird eine solche Suche von provinziellen Halbstarken nach ‚Aktion‘ beschrieben:

"Zuerst waren wir viel im Kronenkeller und haben dort Krach gemacht." "Der Kronenkeller war etwas ganz spezielles. Es gab dort jede Woche zwei bis drei Schlägereien." "...es wurde wild getanzt." "Den haben sie wegen des Rabbatzes geschlossen ..." "Dann verzogen wir uns in die Raststätte am Alexanderplatz. Aber nur für kurze Zeit. Sie war nicht das Richtige. Jetzt ist dort schon lange nichts mehr los." "Und dann entdeckten wir Knittlingen. Ja, wir entdeckten es. Denn bevor wir dort waren, war es ein verschlafenes Bauernnest. Wir brachten dort Leben hinein. Wir gingen in die Trudelbar und machten viel Radau. Besonders schön war's mal im Kino. Da spielten sie die 'Tommy-Dean-Story'. Von den Bauern wußte doch niemand, wer das war. Die saßen hinten mit verschlafenen Gesichtern und waren ganz erschrocken, als wir auf das Podium sprangen und ganz wild tanzten und Radau machten. Das hat uns viel Spaß gemacht. Ich denke zu gern daran zurück." (...) "Da war vor zwei Jahren der Teufel los. Jetzt ist auch da nichts mehr los." (Luckmann, S. 59 und S. 69)

Die Halbstarken fühlten sich deshalb so stark, weil sie auch von der Umwelt als solche gesehen wurden: *"Uns machte es Spaß, als die 'Halbstarken von Bretten' zu gelten, und wenn wir so genannt wurden, dann strengten wir uns noch an, unseren Ruf zu verstärken." (Luckmann, S. 59)*

Als dieses Image einer "negativen Elite" verblaßte, einige für ihre Heldentaten einsitzen mussten, und damit eine zeitlang aus der Kleinstadt verschwanden, andere eine Freundin kennenlernten und auf Familie machten, lösten sich die Cliques auf, konnten die Kleinstädte ihre Bahnen wieder ziehen, diesmal sogar ohne Untertöne.

Die provinziellen Ausbruchversuche der Halbstarken der 50er Jahre waren in der Zwickmühle zwischen den nicht mehr vorhandenen alten ländlichen Burschenschaftsriten und bereits vorherrschenden Sanktionen der bürokratisch-verwalteten Gesellschaft zerrieben worden: *„Der undifferenzierte Betätigungsdrang (von Jugendlichen) lässt sich nie restlos in ‚sozial nützliche‘ Tätigkeiten kanalisieren und kann in dem Maße wachsen, in dem der jugendliche Mensch – wie in der industriell-bürokratischen Gesellschaft – in ein Geflecht rigoroser Verhaltensnormierungen eingezwängt wird, in dem ihm jede Möglichkeit des ‚sinnlosen‘ Sich-Austobens beschnitten wird. Wenn diese Möglichkeit des legitimen Ausbruchs aus den Verhaltenszwängen der Gesellschaft fehlt und sozusagen die Ventile verstopft werden, durch die ‚asoziale‘ oder ‚störende‘ Energien entweichen können, kann es geschehen, dass diese Energien selbst einen Ausweg suchen, wofür wiederum die Halbstarkenkrawalle als ein typisches Beispiel heranzuziehen sind. Diese ‚Halbstarkenkrawalle‘ sind in ihrer Substanz mit den ‚Dummenjungenstreichen‘ oder den ‚Lausbubengeschichten‘ früherer*

Generationen vergleichbar, mit dem Unterschied jedoch, dass man damals um die Notwendigkeit und Begrenztheit ihrer Existenz als ‚Ventilsiten‘ wusste und sie zu kontrollieren verstand, indem man sie tolerierte. In der modernen industriell-großstädtischen Gesellschaft kann es dagegen geschehen, dass solche Ausbrüche, bevor sie wieder in sich zurückfallen, eindeutig in den Bereich des Kriminellen übergehen und dadurch auch in ihrer Antriebsstruktur einen ganz anderen Charakter gewinnen. (...) Solange es sich um ein Pferdefuhrwerk handelte und sich in der bekannten Umwelt des Dorfes abspielte, blieb es ein später am Stammtisch belächelter ‚Streich‘; fällt das Geschehen aber in der anonymen Umwelt der Großstadt und am Steuer eines Kraftwagens vor, wird daraus notwendigerweise ein strafrechtlicher Tatbestand.“ (Salisburg, S. 148-149)

Der ‚Geist der Großstädte‘, der *„längst auch die kleineren Städte und das flache Land ergriffen hat“* (Muchow, S. 140) wird damit den Halbstarken der Kleinstädte doppelt zum Verhängnis: Zum einen genießen sie nicht mehr den Traditionsschutz jugendlicher Abstoßungsriten und zum anderen werden ihre Taten als großstädtische Übergriffe auf die ‚heile Kleinstadtwelt‘ rigoros bekämpft. Die neuen ‚Sachzwänge der Modernisierung‘ und der ‚verwalteten Welt‘ *„lassen eigenen Antriebe, Willenseinstellungen und Reaktionsbereitschaften nicht mehr zum Zuge kommen. Nicht nur der Wunsch, sondern die Notwendigkeit auszubrechen ist größer als je zuvor.“* (Muchnow, S. 141)

Daher verwundert es nicht, wenn auch für die Kleinstädte der 50er Jahre gilt, dass die *„Stellung der heutigen Jugend die einer ‚schweigenden Opposition‘ ist“* und sie *‚auf Distanz gegangen‘* ist. (...) *Sie ist in die ‚innere Emigration‘ gegangen. (...) Dahinter verbirgt sich im Grunde eine mehr oder minder massive Verachtung der Erwachsenen als Gesamtheit.“* (Muchow, S. 124)

„Die Jugendlichen sehen sich von liebenswürdig-humanen und nachgiebigen Erwachsenen umgeben, deren Ethos auf das ‚Seid nett zueinander!‘ zusammengeschrumpft ist. Sie fühlen sich ‚von einer ganzen Welt murmelnder, resignierter Wesen umgeben‘, die ‚es nicht wagen, uns persönlich anzugreifen‘ und daher ‚ihre Ansichten aus den Zeitungen entnehmen‘. Die Jugendlichen, selber in dem Prozeß der Personenwerdung mitten inne stehend, verlangen nun aber nach ganzen Kerlen, nach Menschen, die ein ‚Gesicht‘ haben und mit denen zusammenzuraufen sich lohnt. Dieser Forderung entsprechen die Erwachsenen in der Regel nicht: ‚es gibt ja so wenig Männer‘. Darum verachten sie sie, darum sind die Erwachsenen ‚Luft‘ für sie, und damit wollen sie von diesen ‚Larven‘ in Ruhe gelassen werden.“ (Muchow, S. 136-137)

Vor allem die männliche Jugend leidet unter dem Phänomen der *„vaterlosen (Nachkriegs) Gesellschaft“* (Alexander Mitscherlich) und vermisst echte

Vorbilder: „Im Grunde aber wünschen sie sich einen Vater, mit dem man etwas hermachen kann, einen Vater, der sich als Autorität bewährt, d.h. als derjenige, der dem jungen Menschen Bestand gibt, ihn wachsen macht bzw. an dem (und notfalls gegen den) er zu sich selbst erwachsen kann.

Und sie wünschen sich einen Lehrer, der nicht mehr in den Flegeljahren ein ‚Kerl‘ zu sein braucht, sondern jetzt ein ‚Mann‘ sein soll. Schon der Lehrer, der ein eigenes Urteil wagt, das aus dem Herzen kommt, lässt ‚alles neu werden‘. Spiürt man nicht deutlich, dass hier jemand gesucht wird, dem man sich beim Mann-Werden nehmen kann oder an dem man sich wenigstens – weil er standhält – seine Affekte festmachen kann, seine Gesinnungen entwickeln und seine Willenseinstellung erhärten kann, so dass man eine Personenwerdung überhaupt in Gang bringen kann?“ (Muchow, S. 137)

Und Lehrer, die im Geographieunterricht die Entfernung zwischen russischen Städten in ‚Panzerstunden‘ angaben, oder Lehrer, die als Ex-Ingenieure aus der Rüstungsindustrie im Schnellkurs zu didaktisch-unfähigen Fachlehrern für Mathematik und Physik umgeschult wurden sowie Lehrer, die durch ihre Kriegsverletzungen zu bildungsbürgerlichen Zyniker wurden und sich ständig in arroganten ‚Vergeistigungen‘ verloren, waren dafür wohl nicht die richtigen Vorbilder.

3.2.1 Die Jugendorte der Kleinstadtjugend in den 50er Jahren

Die große Distanz der Kleinstadtjugend zur Erwachsenenwelt hatte auch räumliche Konsequenzen und mündete in der Parole: „Sie bauen nicht eine neue Stadt, sondern gehen in die Katakomben.“ (Muchow, S. 124)

Die Katakomben waren die abgedunkelten Räume der Jazz-Keller, der Bars und Turnhallen, in die die Kleinstadtjugend abtauchte. Sie verschwand in das Dunkel der Kleinstädte, wollte sich in ihren eigenen Räumen ‚unsichtbar‘ machen.

„Die Ablehnung, der die Jazzmusik bei fast allen Erwachsenen verfällt (Neger- und Urwaldmusik, verrückte Musik, Lärm beweist Unkultiviertheit, und was für ‚Begründungen‘ dabei angeführt werden), drängt die Jugendlichen aus dem Haus. Der Ausbruch kann sie nicht in die Natur, sondern muß sie in die ‚Katakomben‘ führen und verleiht ihrem Tun etwas Sektiererisches. Kleidung, Haar- und Barttracht der Jazzfans sind dann der Ausdruck der sich aufladenden Opposition gegen die Erwachsenen. Die Jugendlichen gehorchen damit der soziologischen Gesetzmäßigkeit, dem Zuge zur ‚Uniformierung einer aggressiven Minderheit‘.“ (Muchow, S. 142)

Dieser Rückzug aus der Kleinstadtöffentlichkeit brachte ihr in der juristischen Fachsprache den Titel der „gemeinlästigen Jugend“ (Muchow, S. 125), einer Jugend, die eine nicht mehr für das Gemeinwohl engagierte („gemein-

nützliche') Jugend ist, ein. Und auch die Jugendsoziologie verlieh den ‚Geister der Nacht und des Untergrunds‘ die diskriminierenden Titel: *„Parasiten des Jazzkellers“* (Muchow, S. 143)

In den 50er Jahren gab es eine vielfältige Szene von Jazzclubs, die bis in die Kleinstädte reichte (vgl. Siegfried, S. 138). Sie waren Kristallisationspunkte einer intellektuellen Subkultur:

„In ihnen wurden Interessen gepflegt und Praktiken ausgeübt, die Minderheiten ansprachen: Jazzmusik, französischer Existenzialismus und amerikanischer Beat, Kosmopolitismus, bohemistischer Lebensstil, spezifische Kleidung und Haarschnitte.

In den späten 50er Jahren waren Jazzclubs auch Zentren der politischen Opposition, die sich gegen die politische ‚Restauration‘ und bestimmte Ausformungen der Konsumgesellschaft richtete.“ (...) Derartige Clubs waren bis in die 70er Jahre hinein Zentren lokaler Gegenkulturen.

In der Regel aber entstanden in den mittleren 60er Jahren neue Lokale und Clubs, während die alten als Überreste früherer Subkulturen ins Abseits gerieten. Die Krise der Jazzclubs begann um 1960, als die Lokale, in denen vornehmlich Roch'n'Roll gespielt wurde, nicht nur Arbeiterjugendliche, sondern auch junge Intellektuelle anzogen.“ (Siegfried, S. 138)

Auch in den Kleinstädten war der ‚Keller‘ der klassische Ort jugendlicher Freizeitgestaltung, abseits der öffentlichen Kontrolle. Das Kellergewölbe dämpfte den Musiklärm und die räumliche Enge schuf die gewünschte verdichtete und anrühige Atmosphäre: das abgedunkelte Ambiente, die Enge und die dadurch bald entstehende Hitze kochte die Stimmung hoch. Das Kellermilieu suggerierte wilden Tanz, politische Konspiration, sexuelle Eskapaden, soziale Vermischung. Die *„Kellerjugend“* (Kentler, S. 404) hatte ihren Schutzraum für in der Kleinstadtöffentlichkeit nicht respektable Aktivitäten, ihre abgeschirmten Orte zum Ausleben ihrer informellen Jugend- und Kellerkultur.

Nicht überall in den Kleinstädten gab es solche halbdunklen Räume. Mancherorts musste dafür eine Stadt- oder alte Turnhalle herhalten, die mit großen Tüchern abgedunkelt wurde und die Saalbeleuchtung dämpfte, um den Einruck eines abgeschlossenen, geschützten und intimen Raumes zu vermitteln. Diese Abdunkelungen waren jeweils ein Streitpunkt zwischen der Stadt und den Veranstaltern, denn die pflichtanwesenden Feuerwehr- und Rote Kreuz-Beobachter konnten angeblich ‚nicht mehr sehen was im Saale so alles ablief‘ und daher ihre voyeuristische Neugierde nicht befriedigen.

Was es eigentlich zu sehen geben sollte, war die Phantasie einer ‚Jugend außer Rand und Band‘, ein *„junger Mensch, der in jedem Augenblick bereit ist, sein jeweils gelebtes Leben um der bloßen Lebenserhöhung und Lebensfülle willen zu übersteigen. Er möchte seinen ‚Lebenshunger‘ befriedigen und ihn – sei es*

auch nur vorübergehend – absättigen (...) im ‚kleinen Rausch‘: in der Onanie, in der Besäufnis, im Kinoraus, in der begrenzten Opposition, im ‚Halbstarken‘-Krawall, in der ‚Kriminalität ohne Motiv‘. (Muchow, S. 143)

Diese undifferenzierte und vorurteilsbeladene Darstellung eines großen Sammelbeckens „lokaler Problemjugendlicher“ zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Jugendbewegungen in den Kleinstädten hindurch und hinterlässt bei den Betroffenen jenes zwiespältige Heimatgefühl des „Beengenden, des Fesselnden, des formlos Groben, des geheim Quälsüchtigen“ (Mitscherlich, „Stadt, S. 125) am Herkunftsort.

Die Halbstarken-Gruppen rekrutierten sich auch in den Kleinstädten in der Hauptsache aus Arbeiterjugendlichen, häufig aus den Flüchtlingsmilieus der aus dem Osten zugezogenen und noch nicht voll integrierten Zuzügler. (vgl. Luckmann, S. 58) Ihre oft sehr negativen Erfahrungen aus dem Umgang der Alt-Einwohner mit ihren ungeliebten Zuzüglern, fließt ein in den Protest gegen die etablierten Provinzler und steigert das Verlangen, sie umso mehr zu provozieren, je mehr sie schimpfen und sich aufregen: „*Uns machte es Spaß, als die ‚Halbstarken von Bretten‘ zu gelten, und wenn wir so genannt wurden, dann strengten wir uns an, unseren Ruf zu verstärken.*“ (Luckmann, S. 59)

Auch die unsichtbare Revolte der Oberschüler, der zornigen „*Jungen Männer*“ (Luckmann, S. 58) mit ihrem Protest gegen soziale Konventionen, soziales Unrecht, gegen das ‚Drecknest‘ der Kleinstadt, gegen das ‚Kultur‘nest‘, in dem das Klima für alle Sensiblen tödlich ist, gegen das ‚Tratschnest‘ sexueller Aufgeilerei, verlief sich in lokalen Cliquen und gepflegter Häuslichkeit und verschwand mit deren Auslösung völlig. Darüber täuschen auch nicht vereinzelt Aktionen gegen die Wiederaufrüstung hinweg, die von Einzelkämpfern - meist ohne breitere politische Rückendeckung - getragen wurden und in den unpolitischen Jugendsubkulturen der Kleinstädte kaum Resonanz fanden. (vgl. Provinz-Film-Katalog, S. 137)

Der Konformitätsdruck der Kleinstadtgesellschaft ist in den 50er Jahren groß, ihre soziale Kontrolle massiv und jedes Auffallen wird sofort sanktioniert:

"Das Entstehen solcher Gruppen oder das Hervortreten solcher Einzelpersonen unter den Jugendlichen ist spontan, aufsehenerregend und kurz. Zwei, drei Jahre nachdem der Höhepunkt dieser Einzel- oder Gruppenexistenzen erreicht ist, sind die Jugendlichen entweder zu braven Bürgern geworden, die mit sentimentaler Wehmut auf ihre abenteuerliche Vergangenheit zurückblicken oder sie zu vergessen suchen; oder sie sind aus Bretten verschwunden, und niemand weiß mehr recht, was aus ihnen geworden ist. Vielleicht sind sie anderswo zu braven Bürgern geworden. Das Aufsehen und der Ärger, den sie verursacht haben wird vergessen; man spricht nicht mehr von ihnen; das Leben der Stadt läuft in seinen gewohnten Bahnen weiter. "Natürlich gibt es hier Leute, die aus der Reihe tanzen. Aber wenn so etwas

passiert, wird man in seine Schranken zurückgewiesen". "Bretten bleibt ruhig." Die sozialen Kontrollen der Stadt sind effektiv genug, um, trotz Wandel von Institutionen und Lebensstil Konformität mit den äußeren Verhaltensregeln der Gemeinschaft bei fast allen Jugendlichen durchzusetzen. Die Verhältnisse in Bretten sind doch viel günstiger als woanders. In den Schulen unterrichten Lehrer, die zum Teil noch am Ort wohnen, die aus dem Kreis herausgewachsen sind und die feste Wertbegriffe haben und ein festes vorgegebenes Erziehungsziel. Der Einfluß der Erwachsenen durch ihre Art zu leben, ist viel bedeutender für die Jugendlichen, die ja vor allem das Vorbild, das ihnen gegeben wird, nachahmen...

In Bretten ist ... das Überlieferte noch ein Hemmschuh für die Jugendlichen, sich so zu benehmen wie in den Großstädten. Sie sind bekannt. Und wenn einer etwas tut, weiß man es doch bald in der ganzen Stadt. Und so kommt hier kaum etwas vor." (Luckmann, S. 53)

Die Oberschüler bilden eine von der Arbeiterjugend getrennte Clique und trafen sich meist in der Eis- oder Milchbar am Marktplatz, der Tanzkneipe am Ortsrand und im Kino (das zu einer Art ‚Disco der 50er Jahre‘ wurde) und wegen seiner vorführbedingten Verdunkelung zu einem idealen und äußerst beliebten Haupttreffpunkt der Kleinstadtjugend wurde:

„Das Kino war ein Zufluchtort, ein zweites Zuhause. Wenn es im trauten Heim zu eng und zu muffig wurde, verzog man sich ins Kino. Das Kleinstadtkino war ein wichtiger Treffpunkt, gleich neben dem Eiscafe und der Tanzkneipe. Kino, das war ein Stück Freiraum vom Alltag der 50er Jahre, nicht selten der Ort der Liebespaare und schüchternen Annäherungsversuche, aber auch ein Stück ‚Großer Welt‘, die durch amerikanische Filme in die Provinz importiert wurde. Das Kino war ein Ersatz-Jugendhaus mit Knutschbänken (in einigen Provinz-Kinos gab es dafür extra Doppelsitze in der letzten Reihe), mit einem Hauch von Weltsehnsucht und Weltschmerz, von Ergriffenheit bei rührseligen Heimatfilmen und angespannter Neugier bei Liebesszenen der Leinwaldhelden. Die Kinobilder waren noch unmittelbar Vorbilder, das Verhalten der Filmstars Kopiervorlage für eigenes Denken, Fühlen, Träumen.

Diese Erlebniswelt der Kinos der 50er Jahre war es, die trotz äußerlicher Ungemütlichkeit, trotz geschmackloser Einrichtung, kalter Wände und Böden, Wiederaufbau-Design, Nierentischen und –lampen, unbequemer Sessel aus Holz durch durchgesessenem Polster, so heimlich machte und regelmäßig zu Familienszenen führte, wenn Kino-Verbot erteilt wurde.

Die Provinzkinos der Fünfziger Jahre waren ein wichtiges Zentrum im Jugendleben der damaligen Zeit: Sie waren Verabredungsort und Treffpunkt, Liebesnest der ersten Freundschaften, für die das Halbdunkel der Kinos wichtiger war als das Geflimmere auf der Leinwand. Für die Zeit der Vorführung entstand in ihnen ein Stück der Utopie und des Freiraums, der sonst für die Masse der Jugendlichen nirgendwo zu finden war.“ (Herrenknecht, Kinolandschaften, S. 27)

Für die baldige Beruhigung der Kleinstädte, trotz gelegentlichem Rabatz auf Marktplätzen, im Kino, im Schwimmbad oder in den Bars, trotz lauter Musik und Tanz in den Tanzlokalen am Rande der Kleinstädte, ist aber nicht nur die Sozialkontrolle der Kleinstadt, die Macht der zeitbedingten Ohnmacht, oder gar der ständig zunehmende Zustrom von braven Jugendlichen vom Land in die Gymnasien der Kleinstädte (Luckmann, S. 53) verantwortlich, sondern das, was Hans-Jürgen Krahl als den zentralen Verlust seiner Provinzerfahrungen, den Mangel an *"Bewußtseinsalternativen"* (Krahl, S. 129) nennt.

Allein das Gefühl, daß es so nicht bleiben kann und besser werden muß, reicht nicht aus, wenn keine lokalen Alternativen zur *"Enge des Kleinen"* und der *"Einsamkeit darin"* (Bloch, Einleitungen, S. 22-23) vorhanden sind, selbstgefällige Provinz, als *"Trugbild des Lokalen"* Ausbrüche erlaubt, aber nur im Rahmen ihres Regieplanes, eingegrenzt als Jugendsünden, rebellische Jugendzeit, Sturm und Drang, auf ihrer Bühne der Tradition, die *"dann gleichsam die Bretter vor den Kopf (setzt), welche die Welt bedeuten"* (Bloch, Einleitungen, S. 23-24), lebendig einmauert und damit jede Alternativen totmacht.

Die massierte Ungleichzeitigkeit der Provinz in den 50er und Anfang der 60er Jahre hat sie für eine Veränderung ohne den Horizonte der Städte, ohne Einflüsse von Außen, die über die importierte Kultur der AFN-Sender, der Rock-Musik und der sich in der inneren Emigration befindlichen Intellektuellen hinausreichten, verschlossen: sie war *"Kalte Heimat"* gegen den Wärmestrom der Veränderung.

Daß sich trotzdem etwas geändert haben muß, die Provinz der 50er Jahre nicht ‚exterritoriales Gebiet‘ geblieben war, wird am Jammer der örtlichen Vereinsvorstände über das Aussteigen vieler Jugendlicher aus den traditionellen Vereinen mit ihren Idealen von Gemeinwohl, Selbstlosigkeit und Kameradschafts-Geselligkeit deutlich. Viele meinen, daß die Mitgliederzahl bei den Vereinen stark gesunken ist, *„weil, besonders bei der Jugend, andere, private Interessen vorherrschen. Sie denken nur an ihr privates Leben und an ihr Vergnügen.“* (...)

Die Nebenerscheinungen des Wohlstands, die Sucht nach Geld, die moderne Tanzwut, die amerikanischen Filme, die frühe Reife der Jugend, die Motorisierung, die die Stadt näher gebracht hat, das Fernsehen, das macht die Jugend zu Materialisten und läßt keine Zeit mehr für das Vereins- und Gemeinschaftsleben.“ (Luckmann, S. 179)

Gibt es neue, attraktivere und erreichbare Freizeitangebote im kleinstädtischen Umfeld, so zeigt sich ein klarer Trend hin zum Jugendauszug aus den Vereinen und zu Unorganisiertheit:

"Nur an der Jugend fehlt es. Selbst der Benjamin unter der Schar ist immerhin siebenunddreißig. Die Fünfundzwanzigjährigen, die sich im Theatercafé oder

in der Bar 'Bodega' treffen, lassen sich kaum für ideale Ziele erwärmen. Sie sehen einen Klub nicht auf seine Tradition oder seinen Ruf hin an, sondern fragen nur danach, was er zu bieten hat: Die Riesendiskothek vom Dixieland bis zu den Beatles oder die Instrumente für Jazzfans, die Tischtennisausstattung oder die Boote beim Ruderverein. Jahrzehntelange Mitgliedstreue läßt sich von denen nicht erwarten. Sie haben aus zeitbedingter Skepsis vermutlich keinen Sinn mehr für Treue zu einem begrenzten Ziel, ob dies Brieftaubenzucht, Laiendramatik, Philatelie oder Jagdfischerei heißt. Moped, Freundin und Tanzabend locken mehr als Jahresbericht, Kassenprüfung oder Vorstandswahl. Nachwuchssorgen also auch hier, auf der Vereins-'Ebene', bei den Bünden geselligen Vergnügens, wo einst die deutsche Seele, bieder und friedlich, ihre Inkarnation gesucht und gefunden hatte. Der Rosenwirt hat allen Grund, trübe in die Vereinszukunft zu blicken, wenn auch im Augenblick sein 'Nebenzimmer' noch jeden Abend belegt ist." (Schwedhelm, S. 122)

Die trübe kulturelle Situation in den Kleinstädten der verdunkelten 50er und 60er Jahren hatte einen Hoffnungsschimmer aus den Städten erhalten, der noch abstrakt ist, lediglich medial (über Radio und aufkommendes Fernsehen) greifbar ist, aber Klimaveränderung verspricht. Der Modernisierungstrend der Kleinstädte war nicht mehr aufzuhalten. Der Modernisierungssprung der 60er Jahre stand vor ihren Stadttoren.

4. Der Aufbruch der Kleinstädte in den 60er Jahren

"Obwohl die Schrecken der Revolution noch weit von den heimischen Stadtmauern entfernt zu sein scheinen, obwohl die Stadt keine Universität besitzt, obwohl auf den Straßen nur Verkehrslärm zu hören ist, verbreitet sich Unbehagen in der Stadt. Die Einwohner haben Angst, Angst vor ihren eigenen Kindern, sie fühlen sich von einer Jugend bedroht, die beginnt, sich von ihrer Unterdrückung zu befreien, die in den Kampf gegen ihre Unterdrücke eingetreten ist."

(Degler, S. 163)

Es war nicht die Provinz, die die Provinz der 60er Jahre in Bewegung brachte, sondern der Einbruch der Jugendrevolte in die stille und wohlbehütete Provinzwelt, in der die Jugend noch das tat, was die Eltern und die Kleinstadtgesellschaft wünschte und noch den Karriereweg im Kopf hatten, den ihnen die Eliteschule der Provinz, die Kleinstadtgymnasien, vermittelt hatten. Elternknatsch, Autoritätskonflikte in der Schule, die Revolte der 'ungehorsamen Jugend', der Pop-Protest mit Liedern der Anti-Kriegs- und Bürgerrechtsbewegung, die nur gebrochen vermittelte Berichterstattung über die Unruhen in den Großstädten, die *"Plüschatmosphäre des elterlichen Wohnzimmers"* (Amendt, S. 20), der Kleinstadtmuff der Spießer, das Unbehagen einer *"trostlosen Generation"* (Amendt, S. 13) kam zu einer lautlosen Explosion und führte auch bei der Provinzjugend zur Revolte gegen die bürgerliche Saturiertheit, die ohne Moral ihre Geschäfte weitertreibt, während in Vietnam ein Volk geschlachtet wird, die unter Demokratie nur ein Lippenbekenntnis versteht und aufschreckt, wenn Schüler damit endlich einmal ernst machen und die Sonntagsreden über Demokratie entlarven.

Die antiautoritäre Revolte in den Kleinstädte ging an den Nerv der kleinbürgerlichen Ordnung, denn es waren meist die Kinder aus alten Honoratiorenfamilien und aus dem Mittelstand, die da gegen ihre Eltern protestierten, die bestehende Konflikte endlich einmal aussprachen und aufgriffen, ihren eigenen Weg gehen wollten, und die ewige Bevormundung und Unmündigkeit satt hatten.

„Die Haarlänge wurde zum alles überragenden familiären Problem (Was sollen die Leute denken?). Gerade dies machte die langen Haare so attraktiv – und um jeden Zentimeter wurde gekämpft, wie wenn es um Kastration ginge. Es waren Kraftproben.

Die gemeinsame Protesthaltung gegen die Erwachsenenwelt schloß zusammen und verband zu Cliques. (...) sie entriß uns der Isolierung, Vereinzelung und Unterdrückung im Bannkreis der engen, kleinlichen und muffigen Elternhäuser. Die Väter waren für uns gestorben.

Eine gänzlich andere Einstellung zu Leben und Beruf, eine lautere Absage an bürgerliche Konventionen und Mode, eine gemeinsame Sprache, eine GANZ ANDERE ‚dynamische‘ und den Menschen TOTAL erfassende Musik (im Gegensatz zum verschnultzen deutschen Schlager). Eine grundsätzliche Negation der Erwachsenenhaltung, und Reiz und Gemeinsamkeiten entsprangen genau dieser Anti-Haltung.

Gegen den Antikommunismus dieser Kalten Krieger setzten wir unsere ‚linken‘ Vorstellungen – Phantasie-Puzzles aus Marx, Mao, Che, Ho etc.; gegen den Militarismus dieser Faschisten setzten wir Pazifismus (der dann in den dümmlichsten love-and-peace-Hippie-Kult ausartete); gegen Leistungsdenken und –anforderungen dieser Arbeitstiere setzten wir unser demonstratives laissez-faire; gegen Zucht und Ordnung dieser kleinkarierten autoritären Säcke setzten wir Pop- und Jeans-Kultur und Langhaarkultur; gegen die verklemmten Werte und Moralpredigten dieser falschen Apostel setzten wir Lustprinzip. (...)

Die Konfrontation dieser heißen Jahre waren ein endlich offenes Ausbrechen vor bisher diffusen und versteckten Herrschaftsverhältnissen, Pseudo-Liberalität. Die Väterwelt war endlich offen autoritär geworden und die Söhne standen in offener Auflehnung gegen sie.“ (Marks, S.56-57)

Das eigene Leben verließ eine Lokalität und trat ein in eine neue geschichtliche Situation: „*Die Geschichtsleere der 50er Jahre verlassend, habe ich mit der antiautoritären Rebellion zu leben angefangen.* (Hartung, Langandauernde Jugend, S. 184)

Die aufgewachte Kleinstadtjugend saß sonntags nicht mehr in den Eiscafes, sondern auf dem Marktplatz herum. Sie machte ihre Anti-Haltung öffentlich, ließ die Haare wachsen unterließ die gängige Sonntagstracht und wählte ihre Kleidung selbst. (vgl. Amendt, S. 19) Sie gammelte herum, genoss den Sonnenschein, schockte Touristen und Spießer gleichermaßen, machte selbst Musik, sammelte Drogenerfahrungen, denn "was verboten ist, macht uns gerade scharf" (Wolf Biermann), und fühlte sich wohl in dieser Protesthaltung, denn sie wurde durch die Meldungen aus den Massenmedien bestätigt, da die Jugendrevolte weltweiten Maßstab hatte.

Durch Schülerarbeit, Auseinandersetzung mit der Kriegsdienstverweigerung, Beschäftigung mit den Fragen der Dritten Welt, Kampf gegen die NPD, Lehrlingsarbeit, Widerstand gegen die Notstandsgesetze, usw. waren auch die Kleinstädte von den Ausläufern der Studentenbewegung erfaßt worden. Zurückkehrende Studenten brachten Informationsmaterial mit, gründeten Jugendclubs (Mach was los, S. 13) als Treffpunkte, leierten lokale Gruppen an;

fortschrittliche Lehrer und Pfarrvikare leiteten politische Arbeitskreise, die die moralische Empörung gegen die Verbrechen in der Dritten Welt und die Konflikte mit Schule und Elternhaus politisierten, und in ihrem gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang zu erklären versuchten.

Die Politisierungswelle der Studentenbewegung reichte bis in die Kleinstädte hinein, die von der allgemeinen Aufbruchstimmung der 60er Jahre mitgerissen wurden. Es war vorort eine politische Alternativscene entstanden, die sowohl politische Jugendgruppen, als auch eine Jugendsubkultur (Drogen-, Mode- und Musikscene) umfasste, und auf unterschiedlichen Wegen eine 'Befreiung' von den beengenden Verhältnissen anstrebte. Die Schülerbewegung meist in der Perspektive des Weggehens zum Studium (als der ersehnte Weg hinein in die große Bewegung) und die Subkultur-Freaks durch ein Wegträumen und Aussteigen durch Drogen, Musik-Turns, Ekstase, Rum-Jobben, Festival-Flipp und Indien-Trips. Die weltweite Popmusik, die auch in den Kleinstädten inzwischen eine Platten-Ecke mit Hörtheke im lokalen Elektroladen erobert hatte, lieferte den Soundtrack zur allgemeinen Bewegung: „*Something in the air*“ (Thunderclap Newman).

Diese provinzielle Jugendscene war schon in ihrer Entstehungsphase uneinheitlich und widersprüchlich, obwohl sich gerade in der Anfangsphase die verschiedenen Strömungen gegenseitig befruchteten und viele Überschneidungen hatten. Beide waren Protestbewegungen gegen die Schreckenstage der Provinz, die „*Lazy Sundays*“ (Small Faces), gegen die qualvolle Ereignislosigkeit in den Kleinstadtkäfigen und gegen die provinziellen Dummlichkeiten der Anpassung.

In der verdichteten politischen Biographie eines ‚Antiautoritären aus der Provinz‘ hört sich die erlebte Aufbruchstimmung Ende der 60er Jahre so an:

"Als sich nach dem 2. Juni 1967 in den Universitätsstädten die antiautoritäre Bewegung herausbildete, befanden wir uns auf einer tastenden Suche nach etwas, womit man sich gegen den "Kleinstadt-Mief", die Enge und spießige Atmosphäre der Umwelt zur Wehr setzen konnte. Unsere durchaus dünnkelhafte Abneigung gegen konservative Moral und Heuchelei schien uns in den frühen Degenhardt-Liedern treffend ausgedrückt zu sein.

Von reaktionären Lehrern heimlich entfernte pazifistische Plakate und androhte Schulverweise wegen Abwesenheit beim Schulgottesdienst hatten erste Flugblätter zur Folge, in denen die Frage nach "Demokratie in der Schule" gestellt wurde. Suhrkamp-Bände und Ostermarschierer-Plaketten wurden angeschafft und sooft das Geld für die Fahrkarte reichte, fuhr man zu Demonstrationen nach Frankfurt, wo wir in den Genossen des SDS neue Bezugspersonen trafen, mit denen wir uns identifizieren konnten.

Lehrer und Eltern, die uns weismachen wollten, hier handle es sich um "eingeschleuste DDR-Agenten" oder Schlimmeres, konnten uns nicht sonderlich beeindrucken. Denn wir hatten inzwischen die Erfahrung sammeln

können, wie die Weigerung einer Untersekunda, ein 20strophiges Gedicht auswendig zu lernen, dazu führte, daß die Eltern der vermuteten 'Rädelsführer' in die Schule bestellt und darüber befragt wurden, ob ihre Söhne und Töchter 'Kommunisten' seien.

Innerhalb von drei Jahren entwickelte sich in diesem Gebiet eine relativ schlagkräftige, über fünf Kleinstädte verteilte Schülerbewegung. Aktionen gegen CDU- und NPD-Veranstaltungen während des Bundestagswahlkampfes 1969 mobilisierten bis zu 300 Genossinnen und Genossen, ein halbes Dutzend größerer Versammlungen wurde gesprengt ..." (Frühe Unordnung, S. 88-89)

Der politische Aufbruch in der Provinz geschah allerdings nicht überall in der Provinz und auch nicht überall mit der gleichen Intensität. Die politische Strategie der kleinstädtischen anti-autoritären Bewegung stand eindeutig unter dem Bann der 'größtstädtischen Bewegung', aus der sie recht euphorisch die Politisierungsformen übernahm und damit in den aufgeschreckten Kleinstädten mächtigen Staub aufwirbelten.

Die allgemeine Politisierung der Bundesrepublik durch die Große Koalition in Bonn, die APO-Bewegung aber auch die Formierung des Rechten Widerstandes in Form der NPD (Kühnl, S. 265f.) hatte ein Klima politischer Unruhe entstehen lassen, das auch in den Kleinstädten zu spüren war, obwohl diese in den 60er Jahren noch durchsetzt waren mit einer „*spießbürgerlichen, durch und durch antikommunistischen, ‚kalte-Kriegs‘-Atmosphäre*“. (Wieser, S. 40)

Politischer Wandel, die Erneuerung der Demokratie, die Durchlüftung des politischen Muffs und Miefs, das Verlassen der alten Unmündigkeit im Zuge der politischen „*Nach-Aufklärung*“ (T. W. Adorno), verbreitete Hoffnung und ermunterte zur Provokation, denn das alte Gebäude der Ordnung, die Welt der Kleinbürger, schien kurz vor ihrem Einsturz, dem man nur beherzt nachhelfen mußte.

Das lang-angestaute Unbehagen mit der eigenen Lebenswelt, mit den eigenen Wünschen und Sehnsüchten, schien bruchlos einzumünden in eine politische Aufbruchsbewegung, der offenen Provokationen, direkten Aktionen, in sich überschlagende Ereignisse, die das genaue Gegenteil zu der Kleinstadtlangeweile, der eigenen Bedeutungslosigkeit und künstlichen Infantilisierung darstellten. Die Faszination einer Verbindung von politischer Veränderung und persönlicher Selbstveränderung, das Verlassen der dahindämmernenden Vor-Geschichte zur Produktion eigener Geschichte, erweist sich als wesentliche Triebfeder der antiautoritären Bewegung.

In einer solchen Phase politischer Hochstimmung und Hochkonjunktur, gelebter und erfahrbarer Gleichzeitigkeit, erscheint die Ungleichzeitigkeit der Provinz nebensächlich - oder im Terminus des Jargons: ‚nebenwiderprüchlich‘

-, da man auch mit der Provinz, ermuntert durch den Amoklauf der aufgeschreckten Kleinbürger, den unmittelbaren Erfolgen der Provokationen, der Entlarvung der Widersprüche zwischen Schein und Sein, Demokratie und autoritärem Staat, auf dem Vormarsch war und mit kleinen Aktionen große Wirkung erzielen konnte. Dieser Verführung durch die eigene Macht, der schnelle Erfolg und die Verwirrung unter den politischen Gegnern, wertet die eigene Arbeit und Gruppe auf:

„Der politische Erfolg der Studentenbewegung war nicht nur für die offizielle Politik überraschend; er überraschte auch uns selbst. Unsere politischen Vorstellungen, scheinbar abstrakt in einer übermächtigen Wirklichkeit, setzten diese tatsächlich in Bewegung. (...) Der politische Erfolg (und nicht spontane Selbstbefreiungsakte) war eine der entscheidenden Triebkräfte der Bewegung. Hier bekamen wir – und holten uns – das, was uns in unserer bürgerlichen Herkunft versagt worden war: Anerkennung.“ (Hartung, Versuch, S. 20-21)

Das Überraschungsmoment und der Rausch des schnellen Erfolges verstellten aber gleichzeitig den Blick für eine notwendige (selbst)kritische Analyse der Realität.

5. Die Schülerbewegung in der Kleinstadt

5.1 Das Ende der pädagogischen Provinz

Seit 1967 - besonders aber seit 1968 (vgl. Liebel, 92ff.) - regte sich auch in den provinziellen Kleinstädten, mit dem entsprechenden 'time lag' zu den Großstädten, mit der Schülerbewegung *"etwas grundsätzlich Neues"* (Liebel, S. 93), nämlich eine Jugendbewegung, die sich nicht mehr nur in *"Manifestationen des Unbehagens"* (Liebel, S. 93), und *"ungezielten Ausbrüchen aus dem dumpf empfundenen Zwang"* (Liebel, S. 93) als spontane Revolte verstand, sondern begann mit der politischen Organisation von Schülergruppen die Hintergründe des Unbehagens zu bekämpfen:

"Schüler protestieren nicht länger vereinzelt, sondern organisierten ihren Protest, gaben ihm einen politischen Ausdruck und begannen, die politischen Gründe ihres Unbehagens sich selbst und anderen einsichtig zu machen." (Liebel, S. 93-94)

Die Schule sollte nicht länger *"autoritäre Charaktere hervorbringen und zur bloßen Reproduktion tradierter Herrschaftsverhältnisse beitragen, sondern zum Medium der allseitigen Emanzipation der Beherrschten werden. Die Demokratisierung der Schule verlangen hieß, die Demokratisierung der Gesellschaft vorantreiben helfen."* (Liebel, S. 94)

Bereits 1969 zeigte diese Arbeit in der pädagogischen Provinz konkrete Folgen: *"Die in Schülergruppen organisierte Minorität hat das Klima an vielen Schulen verändert: deutsche Schüler kritisieren heute häufiger ihre Lehrer, protestierende Gymnasiasten gehören heute zum Alltag fast jedes Gymnasiums, in kleinen Städten inzwischen kaum weniger als in großen."* (Liebel, S. 104-105)

Der politische Aufstand der Schüler kam allerdings nicht über Nacht, als das hereingebrochene ‚Unheil der Unruhen‘, die bereits die Großstädte erschütterten - wie es in vielen Kleinstadt-Bürger-Vorstellungen herumgeisterte - sondern hing mit konkreten Verbindungen zu den Universitätsstädten über ehemalige Schüler der Kleinstadtgymnasien, mit einem vorhandenen lokalen Gegenmilieu in Form von Jugendclubs, Jugendkellern, Kontakten zu politisch aktiven Gruppen, wie z.B. Anti-Notstandsgruppen, Ostermarschierern oder fortschrittlichen Lehrern und Pfarrern zusammen.

Dieses politische Vorfeld organisierte sich - verstärkt durch die Ereignisse in den Metropolen, die via Fernsehen und Presse in die Kleinstädte vordrangen - entzündet an lokalen Konflikten in der Schule (Auseinandersetzung mit reaktionären Direktoren und Lehrern, Konflikte innerhalb der SMV, mit Schülerzeitungen usw.) (vgl. Degler, S. 165), und war in der Regel der

Ausgangspunkt der lokalen Organisierung von Schülergruppen.

Die weltweite Revolte der Jugend gab diesen kleinen Konflikten und Revolten die Bedeutung eines globalen Befreiungsaktes:

"Die Schüler (kämpften) - angeregt und beflügelt durch den weltweiten Aufbruch von Jugendlichen - mit einer universalistischen Orientierung gegen autoritäre Strukturen, wo immer sie deutlich wurden; der radikale Wunsch nach generellen Veränderungen stand hierbei im Zentrum." (Hüffel, S. 17)

Vor allem in der finsternen Provinz wirkte diese Aufbruchstimmung wie eine Auferstehung von der toten Provinz, wie ein Umbruch-Zeitalter nach dem politischen Mittelalter der 50er Jahre. *„Als sich 1967/1968 Schülerunruhen an der Schule bemerkbar machten, fühlte ich mich von dem Protest diffus angezogen, denn hier wurde etwas ausgedrückt, was auch meine eigene Unzufriedenheit an der Schule betraf.“* (Hüffel, S. 12)

Der Anlaß des gezielten Ungehorsams, der anfangs häufig von einzelnen Schülern ausging, erschien oft banal: sie wollten einfach nicht mehr mitspielen, die alltäglichen Verlogenheiten zwischen Schein und Sein mitmachen:

„Die Widersprüche zwischen eifrig gepredigten demokratisch-humanistischen Idealen und (schul)politischer Realität (...) wurden nicht mehr von allen Schülern fraglos hingenommen. Wohl gemerkt waren es anfänglich keine unmittelbar politischen, sondern eher ethisch-moralische Fragen, an denen sich Widerspruch entzündete. So erhob sich beispielsweise ein Oberschüler und erklärte sein christliches Empfinden durch das allmorgendliche Dahergeleiere eines Gebetes verletzt. Von aufgebracht Lehrern darauf hingewiesen, dass er ja während des Gebetes den Raum verlassen könne, erklärte er, dass er das für eine unzulässige Maßnahme sozialer Isolierung halte und fand sich von seiner und anderen Klassen bestätigt, die nunmehr mit ihm das morgendliche Zwangsritual verweigerten.“

Andere kritische Fragen drangen über einzelne Schüler, die sich in der Ostermarsch-Bewegung engagierten und ihre Sympathie dafür durch das Tragen der Ostermarsch-Plakette bekundeten, in die Schule ein. Sie forderten die Behandlung des Vietnam-Krieges im Unterricht und ließen sich diesbezüglich nicht mit antikommunistischen Statements abspeisen, sie machten Propaganda für Kriegsdienstverweigerung und fragten nach der politischen Vergangenheit ihrer Lehrer.

„Daß sie deswegen sehr schnell als Kommunisten abgestempelt wurden, schreckte sie nicht ab, sondern schärfte ihre Fragen nach den Sklavenaufständen im alten Rom, nach Herrschaftsstrukturen in der klassischen griechischen Demokratie und nach der Machtverteilung in der heutigen Welt.“ (Hüffel, S. 21)

Für das Jahr 1969 gilt: *„Die in den Schülergruppen organisierte Minorität hat das Klima an vielen Schulen verändert: deutsche Schüler kritisieren heute*

häufiger ihre Lehrer, protestierende Gymnasiasten gehören heute häufiger zum Alltag fast jedes Gymnasiums, in kleinen Städten inzwischen kaum weniger als in großen.“ (Liebel, S. 104-105)

„Sie standen nicht mehr auf, wenn der Lehrer zum Unterricht in der Klasse erschien, kleideten sich lässiger, kooperierten ungeniert bei Klassenarbeiten, veränderten die Sitzordnung in ihren Klassenräumen und ‚schmückten‘ dieselben mit politischen Plakaten.“ (Hüffel, S. 21)

Die Schülerbewegung in den Kleinstädten reduzierte sich aber keineswegs auf Schulfragen und Schulkonflikten, sondern verstand sich selbst als die *"Studentenbewegung der Kleinstädte"* (vgl. Degler, S. 156 und S. 160), was den Aktionsradius ihrer politischen Aufklärungskampagne über die Kleinstadtschulen hinaus erweiterte und überall die Frage nach Schein und Wirklichkeit der bundesrepublikanischen Demokratie stellte.

5.2 Die Einschätzung der Kleinstadtprovinz durch die Schülerbewegung

Bedingt durch das Anwachsen der Schülerbewegung in den Kleinstädten, aber auch als Ergebnis konkreter Erfahrungen vorort, war die Schülerbewegung gezwungen, sich intensiver mit den spezifischen Bedingungen des „Kleinstadtmilieus“ (Wieser, S. 40) auseinanderzusetzen:

„Zu den allgemeinen Erfahrungen, die unsere politische Entwicklung einerseits hemmten, andererseits wiederum förderten, kommt bei uns noch eine wichtige Tatsache hinzu: wir leben in einer Kleinstadt.“ D.h. uns interessiert die Frage: *„weshalb ein Kleinstadtmilieu eine sozialistische Entwicklung erschwert bzw. hemmt.“* (Wieser, S. 40)

Seit 1968 wurden daher in vielen kleinstädtischen Schülerbewegungen Versuche unternommen, ein spezielles Konzept *"Über die Arbeit in kleinen Städten"* (vgl. Degler, S. 155ff.) zu entwickeln, das den besonderen organisatorischen Problem der politischen Arbeit in der Provinz entgegenkommen sollte:

"Die Differenzierung zwischen kleinen und großen Städten, zwischen Städten mit und ohne Universität, ist einer der wesentlichen Punkte dieser Betrachtungsweise, die es uns ermöglicht, unter den Bedingungen unterschiedlicher Strukturen die effektivsten Ansatzpunkte für unsere Arbeit herauszufinden. Für die Arbeit in kleinen Städten ergeben sich organisatorische Probleme, deren Lösung zur großen Chance der sozialistischen Schülerbewegung wird, denn diese Lösung wird zugleich die Lösung des Problems der Selbstorganisation sein." (Degler, S. 155)

Eine differenzierte Analyse der ‚Sondersituation der Kleinstädte‘ war auch Gegenstand der 3. Delegiertenkonferenz der AUSS (Aktionszentrum

Unabhängiger Sozialistischer Schüler) am 13.6.1968. Die „*Ungleichzeitigkeit, die sich aus dem Stadt-Land-Gefälle und der unterschiedlichen Repräsentanz der APO ergab (...)*“ (wurde allerdings) „*nicht thematisiert.*“ (Hüffel, S. 48) „*Vor allem die verschiedenen Bedingungen in Universitäts-, Groß- und Kleinstädten blieben unberücksichtigt.*“ (Liebel, S. 103)

Dieses offensichtliche Theoriedefizit stand im Widerspruch zum realen Wachstum der Schülerbewegung, die vor allem in den Kleinstädten deutlich anwuchs (vgl. Liebel, S. 103).

Gleichzeitig zeigte sich in der kleinstädtischen Praxis, dass „*meist allzu unvermittelt provokative Techniken der Studentenbewegung übernommen wurden*“ (Liebel, S. 103-104) oder die Schülergruppe sich zu „*schematisch am Standpunkt einer Gruppe in der nächsten Großstadt orientierte*“ (Wieser, S. 54), was sich unter den Kleinstadtbedingungen als eine falsche Strategie erwies. Die kleinstädtische Schülerbewegungen brauchten eine reflektiertes Theoriemodell, um ihre besondere politische Lage vorort richtig einschätzen zu können, und gingen dieses Defizit in mehreren kleinstädtischen Basisgruppen vorort auch an.

Günter Degler - selbst in der Schülerbewegung in Baden-Baden aktiv - formulierte drei ‚Thesen zu den sozioökonomischen Bedingungen der Kleinstadt‘, die für die Schülergruppen und zur Bestimmung eines *"Modells für die Arbeit in kleinen Städten"* (Degler, S. 155) zentrale Bedeutung besitzen sollten:

(1.) *"In der Regel ist eine Kleinstadt wirtschaftlich von einem Großbetrieb oder mehreren Kleinbetrieben abhängig, abhängig sowohl objektiv als auch subjektiv, denn einerseits werden die Steuereinnahmen der Stadt überwiegend von diesen Betrieben getragen, andererseits sind sie Arbeitgeber eines Großteils der Einwohner. Das führt zu personellen Verflechtungen, zu Interessensidentifikationen:*

'What's good for General Motors that's good for the United States' oder hier: 'Was gut ist für Daimler-Benz, ist gut für Gaggenau.' Diese beiden Faktoren finden ihren Ausdruck im offiziellen politischen Bereich - im Stadtrat, in der Verwaltung, in den Parteien - und im Bereich informeller Organisationen wie Sport-, Gesang- und Kleintierzüchtervereinen. Damit erfährt jeder Einwohner politische Macht unmittelbar, d.h. nicht anonym, sondern personalisiert." (Degler, S. 155)

(2.) *"Die Bevölkerung einer kleinen Stadt ist traditionell konservativ. Sie bildet nach außen eine abgeschlossene, überschaubare Einheit, die zwar an das Kommunikationsnetz von Rundfunk, Fernsehen und Presse angeschlossen ist, das aber nur systemerhaltende Informationen eindringen läßt, d.h. daß man versteht, was man schon verstanden hat. Und das ist wenig! Aus der Übersichtlichkeit erwächst eine Kontrolle, die es ermöglicht, individuelles*

Verhalten in eine Bestimmte Norm von 'Sittlichkeit und Anstand' zu zwingen, 'Sitte und Ordnung' aufrechtzuerhalten und im Falle der Durchbrechung beispielsweise der anerkannten Sexualmoral latent faschistische Elemente zu mobilisieren." (Degler, S. 154-155)

(3.) "Bestimmend für das Wesen einer kleinen Stadt können auch lokal bedingte Besonderheiten wie Sehenswürdigkeiten, Thermalquellen, Stationierung von Bundeswehr usw. sein. Sie verlangen eine zusätzliche Verhaltensregulierung, deren Nichteinhaltung eine ähnliche Reaktion wie die Durchbrechung der anerkannten Sexualmoral hervorruft." (Degler, S. 155)

Neben dem spezifischen Abhängigkeitsgeflecht der Kleinstadtpolitik von den Lokal-Mächtigen, dem traditionellen Konservatismus der Kleinstadtbürger und den lokalen Besonderheiten, erscheint auch das Einzugsgebiet des Gymnasiums wesentlich:

"Unter dem Aspekt der Organisation ist die Frage wichtig, ob die Stadt ein Gymnasium mit weitem Einzugsgebiet hat, d.h. ob die Schülerschaft zu einem großen Teil aus Schülern benachbarter Kreise besteht, denn je geringer die Mobilität der Schüler ist, desto größer die Chancen der Organisation." (Degler, S. 156)

Gestützt auf diese *"typisch kleinstädtischen Merkmale"*, *"auf das Moment des Kleinstädtischen, das jederzeit Vergleiche mit anderen Städten ähnlicher Strukturen ermöglicht"* (Degler, S. 156), soll eine Strategie der Politisierung der Schüler und der Kleinstädte unternommen werden, was neue Defizite des Kleinstadtlebens offenbart, denn:

"Unter den Bedingungen der Kleinstadt haben sie (die Schüler) nicht die Möglichkeit, sich direkt mit Studenten oder anderen Vermittlern kritischen Wissens in Verbindung zu setzen. Die ihnen zur Verfügung stehenden allgemein zugänglichen Informationsmittel reichen bei weitem nicht aus." (Degler, S. 157)

Aber nicht nur der Informationsmangel, sondern überhaupt die Tatsache, *"daß sie (die Schüler) in ihrer Stadt die aktive Schicht der Studenten ersetzen müssen"* (Degler, S. 160), erweist sich als politisches Hindernis. Verstärkt wird der Zustand der antiautoritären Schülergruppen, auf sich selbst gestellt zu sein, auch dadurch, daß es *"außerschulische Gruppen, die das Fehlende ersetzen, in kleinen Städten (nicht gibt)"* (Degler, S. 158) und auch die Suche nach der 'örtlichen Opposition', mit der zusammengearbeitet werden soll (z.B. Gewerkschaftsbewegung), in der Enttäuschung endet, *"daß es die gar nicht gab"* (Degler, S. 175).

Die örtlichen Mängel zwingen die aktiven Schülergruppen zu einer Intensivierung ihrer eigenen Arbeit und Verbreiterung ihrer eigenen Basis, aber auch gleichzeitig zu einer überregionalen Zusammenarbeit mit den

Dachorganisationen des SDS und dem AUSS, um fehlenden örtlichen Rückhalt durch überörtliche Anregungen und Unterstützung auszugleichen.

Dieser Zustand überörtlicher Orientierung verstärkt die bereits vorhandene Ausrichtung an der großstädtischen Bewegung noch zusätzlich auf der organisatorischen Ebene (z.B. bei der Herstellung von Flugblättern).

5.3 Die Strategie der Schülerbewegung zur Politisierung der Provinz

Trotz der vorhandenen und analysierten Strukturunterschiede zwischen Klein- und Großstadt ist der zur Politisierung führende Ausgangspunkt der Schülerbewegung überall der Gleiche:

"Das Unbehagen', das die Schüler einer kleinen Stadt empfinden, ist das gleiche Unbehagen, das auch die Schüler einer Großstadt, das Schüler allgemein empfinden, denn die Struktur, die Bedürfniseinschränkung und Triebverzicht fordert, ist überall die gleiche. Ausdruck dieses Unbehagens sind die ersten Anflüge eines existentiellen Engagements, von antiautoritärem Verhalten, durch das der Schüler versucht, die ihm in seinem Lebensbereich auferlegten Beschränkungen seiner Bedürfnisse zu durchbrechen und zu überwinden." (Degler, S. 157)

Das Bedürfnis nach eigener Emanzipation wird politisiert und gerät zum Konflikt mit der bestehenden Ordnung, erzeugt *"einen Zustand produktiver Unzufriedenheit"* (Degler, S. 158):

"Der Konflikt ist im erreichten Stadium Hauptbestandteil des beginnenden Kampfes, denn durch ihn ist es möglich, eine Situation zu schaffen, die zu einer Gruppenbildung reif ist, wobei die bestehenden Institutionen der Schule der Ort der Konfliktbildung sind. Der nun bewußte Schüler sucht jetzt vor allem Mitschüler, die antiautoritäres Verhalten zeigen und an der Arbeit interessiert sind, um mit ihnen zusammen vorzugehen. Dazu ist zunächst ein Informationsaustausch notwendig, denn die anderen Schüler müssen denselben Lernprozeß wie er durchmachen." (Degler, S. 160)

Die im Konflikt mit der Schule und Kleinstadtöffentlichkeit politisierten Schüler setzen ihren Kampf um Demokratisierung der autoritären Strukturen fort und *"politisieren die Institutionen und ihre Tätigkeit, sie provozieren den Konflikt in allen Situationen, die sie überblicken und bewußtseinsbildend für die anderen Schüler ausnutzen können. Ziel ihrer Arbeit ist es jetzt, die Beschränktheit und das notwendige Scheitern schulischer Institutionen aufzuzeigen und zugleich die Notwendigkeit und die Möglichkeit einer tatsächlichen Interessensvertretung der Schüler darzulegen; d.h. die Voraussetzung für eine sozialistische Schülerorganisation zu schaffen."* (Degler, S. 162)

Die an der Schule entstandene Unruhe wirkt in die Kleinstadt hinein und schreckt die Bürger auf, entlarvt ihre Schein-Liberalität und provoziert sie zu Repressionen:

"Die provozierten und ausgefochtenen Konflikte bereiten in der Schule eine organisationsschwangere Atmosphäre, die von allen Schülern in Form verstärkten Drucks von Seiten der Schulleitung und der Lehrer wahrgenommen wird, denn die Schulautorität ist weiterhin bemüht, die 'für die Arbeit unerläßliche Ruhe und Ordnung' aufrechtzuerhalten. Auch die kleinstädtische Öffentlichkeit wird über diese Vorboten kommenden Unheils reagieren und besonders versuchen, die Eltern der Schüler zu beeinflussen; wo dies nicht gelingt, wird gegen die Eltern intrigiert, und sie werden in eine Außenseiterposition gedrängt." (Degler, S. 163)

"Es fehlt also nur der Anstoß, um die Schüler, die Schulautorität und die kleinstädtische Öffentlichkeit in Bewegung zu versetzen, d.h. man muß die schwachen Stellen in der wohlgefühten Ordnung der Kleinstadt und in der beschaulichen Ruhe eines Gymnasiums finden und die Angst der Schüler überwinden, um eine effektive Arbeit zu ermöglichen. Einige Ansatzpunkte wurden schon in den Thesen zur soziologischen Struktur von kleinen Städten aufgezeigt, es sind dies: die wirtschaftliche Abhängigkeit, die Personalisierung politischer Macht, die Abgeschlossenheit und Überschaubarkeit, die anerkannte Sexualmoral und lokalbedingte Besonderheiten. Diese Punkte reichen aus, um - bei richtiger Verwendung - eine Kleinstadt auf den Kopf zu stellen und den Schülern ihre Stärke zu zeigen, ihre Stärke, die eben in der Organisation, hier Selbstorganisation liegt." (Degler, S. 163)

Als besonderer Hebel der Politisierung der Kleinstädte erweist sich ihre Abgeschlossenheit, ihre kleinstädtische Selbstzufriedenheit, die sie auch in Zeiten breiter gesellschaftlicher Unruhe zu scheinbar exterritorialen Orten der Ruhe macht:

"Die Abgeschlossenheit von kleinen Städten, die vor allem eine Abgeschlossenheit von kritischen Informationen ist, ist in diesem Stadium der beste Angriffspunkt, denn mit der Unterstützung des AUSS ist es für die Schüler sehr einfach, diese Abgeschlossenheit offen und demonstrativ zu durchbrechen. Davon ausgehend, kann alles andere aufgegriffen und konfliktbildend benutzt werden. Die Schüler der Stadt setzen eine Informationsveranstaltung mit auswärtigen Referenten, z.B. Referenten des AUSS oder des SDS, an und fordern dafür einen stadteigenen Saal, der auch für andere Jugendveranstaltungen benutzt wird. Wird es abgelehnt, einen Saal zur Verfügung zu stellen, machen die Schüler diese Entscheidung über die Lokalpresse oder, wo dies nicht möglich ist, weil es keine Lokalpresse gibt oder sie eine solche Veröffentlichung nicht abdruckt, über Flugblätter publik und decken die Hintergründe und die Motive auf. Die Veranstaltung wird zum geplanten Termin dennoch durchgeführt, und zwar in einem privaten Gasthaussaal oder im Freien. Die Referenten gehen auf die strukturellen

Schwächen der Kleinstadt und besonders auch auf die Herrschaftsverhältnisse und auf die Stellung des Schülers in der Schule ein. Ihre wichtigste Funktion ist es, Verschleierungen aufzudecken und die bei den Schülern vorhandene Angst und ihre Hemmungen zu beseitigen. Der Sexualaufklärung kommt dabei die Aufgabe zu, bei den Schülern entklemmend und auf die Honoratioren und die Einwohner der Stadt provozierend zu wirken, denn sie durchbricht in dieser Form die anerkannte Sexualmoral, sie macht reales Sexualverhalten zu öffentlichem Sexualverhalten, d.h. sie stört die kleinstädtische Ordnung empfindlich, indem sie ihre Repressionsmechanismen nicht nur anerkennt, sondern sie offen bloßlegt. Doch vielleicht wird sie zunächst nicht einmal als Ordnungsstörung empfunden, sondern nur als Begleiterscheinung momentan stärker beeindruckender Ereignisse: der Streit um einen Raum, Verletzung der Informationsbeschränkung, Angriff auf die Honoratioren der Stadt, Demonstrationen, Auseinandersetzungen mit der Polizei u.ä. Ergebnis aller Aktionen muß die Gründung einer sozialistischen Schülergruppe und eine Vorbereitung ihres Tätigkeitsfeldes sein. Außerdem tritt eine Veränderung im Leben der Stadt und der Schule ein, beide fühlen sich bedroht in ihrer Existenz als systemerhaltende Faktoren und als reibungslos funktionierende Ausbeutungsmaschinerien, und sie über einen verstärkten Durch auf die sich Befreienden, die sich nun sogar organisieren wollen, aus." (Degler, S. 164-165)

Durch die Öffentlichmachung der verzweifelten Versuche der Kleinstadt sich gegen die *"ungebetenen ortsfremden Elemente"* (Degler, S. 182) zu wehren und sich damit gleichzeitig als hilflose aber gemeine Provinz zu gebärden, entstehen neue Politisierungspunkte, an denen sich eine örtliche Schülergruppe entzünden kann, sich *"die Strukturen der Kleinstadt immer besser abzeichnen"* und die *"Schüler bekommen, die Notwendigkeit der Organisation am eigenen Leibe spüren."* (Degler, S. 175)

Die Reaktion der kleinstädtischen Reaktion läßt angesichts einer solchen Provokation nicht lange auf sich warten:

"Die kleinstädtische Lokalpresse reagiert auf solche Anlässe immer gleich. Man versucht die Bewegung im Ansatz schon abzuwürgen, indem man kleine Vorkommnisse aufbauscht und die Beteiligten als gefährlich für die Stadt und als kommunistisch ferngesteuert hinstellt. Der Erfolg bleibt nicht aus. Die Einwohner fühlen sich angegriffen und werden aggressiv. Sie setzen die Schüler mit Hilfe der Eltern und der Schule unter Druck, um sie abzuschrecken." (Degler, S. 160)

Dabei sind die provozierten Honoratioren in ihrer Wortwahl und in der zumindest geistig projizierten Handlung nicht zimperlich. Unter der Parole *"Wehret den Anfängen!"* (vgl. Herrenknecht, Schülerbewegung, S. 22ff. und Degler, S. 182) marschieren die geistigen Bürgerwehren zur Verteidigung der abendländischen Kultur gegen *„ungebetenen ortsfremden Elemente“* (Degler

S. 182), die Eindringlinge und „Störenfriede der bürgerlichen Ordnung“ (Degler, S. 181) auf: *"Diese Leute gehören in das Irrenhaus, mit Verrückten diskutiere ich nicht; die NPD benimmt sich wenigstens anständig"* (Degler, S. 166), *"Das Diskutieren ist wie eine Krankheit"* (vgl. Herrenknecht, Schülerbewegung, S. 25). *"Wir lassen keine Verführung unserer Kinder und Verschmutzung der Schulen und Straßen zu: Unsere Kleinstadt bleibt sauber."* (Degler, S. 160)

"Ist schon die Handlung des Verbotens an sich undemokratisch, so zeigt der Wortgebrauch der Begründung eindeutig faschistische Elemente: Sauberkeit, Hygiene und Anstand werden demokratischen Rechten vorgezogen, auf Sauberkeit und Anstand gründet sich die Gemeinschaft einer Kleinstadt, und Sauberkeit ist eine Pflicht, die der unreifen, also potentiell unsauberen Jugend mit Zwang anezogen werden muß und hinter der alles andere zurückzustehen hat." (Degler, S. 160-161)

"Hier zeigt sich deutlich, daß und wie sich die Honoratioren der Stadt und ihre Helfershelfer gegen die Bedrohung von außen verbünden: "Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!" [Wilhelm Tell] (Degler, S. 175)

Der Feind steht vor den Toren, kommt von Außen, wie es dem Feindbild der Kleinbürger entspricht. Die eigene Kleinstadt ist sauber und soll sauber bleiben. An diesem Fixierbild der Kleinstädter konnte die Schülerbewegung trotz der Aufdeckung der vielen tabuisierten Bereiche in Schule und Kleinstadt, trotz ihrer Lüftung des Kleinstadtteppichs unter dem die ‚unsaubere Kleinstadt‘ zum Vorschein kam, nichts ändern.

Die Schülerbewegung hatte in einigen Provinzstädten - verstärkt durch lokale Konflikte, wie z.B. 'Berufsverbote' für engagierte Lehrer und Aktionen gegen die NPD (Traum-a-land, NPD-Parteitag, S. 26-27) - *"die Verhältnisse wirklich zum Tanzen gebracht"* (Karl Marx), indem den Kleinbürgern die eigene Melodie vorgespielt und sie zum Veitstanz veranlaßt wurden, war aber mit ihrer Aktions- und Provokationsstrategie an ihre Grenzen gestoßen:

Solche Grenzen waren:

1. Die eigene Selbstüberschätzung und Übersensibilisierung, die dazu führte, daß einfache Reibereien aufgepöppelt wurden zu einer handfesten politischen Affäre, *"so als wäre es beispielsweise eine Frage von Sieg oder Niederlage des Klassenkampfes, ob der 'Rote Kalender' des Wagenbachverlages an der Schule verkauft werden kann oder nicht."* (Hüffel, S. 108)
2. Die nur halb-gelungene Politisierung der Schüler: Vieles des *"frechen, rotznäßigen, ungezogenen und provozierenden"* (Amendt, S. 18) Oberschüler-

Gehabes blieb im Gemotze und in spät-pupertärer Aktions- und Provokationslust stecken, was *"mit Recht die Frage nach der Zuverlässigkeit derer, sie sich so provozierend gebärden"* (Amendt, S. 19), *"aus Zweifel an deren Solidarität"* (Amendt, S. 19) stellte. In der Schülerbewegung schwammen sehr viele kleinbürgerliche Elemente mit, die sich aus der Herkunft der Schüler ergaben. Mit der *"großen Weigerung"* (Herbert Marcuse) wurde erst der erste Schritt der inneren Auseinandersetzung mit der eigenen Sozialisation eingeschlagen. *„In unserer Gruppenarbeit wurde viel von Emanzipation und Überwindung der unmenschlichen Lebensverhältnisse gesprochen. In der Realität konnte dieses Bewusstsein aber nicht ausgelebt werden.“* (Wiese, S. 47)

3. Die Selbstisolierung der politisch-bewußten Schüler von ihren Mitschülern durch Arroganz, Besserwisserei, überzogenen Fremdwörtergebrauch, zynischen und überheblichen Bemerkungen, *"progressive Aufschneiderei"* und *"Kopflastigkeit"* (Hüffel, S. 121). *„Der ‚Gruppenleiter‘ war theoretisch und oft auch sprachlich weit überlegen und wurde von den anderen in der Gruppe als Autorität erfahren. Dieses Abhängigkeitsverhältnis verhinderte die Weiterentwicklung der anderen Gruppenmitglieder.“* (Wiese, S. 48)

4. Die persönliche Einigelung auf die ‚politische Gruppe‘: *„Mit dem neuen Bewusstsein änderte sich bei vielen die Art der Freizeitgestaltung. Man saß privat zusammen, diskutierte, trank Tee und hörte sogenannte progressive Musik.“* (Wiese, S. 48) Dies schweißte zusammen, machte aber auch gruppenabhängig. Das lange Herumhängen in den Schülerräumen, den immer überlaufen wenigen Kleinstadt-Wohngemeinschaften und in den Cliquentreffs führte auch zu persönlicher Einsamkeit: *„Sexuelle Probleme, Kontaktarmut, Isolation scheinen Punkte zu sein, unter denen Genossen genauso wie andere Jugendliche zu leiden haben. Sie haben diese Probleme praktisch noch nicht lösen können. Für uns traten die Probleme praktisch noch deutlicher hervor, da wir deren Herkunft theoretisch ableiten konnten, ihnen aber dennoch hilflos gegenüberstanden. Die Gruppe, mit all ihren von den kritisierten Verhältnissen übernommenen Strukturen war nicht in der Lage, hier zu helfen.“* (Wiese, S. 48) Als eine neue Hemmschwelle erwies sich das ‚sozialistische Bewußtsein‘ und der damit verbundenen Angst nicht mehr dem neuen Bewusstseinsideal zu entsprechen, oder zwischen eigenem Bewusstseinsstand und einer Beziehung hin und her gerissen zu werden: *„Die anderen Genossen hatten ihre Bemühungen um Mädchen und damit ihre Sexualität verdrängt und zwar nach dem Motto: ‚es gibt in unserem Alter überhaupt keine Mädchen mit sozialistischem Bewußtsein‘“* (Wiese, S. 40) Sexuelle Beziehungen wurden daher im Zweifelsfalle nicht eingegangen, um in seinem eigenen noch unsicheren Politisierungsprozeß nicht unterbrochen zu werden, die Politik wegen einer Zweierbeziehung zu 'verraten'.

5. Der ständige innere Zerfall der Schülerbewegung und die Bewußtwerdung

eigener Schwächen und innerer Veränderungsnotwendigkeiten:

"Die Schülerbewegung, auch wenn sie sicher ein einheitliches Ziel verfolgte, litt unter ihrem ständigen Zerfall. Es sind einzelne Personen, die Impulse setzen, einzelne Kommunikationszentren, die Kraft entfalten, einzelne Themen, die mobilisieren. Aber mit dem Impuls, der Kraft, der Mobilisierung entwickelt sich immer auch schon Gegenläufiges, das auseinanderreißt. Am deutlichsten wird dies hier am Thema der sexuellen Befreiung. So stark der Impuls war, der von Aktionen, die sexuelle Unterdrückung befragten, ausging, so stark waren auch die Gegenteilstendenzen, die theoretischen Zweifel, die Erfahrung, daß die gesellschaftlich verankerte sexuelle Unterdrückung der Frau sich in der Befreiungsbewegung fortsetzte. Die Bewegung war gezwungen, sich ständig selbst zu zersetzen, weil sie das, was sie bekämpfte, in sich selbst vorfand." (Hüffel, S. 8)

6. Die Abnutzungserscheinungen innerhalb der politischen Aktionsformen, die ihren Zweck nicht mehr erreichten, sondern die aktiven Schüler eher völlig isolierten:

"Go-ins ins Lehrerzimmer, Unterrichtsboykotte und Verweigerungshaltungen halfen uns jetzt nicht mehr, wenn wir wegen eines mit roter Farbe angemalten Kriegerdenkmals plötzlich eine kleinstädtische 'Volksgemeinschaft' gegen uns hatten, Strafanzeigen abbekamen und Polizeirazzien in unseren Jugendclubs gegenüberstanden. Doch nicht nur der Druck wuchs, sondern auch die Unsicherheit darüber, für und mit wem wir eigentlich unsere politische Arbeit fortsetzen sollten. 'Radikale Interessenvertretung' an den Gymnasien eröffnete eben noch keine sozialistische Perspektive, wenn unpolitische Mitschüler gegen die Linken zu opponieren begannen, weil diese das Niveau in den Gesellschaftslehre-Fächern zu hoch trieben." (Frühe Unordnung, S. 89)

7. Die Zunahme der innerschulischen Repression gegenüber den Aktiven der Schülerbewegung, die durch Druck auf ihre schulische Karriere als Unruheherd ausgeschaltet werden sollten:

"Offensichtlich hatte jedoch in der letzten Phase die Politisierung der Schüler ein für das Kleinstadt-Gymnasium zu großes Ausmaß angenommen, und die Jugendlichen hatten die Möglichkeiten des völlig auf ihrer Eigeninitiative beruhenden Widerstands gegen die repressiven Verhältnisse überschätzt. Denn die Schulleitung ging plötzlich rigoros gegen die engagierten Schüler vor und war innerhalb kurzer Zeit in der Lage, mit den ihr eigenen Mitteln der Disziplinierung und des Leistungsdrucks, also nicht pädagogisch-rational, sondern bürokratisch-repressiv, jeden Ansatz von Kritik im Keim zu ersticken. Die sogenannten Rädelsführer wurden ohne Ausnahme nicht versetzt; die Klasse, die wesentliche Initiativfunktion für die Organisation aktiver Schülerpolitik übernommen hatte, wurde aufgelöst; die restlichen Schüler wurden auf die Parallelklassen verteilt - die Kleinstadt-Ordnung war wiederhergestellt." (Damm, S. 113)

8. Die Abwanderung von aktiven Kadern, die nach dem Abitur in die Universitätsstädte zogen, um dort ein 'politisches Studium' aufzunehmen. Mit deren Wegzug wurde nicht selten auch die Schülerarbeit 'kopflös' und die Zurückgebliebenen mußten nun mit den kleinen Brötchen des Alltages, aber auch mit den großen Sprüchen aus der offensiven Schülerbewegung von 68/69 fertig werden.

Zu diesen inneren Widersprüchen hinzu kam ein Wandel in den Großstädten, der Zerfall des SDS, in kleine, sich bekämpfende Fraktionen, wodurch der politische Druck und Informationsfluß in die Provinz geschwächt wurde:

"Als dann auch noch der SDS zu zerfallen begann und die Fraktionierung der linken Bewegung einsetzte, verloren wir die Kontakte in den für uns erreichbaren Uni-Städten. Wir erkannten zwar in der Misere der Bewegung auch unsere eigene wieder. Der Versuch, die Positionspapiere, die aus Frankfurt, Heidelberg und Berlin in unsere Hände gelangten, auf unsere Schwierigkeiten 'anzuwenden', scheiterte jedoch, weil die Auflösung und Privatisierung in unseren Schüler- und Lehrlingsgruppen einen Prozeß der Meinungsbildung und Beschlußfassung nicht mehr zuließ." (Frühe Unordnung, S. 89)

Das Verlangen „nach langen Jahren in der Diaspora“ die Provinz möglichst bald in Richtung einer der „vermeintlichen ‚linken Hochburgen‘ (...) und „nicht schon wieder irgendwelche Organisationen aufbauen, sondern neben der politischen Arbeit auch Ausstellungen besuchen, ins Theater gehen und an Universitäts-Seminaren teilnehmen.“ (Frühe Unordnung, S. 98) wuchs, der ‚Weg-Geh-Druck‘ unter den Schülerbewegten stieg.

Diese wesentlichen Veränderungen innerhalb der politischen Landschaft leiteten ebenfalls Veränderungen in der Schülerbewegung, die sich ab 1970/72 in einer Nach-Schülerbewegung, in einer Schülergruppenarbeit ohne den offenen Aktionismus der 67/69 Bewegung, fortsetzte.

5.4 Die Rückkehr der Ungleichzeitigkeit in der Nach-Schülerbewegung

Die Nach-Schülerbewegung (1970-1972) hatte vor allem mit der erneuten Zunahme der Ungleichzeitigkeit zu kämpfen: sie war gezwungen, ihre politische Zukunft losgelöst von der mit sich selbst und ihren eigenen Spaltungen beschäftigten 'Großen Bewegung' in den Städten, aber auch isoliert von örtlichen oppositionellen Gruppen zu suchen.

Die Suche nach lokalen Bewegungen innerhalb der Kleinstädte, die eine Verbreiterung der politischen Aktionsbasis ermöglichen könnte, war negativ bescheiden:

"Wir wohnen hier relativ weit von den großen Fabriken entfernt, Streiks sind eine kleine Sensationen und Demonstrationen durchzuführen ist nahezu ein Ding der Unmöglichkeit. Die Masse der Bevölkerung dämmert hier in den Vorstellungen von einer 'heilen Welt' vor sich hin. Man ist traditionell entweder auf SPD- oder CDU-Kurs. Die linke anerkannte politische Organisation am Ort sind die Jusos. Gewerkschaftliche Aktivitäten bestehen kaum. Jeder, der sich nicht in den Rahmen dieser Institutionen pressen und integrieren läßt, gilt als Fremdkörper.

Eine sozialistische Bewegung, die einen wenigstens geringen Erfolg zu verzeichnen hätte, fehlte also bei uns. Das hat Konsequenzen: Wir hatten kaum jemanden, der schon einige Erfahrungen gesammelt hatte, der uns praktisch oder theoretisch helfen, der uns einige Tipps geben konnte. Wir waren ganz auf uns gestellt." (Wiese, S. 40-41)

Dermaßen isoliert von der Umwelt, wird die Gruppe zur alleinigen politischen Heimat:

"In der Gruppe konnte man neue Leute kennen lernen, die meistens die gleichen Probleme hatten und eine ähnliche Lösung der Probleme anstrebten. Dadurch war die Möglichkeit der Solidarisierung gegeben. Jeder identifizierte sich bald mit der Gruppe. Wir sprachen uns nicht mehr mit dem Vornamen an, sondern nannten uns gegenseitig 'Genossen'. Das klingt vielleicht sehr romantisch, aber so etwas vermittelt in gewissen Phasen ein Gefühl der Zugehörigkeit und Geborgenheit. Endlich hatte man jemanden gefunden, der einen versteht, der zu einem hält." (Wiese, S. 43)

Die Gruppe hatte die Funktion, *"die einzelnen Gruppenmitglieder psychisch zu stabilisieren und ihnen ein Gefühl der Sicherheit zu verleihen"* (Wiese, S. 43):

"Erst durch das fast tägliche Zusammensein, bei dem die täglich notwendigen Problemlösungen ständig thematisiert werden konnten und mußten, wurde ein intellektuelles wie emotionales Klima erzeugt, das wichtige Einstellungs- und Verhaltensänderungen möglich machte. So entwickelte sich im Rahmen dieses Kommunikationszusammenhangs, in den sowohl Lehrlinge wie Schüler und Studenten integriert waren, nicht nur ein relativ hohes Reflexionsniveau, sondern auch die Fähigkeit zu praktischer Solidarität, die in gewissem Ausmaß die Vereinzelung der Jugendlichen aufzuheben imstande war." (Damm, Politische Jugendarbeit, S. 114/15)

Das spezielle Gruppenmilieu der Schülergruppe, das Aufeinandersitzen aufgrund fehlender politischer Perspektiven in der Kleinstadt, aber auch aufgrund persönlicher Motivation, sich auszutauschen, sich zu qualifizieren, über seine eigenen Probleme zu sprechen, rückte die Regelung der eigenen Bedürfnisse in den Mittelpunkt der Diskussion:

"Zwar ist es wichtig zu begreifen, daß man sich vor der ach so bösen Außenwelt nicht dadurch schützen kann, indem man sich in die sozialistische Traumgesellschaft "Gruppe" stürzt. Obwohl diese Gefahr immer besteht, wäre

es noch falscher, die eigenen Bedürfnisse völlig aus der politischen Arbeit auszuklammern und seine sexuellen Probleme, seine Minderwertigkeitskomplexe, seine Ängste etc. dadurch zu überdecken, daß man sich in die Arbeit regelrecht hineinwirft. ...

Ähnlich sah die Situation auch bei uns aus. Das zeigt sich daran, daß wir in unserer Arbeit niemals bei unseren eigenen Problemen angesetzt haben, unsere Probleme wurden verdrängt und waren vergessen. Die Lösung unserer Probleme wurde immer wieder auf den Sankt Nimmerleinstag verschoben: erst einmal den Sozialismus erkämpfen, dann, dann ... waren die üblichen Redensarten; Mißerfolge, Unlust, beständiges Ausscheiden von Gruppenmitgliedern waren die Folge. Wir waren eigentlich keine Menschen mehr. Unsere Persönlichkeit wurde auf den Altären Lenins oder Maos geschlachtet, um es bildlich übertrieben auszudrücken.

Man könnte deshalb unsere politische Arbeit als den vermeintlichen rettenden Strohalm bezeichnen, an den sich der (psychisch) Ertrinkende verzweifelt klammerte. Doch nach der Illusion kam die Ernüchterung." (Wiese, S. 43-44)

Der Umstände bedingte Rückzug auf die eigene Gruppe hatte zu einer Verhärtung geführt: eine Abschirmung nach Außen als radikales, kompromißloses Auftreten und eine rigide Abgrenzung gegenüber anderen politischen Gruppen (z.B. den Jusos) und gleichzeitig zu einer Dogmatisierung, Vertheoretisierung und elitärem Gehabe, was die Gruppe innerhalb der Jugendszene häufig völlig isolierte:

" 'Lösen' andere ihre Probleme, indem sie jeden Sonnabend in eine Discothek gingen, um sich bedröhnen zu lassen; indem sie mit Drogen aus der bösen Realität 'flogen', meinten wir, unsere Probleme dadurch zu lösen, daß wir uns ein- oder zweimal in der Woche trafen, um uns gegenseitig unsere 'proletarischen Heldentaten', die wir in der Schule vollbracht zu haben glaubten, zu erzählen, kurz: wir beschäftigten uns mit der (Droge) Politik. Doch es wurde uns damals noch nicht bewußt, daß wir genauso wie ein Drogenkonsument oder ein Discothekenflipper auf die Dauer unsere Probleme nicht lösen konnten, wenn wir so weitermachten. Im Gegenteil, wir betrachteten uns als die "proletarische Avantgarde", die das richtige Bewußtsein zu haben glaubte. Andere wurden nicht mehr nach persönlichen Qualitäten gemessen, sondern nur nach dem Stande des Bewußtseins. Die linke Konkurrenz bestimmte unser Verhalten untereinander. Unsere Meinung war ungeheuer elitär, und wir benötigten eine Menge von Erfahrungen, um unsere damalige Meinung als falsch zu erkennen und andere Maßstäbe anzulegen." (Wiese, S. 44)

Mangelnde Teilnahme am Leben, der Rückzug auf die ‚ernste und wichtige Politik‘, auf die ‚große Aufgabe‘, hatte zur Selbstaufgabe, zu einem Verlust von eigener Lust, Unmittelbarkeit, Lebensfreude, Emanzipation geführt: Die Gruppe entwickelte sich von der politischen Heimat zu einem inneren Gefängnis.

Diethelm Damm beschreibt diesen Abkapselungsprozeß und Rückfall in moralischen Rigorismus am Beispiel eines Jugendclubs in einer hessischen Kleinstadt folgendermaßen:

"Jugendliche, die aufgrund von politischen Diskussionen und Aktionen mühsam eine progressive Identität zu stabilisieren suchen, können den Wunsch nach weiterer progressiver Verstärkung am besten im Kreis von Gleichgesinnten realisieren. Geraten sie in dieser Phase der relativ instabilen progressiven Identität in eine Auseinandersetzung mit Vertretern konservativer Positionen, wird ihr Ziel eher sein, die eigene progressive Identität zu stabilisieren als möglichst differenziert zu argumentieren. In den konservativen Positionen ihrer Diskussions-Gegner treten ihnen zudem zugleich die eigenen unaufgearbeiteten konservativen Elemente entgegen, also alle jene Vorurteile, Ressentiments und Argumente, an die sie eigentlich selbst noch glauben, an die sie jedoch aufgrund ihrer progressiven Identität - jenes vorgenannten 'progressiven Schleiers' - nicht mehr glauben möchten. In Ermangelung progressiver Argumente und aus Angst, daß die eigenen progressiven Elemente von den immer noch mehrheitlich konservativen eigenen Elementen 'überrannt' werden könnten, greifen sie zu nichtssagenden Schlagwörtern und Verbalradikalismen, die weder die konservative Position des Gegners noch die eigenen konservativen Elemente widerlegen. Dies wird zwar im allgemeinen kaum rational erkannt, wohl aber emotional als unbefriedigend empfunden." (Damm, Politische Jugendarbeit, S. 145)

Befindet sich eine politische Gruppe in dem Stadium des "halbrotten", so ist die besonders für Rückfälle in bürgerliche Verhaltensformen anfällig:

"Am schlimmsten, wenn eine Gruppe zwar halb rot geworden, aber in der anderen Hälfte ebenso kleinbürgerlich, und diese andere Hälfte all die edlen Eigenschaften des Spießers überliefert, anerzieht und fortentwickelt." (Bloch, Karl Marx, S. 15) Der Kampf gegen die "Konservative Seele" (Wilhelm Reich), gegen die innere Provinz, gegen die mitgenommene ‚Konterrevolution‘, erweist sich als zentrales Problem der Schülerarbeitsgruppen.

Trotz hohen theoretischen Niveaus, breiter Qualifizierung der aktiven Schüler und kontinuierlicher Arbeit innerhalb der Gruppe, war diese nicht in der Lage, auf die Alltagsprobleme ihrer Mitglieder in der Kleinstadt, geschweige denn auf andere Jugendliche zu reagieren.

Das Politisierungskonzept der Gruppe war notwendigerweise in diesem Stadium eigener Erfahrungsbildung auf Isolation von der Umwelt angelegt, von der angesichts ihrer großen kleinstädtischen Ungleichzeitigkeit und aufgrund fehlenden „außerschulischen Gruppen“ (Degler, S. 158) nichts zu erwarten war.

Durch die Isolation und den relativen Stillstand gegenüber der anfänglichen

Schülerbewegung kamen die inneren und in der Hochphase der Schülerbewegung verdrängten Alltagsprobleme zum Vorschein: die fehlende politischen Erfahrungen, die Lebensferne vieler Oberschüler; die Mängel des zu schnell vollzogenen politischen Sozialisationsprozesses; innere Unsicherheiten; fehlende lokalpolitische Perspektiven.

Die Übermacht der Ungleichzeitigkeit hatte die Gleichzeitigkeit der Schülerbewegung in einem Getto der Gruppe zum Stehen gebracht und auf eigene *"unaufgearbeitete Vergangenheit"* (Ernst Bloch), mitgeschleppte Bewußtseinsinhalte und Verhaltensweisen hingewiesen. Vor allem im Zustand wiedererstarkter Provinz, die dem kurzen Ansturm der Jugendrevolte standgehalten hatte, wirkte diese Umzingelung ohne Hoffnung auf Entsatz (d.h. auf Hilfe von Außen, von den Städten, in der sich die Bewegung selbst zerfleischte) fatal.

Der Zustand des Gefangensein der politischen Schülergruppen Anfang der 70er Jahre wurde anfänglich noch durch die Imitation großstädtischer Abgrenzungen, Debatten und Gruppenspaltungen, durch Streitereien der politischen Gruppen in der Provinz untereinander und in erhöhter Diskussionszirkel- und Schulungsarbeit kaschiert, bis sich allmählich aufgrund zunehmender Frustration, Vereinzelnung und Selbstkritik der Weg zur Öffnung der Gruppe und der einzig richtige Weg zum erneuten Einstieg in den Provinzalltag durchsetzte.

Diese Abweichung von der 'reinen Politik', anfänglich als 'unpolitische Flucht' in die Freizeitbedürfnisse abqualifiziert, stellte sich als neue politische Notwendigkeit - nachdem die Phase der Abkapselung zur eigenen Identitätsfindung - die durchaus als notwendige Phase bezeichnet werden kann - die festgefahrene Gruppe vom Riff der versteinerten Politik loszulösen, die verengte ideologische Sackgasse der Kopfarbeit und Kopfemanzipation zu verlassen und befriedigendere und offenere Kommunikationsformen zu finden. *"Heute haben alle Genossen eingesehen, daß gerade das JZ die Möglichkeit bietet, konkrete Politik zu betreiben. Im Jugendzentrum lassen sich die politischen Ansprüche - Aufklärung über gesellschaftliche Zusammenhänge, Freizeit usw. - noch am ehesten verwirklichen."* (Wiese, S. 53) Die noch in der Schülerbewegung noch recht arrogant thematisierte Frage: *„ob sich die Arbeit in der JZ-Initiative überhaupt lohne* (Wiese, S. 53) wurde damit eindeutig beantwortet: Zum Engagement in der Jugendzentrumsbewegung gab es für die ‚Erbmasse der Schülerbewegung‘ zum politischen Überleben keine Alternative.

Mit diesem Anspruch aus dem Erbe der Schülerbewegung, die Politisierung nun auf den Freizeitbereich auszudehnen, startete ab 1971 die Jugendzentrumsbewegung in den Kleinstädten. Die dahindämmernde Bewegung wurde vom Gruppenmuff befreit und wieder *„an frische und starke*

Luft gebracht, damit sie gehe“ (Bloch, Marx, S. 21), den Weg zurück in die „Anwesenheit im Lauf der Dinge“ (Bloch, Einleitung, S. 123) wiederfinde.

6. Die Lehrlingsbewegung in der Kleinstadt

6.1 Ursachen und Verlauf der Lehrlingsbewegung in der Provinz

Wurde noch 1968 von der aktiven Schülerbewegung die politische Passivität der Lehrlinge beklagt - *"die altersgleiche Schicht der Lohnabhängigen verliert im Produktionsprozeß ihre vorher kaum vorhandene Aktivität und selbst den Willen zur Aktivität"* (Degler, S. 160), so regte sich auch bei der „Vergessenen Majorität“ (Winterhager, 1970) der Lehrlinge in der Provinz zwischen 1969 und 1972 einiges.

"In letzter Zeit gibt es hier und da in solchen Gegenden Gruppen kritischer Lehrlinge und Jungarbeiter, die Mißstände vor allem in der Berufsbildung aufdecken, anderen Jugendlichen Konflikte durchsichtig machen und politische Aktionen organisieren. Die Politisierung der Lehrlinge und Jungarbeiter der Industriezonen hat also auch - zumindest punktuell - positive Auswirkungen auf ihre ländliche Kollegen. Dabei darf allerdings nicht unberücksichtigt bleiben, daß - mindestens in Rheinland-Pfalz und in Baden-Württemberg - kritische Jugendsekretäre und Jugendbildungsreferenten des DGB einige Politisierungsprozesse angekurbelt haben.

So sind dann auch Lehrlinge und Jungarbeiter im Westerwald in den letzten Monaten des Jahres 1970 aus ihrer Rolle der Angepaßten herausgetreten, ermittelten Mißstände in den Betrieben und trugen Konflikte aus. Seit Dezember 1970 trifft sich die Gewerkschaftsjugend, wie auch nicht gewerkschaftlich organisierte Jugendliche des Westerwaldes, in einem Lehrlings- und Jungarbeiterzentrum in Wirges. Bislang beschäftigt mit der Sammlung von Materialien, bot sich bald ein erster Anlaß zum Engagement. Unversehens wurde die Aktion zum Lernfeld für das Erkennen kapitalistischer Strukturzusammenhänge." (Todtenberg / Ploog, S. 54-55)

Die Anfänge der provinziellen Lehrlingsbewegung gingen auf Impulse der großstädtischen Lehrlingsbewegung (Weiler / Freitag, 1971), auf Einflüsse von Seiten lokaler Schülergruppen und Anregungen fortschrittlicher Gewerkschaftsteamer und Studenten zurück. Vorbild der Lehrlingsbewegung war der Protest der Schüler- und Studentenbewegung, der auch die Lehrlinge ermunterte, für ihre Interessen an die Öffentlichkeit zu gehen.

"Die westdeutsche Lehrlingsbewegung steht in Praxis und Theorie auf den Schultern der Studenten- und Schülerbewegung. Diese zeigte den Lehrlingen zuerst, daß sich die Jugend gegen die Anpassung an den Kapitalismus zur Wehr setzen kann und daß es jenseits des Kapitalismus eine Perspektive gibt. Die Entstehung der Lehrlingsbewegung wäre auch langwieriger gewesen, wenn nicht in vielen Orten sozialistische Studenten versucht hätten, Lehrlinge und Arbeiter zu mobilisieren, als die Studenten begriffen hatten, daß sie nur im Bündnis mit den Lohnabhängigen den Kapitalismus bekämpfen können."

(Crusius / Söhl / Wilke, S. 40)

Die Lehrlingsbewegung wuchs von ca. 50 Lehrlingszentren 1970 auf ca. 120 im Jahre 1971 an, davon befanden sich ungefähr die Hälfte in provinziellen Kleinstädten. (Oswald Todenberg: Zur Entwicklung, S. 447) Die 1971 im damaligen Standardwerk „*Ausbildung statt Ausbeutung*“ abgedruckte Adressenliste der Lehrlingszentren (Weiler / Freitag, S.218-221) bestätigt den hohen Anteil von Lehrlingszentren in der Provinz, auch wenn diese nicht flächendeckend in den Kleinstädten vertreten waren. Die Lehrlingsbewegung begann 1968 in den Großstädten (vgl. Weiler / Freitag, 1971) und dehnte sich von diesen Zentren ausgehend – etwas zeitlich versetzt – auch auf die Provinz aus.

"Die Bewegung der Lehrlinge und Jungarbeiter hat sich im vergangenen Jahr explosionsartig verbreitet und nun buchstäblich auch das letzte Dorf in der Bundesrepublik erreicht. Während Anfang 1970 die organisierte Aktivität noch auf wenige Großstädte wie München, Essen, Hamburg, Frankfurt usw. beschränkt war, bestehen jetzt fast überall - auch in Mittelbetrieben, auch in Kleinstädten - Lehrlingszentren, "Jour fixe" oder doch lose Arbeitsgemeinschaften. Auf allen Ebenen haben sie mit viel Phantasie den Abwehrkampf gegen die Ausbeutung in der Berufsausbildung aufgenommen, haben sie der innergewerkschaftlichen Demokratie zumindest in ihrem eigenen Bereich wieder zum Durchbruch verholfen. Weil der Anlaß für die Gründung von Selbsthilfe-Organisationen durchweg in den örtlichen Verhältnissen zu finden war, blieben auch alle Aktionen auf diesen engen Rahmen beschränkt."
(Crusius / Söhl / Wilke, S. 5)

Wesentliche Stützpunkte der Lehrlingsarbeit in den Kleinstädten wurden die Lehrlingszentren, hinter deren großen Namen sich nicht selten einfach ein Raum als fester Treffpunkt verbarg. An festen Terminen ("Jour fixe") traf man sich zur Diskussion über Ausbildungsprobleme, die Situation am Arbeitsplatz, zur Vorbereitung von Aktionen in der Kleinstadt und an der Berufsschule, aber auch zu Gesprächen über persönliche Fragen, über allgemein-politische Themen, zur Selbst-Qualifizierung in politischer Theorie.

"Die Lehrlingszentren boten die Möglichkeit, die ganze Persönlichkeit in die Arbeit einzubringen. Es wurden nicht nur Gewerkschafts-, Betriebs- und Ausbildungsprobleme bearbeitet, sondern auch Fragen der Familie, des Wohnens, der Sexualität; Wohngemeinschaften wurden z.B. eingerichtet usw."
(Crusius / Wielke, S. 24)

Zentrale Themen und Aktionen der Lehrlingsarbeit waren: Fragebogen-Aktionen vor den Berufsschulen, in denen die Verstöße gegen das Jugendarbeitsschutzgesetz erhoben wurden; Wiederbelebung der SMV an den Berufsschulen als Interessensvertretung der Lehrlinge in der Schule; Flugblatt-

und Info-Stand-Aufklärung in der Kleinstadt über die Situation der Lehrlinge (oftmals in Verbindung mit kurzen Straßentheaterszenen zu den üblichen Putz-, Hol- und Bring-Diensten der Lehrlinge).

In der Lehrlingszentrenbewegung wurde für die Lehrlinge konkret erfahrbar, dass sie mit kollektiven Aktionen eine Verbesserung ihrer Situation erreichen konnten: die größten, offensichtlichen Mängel in der Ausbildung, wie z.B. die berufsfremde Arbeiten, die ständige Einspannung zu Hilfsarbeiten und Botengänge, aber auch solche Themen wie technisch-rückständige Ausbildungstechnik und überholte Lehrmethoden, sowie unzureichende Berufsausbildung in den Berufsschulen (Haug / Maessen, S. 108) angeprangert und in vielen Betrieben auf diese Druck hin auch beseitigt.

Die überbetriebliche Organisierung der Lehrlingszentren erwies sich vor allem in der Provinz als adäquate Organisation der Lehrlinge, denn diese konnten sich dort geschützt treffen, über ihre Alltagsprobleme in den vereinzelt Kleinbetrieben offen reden und waren der personalen Repression in den Kleinbetrieben nicht direkt ausgeliefert.

"Wesentlich war die praktisch erlebte Solidarität. Das gilt vor allem für die innergewerkschaftliche Solidarität. In den Lehrlingszentren war es völlig egal, aus welcher Gewerkschaft ein Jugendlicher kam, oder in welcher Gewerkschaft es gerade etwas zu tun gab, immer zogen alle an einem Strick. Zu dieser gesamtgewerkschaftlichen Solidarität gehört ganz wesentlich, daß durch die Lehrlingsbewegung und die Lehrlingszentren erstmals auch die Lehrlinge aus Kleinbetrieben und die Lehrlinge auf dem Lande die Chance hatten, gewerkschaftliche Solidarität einzuüben und in gewerkschaftlicher Organisation für ihre Interessen etwas zu tun." (Crusius / Wielke, S. 24)

In der Alltagsarbeit wurden die Lehrlingsgruppen von Studenten, Gewerkschaftsteuern und teilweise auch Mitgliedern der Schülergruppen unterstützt und betreut. (Gerstung, S. 7) Daß diese Zusammenarbeit nicht spannungsfrei war, ergibt sich schon aus den unterschiedlichen Sozialisationsvoraussetzungen beider Gruppen den Sprachbarrieren, den unterschiedlichen politischen Vorstellungen, den Wissens- und Interessensunterschieden. Mancherorts wurde von Seiten der Schülergruppen die Zusammenarbeit mit Lehrlingen völlig überschätzt und im Jargon der großstädtischen Studentenbewegung zum "Bündnis mit der Arbeiterjugend" hochstilisiert und als Übergang von der Schülerarbeit hin zur Stadtteilarbeit proklamiert.

Wesentlicher aber, als die Behinderung durch Fehler in der politischen Arbeit war die Behinderung der Lehrlingsbewegung und des Lehrlingsprotestes durch die ökonomische Struktur der Kleinstadt, die sich selbst zum Großteil aus Klein- und Kleinstbetrieben zusammensetzt und auf Lehrlingsarbeit als feste

Einnahmenquelle aufgebaut ist:

"In ländlichen Gebieten, wo hauptsächlich Mittel-, Klein- und Kleinstbetriebe angesiedelt sind, werden insbesondere Lehrlinge und Jungarbeiter als billige Hilfskräfte ausgenutzt und ausgebeutet - die Ausbeutung der Lohnabhängigen ist dort insgesamt höher. Nicht selten stößt man in solchen Gegenden noch auf Kinderarbeit gerade in landwirtschaftlichen und handwerklichen Betrieben." (Todtenberg / Ploog, S. 54-55)

Als zentraler Widerstand gegen den Lehrlingsprotest erwies sich das *"drückende persönliche Abhängigkeitsverhältnis"* (Lehrlinge in der Provinz, S. 82) in den Kleinbetrieben, die Herrschaft der patriarchalischen Verhältnisse, die immer noch feudale Unterdrückungselemente beinhalten:

"Diese traditionellen Familienverhältnisse verhindern jede Art von Selbständigkeit, nicht zuletzt auch die politische. Entsprechende Lernprozesse waren unter solchen Bedingungen von vornherein unwahrscheinlich. Provinz ist deshalb auch immer wieder mit der Intaktheit und Macht der traditionellen Familienstrukturen identifiziert worden. 'Provinz', das war die Macht der Großfamilie, der Verwandtschaft, der Meisterfamilie für den Lehrling oder Gesellen, das war der soziale Konformitätsdruck, der von ihnen ausging, aber auch die Vermischung von Arbeit und Privatleben, die lange Arbeitszeit, die persönliche Schikane, die Unmündigkeit und das finanzielle Kurzgehaltenwerden durch den Vater oder Meister, um nur einiges zu nennen. Das Verlassen des Dorfes oder der kleinen Stadt, wo man aufgewachsen war oder seine Lehrzeit hinter sich gebracht hatte, wurde deshalb nicht selten als ein Schritt der Befreiung aus beengenden gesellschaftlichen, familiären und persönlichen Fesseln erfahren. Daß sich dabei ein mehr oder minder offener und bewußter Haß später verfestigte und verallgemeinerte und in eine Verachtung der mit der Provinz identifizierten Schichten (Bauern, Handwerker, Kleinhändler) umschlug, hat jedoch nicht allein darin seinen Grund, sondern auch in den vielen negativen Erfahrungen, die die politische Arbeiterbewegung mit diesen Klassen, etwa anläßlich der Landagitation, gemacht hat." (Lehrlinge in der Provinz, S. 82-83)

Dieses Band unmittelbarer Umschlingung durch persönliche Abhängigkeit wird zusätzlich dadurch verstärkt, *"daß die Mehrzahl vor allem der Auszubildenden als primär ansprechbare Gruppe sich in Kleinbetrieben befindet und dort zumeist gering, als weit verstreut ist. Wo dies nicht der Fall ist, sind die Auszubildenden extremen Druck ausgesetzt und bestätigen damit die These, daß politisches Bewußtsein keineswegs notwendigerweise dort entsteht oder sich wecken läßt, wo die Arbeitsbedingungen am schlechtesten sind."* (Ostrowsky, S. 67)

Gerade diese breite Aufsplitterung der wenigen politisierten Lehrlinge in eine Vielzahl von verstreuten Kleinbetrieben ist auch die Ursache dafür dass *„die Jugendlichen zwischen 15 und 18 Jahren, die unter der unmittelbaren*

Kontrolle der Lehrherren stehen und zum größten Teil vereinzelt in kleinen Betrieben beschäftigt werden, sich bisher kaum eine Chance, sich wirksam und gemeinsam zu wehren (ausrechnen)“ (Winterhager, S. 10)

Konservative Verhaltensmuster und Bewusstseinsstrukturen "summieren sich zu einem politisch reaktionären Klima, in dem - verstärkt durch das völlige Fehlen einer Tradition der Arbeiterbewegung in diesen Gebiet - gewerkschaftliche Aktivität, die sich an den objektiven Interessen der Lohnabhängigen orientiert, extrem schwierig ist." (Ostrowsky, S. 67)

Außerdem sind in der Regel "die Lohnabhängigen in den Betrieben der ländlichen Bereiche besonders schlecht gewerkschaftlich organisiert. Die Gewerkschaftsbüros sind in diesen Bereich katastrophal unterbesetzt; Jugendsekretäre fehlen völlig. Die Jugendlichen sind sich selbst überlassen oder werden durch die Kirchen ideologisiert. Es kommt noch hinzu, daß die Landbewohner im Bildungsgefälle immer weit unten liegen.

Da die Bereitschaft der Lohnabhängigen sich zu organisieren, sich kollektiv zusammenschließen in diesen Gegenden aus verschiedenen soziologischen Gründen nicht groß ist und demzufolge auch die Kampfbereitschaft für die Durchsetzung ihrer Interessen weitgehend fehlt, ist es auch kein Wunder, daß dort kaum Konflikte größeren Umfanges ausgetragen werden." (Todtenberg / Ploog, S. 54)

Angeichts der provinziellen Bewegungslosigkeit ist auch die Lehrlingsbewegung größtenteils auf sich selbst gestellt, obwohl sie mit den fortschrittlichen Teilen der Gewerkschaft einen Verbündeten vorort hat, was die Schülerbewegung nicht hatte. Andererseits ist auch der Gegner des Lehrlingsprotestes stärker und setzt die universellen Repressionsmittel der Provinzgesellschaft (Druck über Lehrer, Meister und Familie, über Tratsch und Öffentlichkeit) zur Wahrung der eigenen Interessen auch hemmungslos ein.

6.2 Das Ende der Lehrlingsbewegung in der Provinz

Das Ende der Lehrlingsbewegung in der Provinz (um 1972) hat mehrere Ursachen und ist nicht allein auf die Liquidierung der Lehrlingszentren und Lehrlingsgruppen durch die gewerkschaftliche Strategie 'Zurück zur Betriebsarbeit' (Crusius / Wielke, S. 26) und der damit verbundenen Austrocknung der Lehrlingszentren (durch Mittelkürzung, etc.) zurückzuführen.

Die Lehrlingsbewegung in der Provinz wurde - wie die Schülerbewegung - in der Hauptsache ein Opfer provinzieller Ungleichzeitigkeit: Politisierte Lehrlinge, die aufgrund ihres Engagements und Bewußtseins nicht mehr in die

Betriebe zurückkehren konnten, schlugen den Weg zur beruflichen Weiterqualifizierung über den zweiten Bildungsweg ein und verließen aus diesem Grund die Provinz. Die zurückgebliebenen Aktivisten splitterten sich häufig in verschiedene politische Fraktionen und Linienkämpfe auf. Auch die Lehrlingsgruppen, die von dieser Selbsterfleischung verschont wurden, hatten durch das Aussteigen aktiver Schlüsselpersonen, durch den Generationswechsel in der Gruppe und aufgrund der immer stärker werdenden Einschüchterungsversuche von Seiten der Provinzöffentlichkeit (Androhung und Vollzug der Nicht-Übernahme nach der Lehrzeit oder Kündigung aus politischen Gründen) einen schweren Stand.

Das Klima wurde härter und die ‚Provokationen‘ der Lehrlinge wurden immer häufiger mit direkter Repression beantwortet:

„Vor allem in ländlichen Gebieten, wo die Auseinandersetzungen mit dem Unternehmern auf außerbetriebliche Aktionen beschränkt geblieben waren, wurden in der Öffentlichkeit namentlich genannten Lehrlinge starkem innerbetrieblichen Druck ausgesetzt und teilweise entlassen. Diesen Angriffen standen die jungen Gewerkschaftsmitglieder relativ hilflos gegenüber, weil die gewerkschaftlichen Jugendgruppen weder in den Betrieben noch in der Organisation verankert waren.“ (Gerstung, S. 8)

Diese Status fehlender Verankerung in den traditionellen gewerkschaftlichen Strukturen ließ nur einen Wege zu: Den ‚Zurück in die Betriebsarbeit‘ (Zusammenarbeit mit den älteren Kollegen) und in die gewerkschaftliche Jugendarbeit – quasi in den ‚Schutzraum‘ der Gewerkschaft - und bedeutete gleichzeitig den Abbruch der bisher geleisteten offenen Mobilisierungs- und Initiierungsarbeit unter den kleinstädtischen Arbeiterjugendlichen. Kein Wunder, dass angesichts dieser Perspektive *„die Lehrlingszentrenarbeit stagnierte und die Aktivitäten zurückgingen.“* (Gerstung, S. 8)

Hinzukommt, daß mit dem Entstehen der Jugendzentrumsbewegung in den Kleinstädten (ab ca. 1970) ein attraktiver Konkurrent zur Lehrlingsarbeit entstanden war, der eine sinnvollere Fortsetzung der politischen Arbeit der Lehrlingszentren ermöglichte als die hoffnungslose Auseinandersetzung auf Betriebsebene, die aufgrund fehlenden Bewußtseins und praktischer Solidarisierung scheiterte oder über eine ganz kalte politische Ruhigstellung durch die *"Betriebsratsfürsten"* (Crusius / Wielke, S. 22) mit Formalkram, Gesetzesformalismus, etc. abgewürgt wurde.

Die provinzielle Lehrlingsbewegung hatte es deshalb zu schwer, weil sie quasi mit einer doppelten Ungleichzeitigkeit, den Bewußtseinsstrukturen in der Provinzbevölkerung (vgl. Poppinga, 1975) und dem Trojanischen Pferd der Ungleichzeitigkeit in den eigenen Reihen (vgl. Herrenknecht, Strukturprobleme, S. 111-113) zu kämpfen hatte.

Hatte die Schülerbewegung ebenfalls mit direkter Repression durch ihren "Arbeitgeber" Schule zu kämpfen und wurde dadurch stark unter Druck gesetzt, bis zum Rauswurf, zur Relegation, so war die Schülerbewegung zumindest in der Strategiefindung autonom, während die Lehrlingsbewegung immer nur Teilautonomie besaß, ohne die Gewerkschaft nicht handeln konnte, sich also immer in einem Zweifronten-Kampf zwischen Unternehmergehalt und Gewerkschaftskonformismus befand und von beiden Seiten her aufgerieben wurde.

Gegenüber solchen Frustrationen traditioneller Gewerkschaftshandwerkelei und erzwungener Wiederanpassung eröffnete die Jugendzentrumsbewegung mit ihrer gelebten Solidarität und ihrem Ansprechen der ganzen Person, nicht nur der Arbeitskraft, neue und für die eigene Entwicklung notwendige Perspektiven. Der kommunale Ansatz der Lehrlingsbewegung, die oft gleichen Aktionsformen, wie z.B. die Veranstaltung von „Politik-Beat-Partys“ (Todtenberg / Ploog, S. 120) zur Rekrutierung von Lehrlingen und Jungarbeitern und der hohe Selbstorganisationsgrad zeigte große Verwandtschaftsformen zur sich später herausbildenden Jugendzentrumsbewegung, sodaß der – auch tatsächlich erfolgte – breite ‚Umstieg‘ vieler Aktiven aus der Lehrlingsbewegung in die Jugendzentrumsbewegung auf der Hand lag.

„Die Lehrlingszentren waren Selbsthilfeorganisationen der Betroffenen. Die Jugendlichen bestimmten selbst über den Inhalt ihrer Diskussionen und darüber, welche Aktionen warum und wie sie gemacht werden sollten. (...) Politische Arbeit und Freizeitgestaltung gingen ineinander über. Die Verbindung von politischer Arbeit und Freizeitgestaltung ist ja gerade bei Jugendlichen ein Bedürfnis. Können sie doch in einer solchen Verbindung ihre Auseinandersetzung mit dem gleichzeitigen Einfügen in die arbeitsteilige Betriebsstrukturen und die Loslösung vom Elternhaus produktiver führen als es durch das normale ‚Herumgammeln‘ und das ‚Um-die-Wette-Saufen‘ geschieht.“ (Cruisus / Wilke, S. 86-87)

Den Teilausstieg der Lehrlinge aus der unmittelbaren Lehrlings- und Betriebsarbeit und ihren Übertritt zur Jugendzentrumsbewegung vorort, einfach als "Privatisierung" zu diffamieren oder die berufliche Weiterqualifizierung politisierter Lehrlinge als "Flucht in den individuellen Aufstieg oder ins studentische Milieu" abzuqualifizieren (Gerstung, S. 5), verkennt die tatsächlichen Provinzverhältnisse, indem sie fordert, die ‚gleichzeitig-sozialisierten, politisierten Lehrlinge‘ sollten sich rigide an die ‚ungleichzeitige, versteinerte Provinz‘ anpassen, auch wenn sie in der Kleinstadt und auf dem Land sowohl persönlich, durch das Fehlen wichtiger Anregungsmilieus, durch ihre zunehmende persönliche Isolation und durch ihre Brandmarkung als 'Politische' (was eine weitere Gewerkschaftsaktivität quasi nur noch als Funktionär möglich machte) nichts mehr zu bestellen hatten,

und nur noch ein ‚Opfer der Ungleichzeitigkeit‘ werden konnten. In der konkreten historischen Situation des rapiden Niedergangs der Lehrlingsbewegung 1972 hätte diese Strategie für die übrig gebliebenen Aktiven einen Rückfall in hoffnungsloses und selbstzerstörerisches Einzelkämpfertum bedeutet.

Die Jugendzentrumsbewegung war für die Reste der Lehrlingsbewegung, die sich weder der neuen Gewerkschaftspolitik, der propagierten „*Wende von den Lehrlingszentren zur Betriebsarbeit*“ (Crusius / Wilke, S. 26) unterwerfen, noch sich den rigiden K-Gruppen andienen wollten, eine glückliche ‚Rettung‘. Die im selbstorganisierten Lehrlingskampf gemachten Erfahrungen mit Vereinnahmung, mit bürokratischen Institutionen und mit der konkreten Politik vorort, favourisierten geradezu den Einstieg der Aktivisten in seit Anfang der 70er Jahre in den Kleinstädten entstehende Jugendzentrumsbewegung.

7. Die Jugendzentrumsbewegung in der Kleinstadt

7.1 Das politische Programm der Jugendzentrumsbewegung in der Provinz

Als sich 1970/1971 in verstärktem Maße Jugendzentrumsinitiativen und Jugendzentren in den Kleinstädten gründeten, galt ihr Hauptinteresse - wie übrigens auch bei allen späteren Initiativgruppen der Jugendzentrumsbewegung - der miserablen Freizeitsituation in der Provinz:

"Zu allererst fehlen geeignete, zentral gelegene Treffpunkte, um überhaupt in Kontakt mit anderen Jugendlichen zu kommen. Noch ausgeprägter als in den Städten sind die Jugendlichen gezwungen, auf das kommerzielle Angebot der Kneipen und Diskotheken zurückzugreifen, um sich in einem geschlossenen Raum zu treffen. Als Alternative bleiben ihnen meist kirchliche Räume. Dort wird in den seltensten Fällen auf ihre Bedürfnisse eingegangen. So bleibt ihnen als Treffpunkt der Park, der Fußballplatz, die Straße. Sie sind allen gesellschaftlichen Institutionen, die der Vermittlung der vorgegebenen Werte und Vorstellungen dienen, in abhängiger Weise ausgesetzt. Sie möchten aus dem Elternhaus wenigstens ab und zu weggehen, um sich unter Gleichaltrigen aufzuhalten, die dieselben Interessen, Bedürfnisse und Probleme haben. Aber sie wissen nicht, wohin sie gehen sollen." (Scheding, S. 174)

"Die Jugendlichen in den Dörfern und in den meisten Kleinstädten können ihre Bedürfnisse nicht einmal notdürftig durch ein kommerzielles Freizeitangebot realisieren, noch stehen ihnen staatliche oder kirchliche Jugendhäuser zur Verfügung. Dies war ein Anlaß dafür, daß die ersten (noch zaghaften) Kämpfe um selbstverwaltete Jugendzentren in der Provinz aufgenommen wurden. So findet man in mehreren Orten bereits ab 1968 Versuche, sei es über Selbstfinanzierung, sei es über mühsame Verhandlungen mit Stadträten oder Kirchenmenschen, Räume zu bekommen, in denen sich Jugendliche unkontrolliert treffen können, um selbständig ein Programm durchzuführen. Zunächst waren es vor allem Gruppen von Gymnasiasten, die im Zusammenhang mit der antiautoritären Bewegung auch an ihrem Heimatort eine 'nichtrepressive' Möglichkeit, sich politisch zu artikulieren, suchten, was auch immer hieß, Möglichkeiten nichtrepressiver Freizeitgestaltung zu erhalten. Diese waren stark geprägt von subkulturellen Momenten und riefen alsbald die Empörung von Anwohnern hervor. Aufgrund der lokalen Strukturen (keine größeren Betriebe, keine Gymnasien usw.) blieb Freizeit 'das' politische Betätigungsfeld in der Kleinstadt. Bisweilen engagierten sich auch junge fortschrittliche Pfarrer und Lehrer oder auch Juso-Gruppen als Initiatoren zur Erlangung einer Freizeitmöglichkeit für Jugendliche. Diese Versuche waren zwar in der Stadtöffentlichkeit Tagesgespräch und mobilisierten - auf kleinster lokaler Ebene - all jene kleinbürgerlichen Ressentiments und Schikanen der offiziellen Repräsentanten des jeweiligen Orts, wurden aber über den Rahmen der Provinz hinaus kaum beachtet." (Diemer, u.a., S. 11)

Das Jugendhaus als Idee sollte das Gegenteil aller Mängel sein, die die Jugendlichen in der Kleinstadt plagten, nämlich:

I eine Art 'überdachter' Marktplatz, unter dem man sich ohne öffentliche Kontrolle treffen konnte, um in diesem Freiraum Distanz zum Provinzalltag zu gewinnen. Die Mauern des Jugendzentrums sollten eine Art Schutzwall gegen die übermächtige Provinzkultur sein, hinter dem sich Alternativen dazu frei entfalten sollten,

I ein Veranstaltungs- und Aktionszentrum, das durch attraktive Angebote das Konsumdefizit der Kleinstadt abbaut und den bestehenden Nachholbedarf an Kulturveranstaltungen befriedigt, aber auch gleichzeitig Möglichkeiten zur eigenen aktiven Freizeitgestaltung, wie sonst nirgendwo in der Kleinstadt möglich, bietet,

I ein Ausgangspunkt interessenbezogener politischer Einmischung in die vorherrschende Kommunalpolitik:

"Wir haben gemerkt - so schreibt die Jugendzentrumsinitiative Wasserburg zu ihrer Gründung - daß wir dauernd linke Ansprüche an die Kommunalpolitik stellten und politisch reflektierten, daß wir aber die eigene Situation, die eigene Misere in der Kleinstadt noch nicht zum Ansatzpunkt unserer Aktivitäten gemacht hatten; daß die Parolen Selbstorganisation, Mobilisierung und Aktivierung der eignen Interessen immer in unseren Köpfen präsent waren, daß sich das aber für uns selber noch nicht praktisch durchgesetzt hatte. Das war der Ausgangspunkt für die Jugendzentrumsaktion". (Buckmiller / Finzel, S. 168)

I ein Sammelbecken aller Unzufriedenen der Kleinstädte, aller jugendlicher Außenseiter, unorganisierter Jugendlichen und politisch Andersdenkenden zu sein, ein Schmelztiegel, in dem sowohl die verschiedenen sozialen Gruppen (Lehrlinge und Schüler, arbeitslose Jugendliche, Drogen-Szene) als auch die verschiedenen politischen Strömungen miteinander nach Alternativen suchen.

"Jugendzentren in der Provinz sind immer ein Sammelbecken all der Leute einer Kleinstadt, die mehr oder minder stark an ihr ausflippen. Dort trifft sich die politische Szene, die Subkultur-Szene (Kiffer, Flipper) und andere Leute (ältere Individuen, die in persönlicher Opposition zum Muß-Leben dort stehen). Diese Gruppen können sich durchaus gegenseitig Anregungen vermitteln. Sie zeigen auch ganz konkret, daß der Weg zu einer Alternative plural, daß es viele Wege zu einer neuen Gesellschaft gibt und daß es wichtig sein kann, voreinander zu lernen, damit nicht etwas von dem, was auch wichtig sein kein, (für eine ganzheitliche Befreiungsbewegung des Menschen), auf der Strecke bleibt. Ohne diese produktive Vielfalt wäre das JZ arm, weil es kein echtes Provinzzentrum (als repräsentativ für die Kleinstadt-Freaks) wäre, sondern ein fades Gebäude, in dem nichts passiert." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 85-86)

I ein Loch in die Kleinstadtmauern zu reißen und dadurch Zugang zur Welt draußen, zu anderen Lebensvorstellungen aufzubrechen:

"Jugendhäuser in der Provinz sind mehr als nur Jugendhäuser. Sie sind 'Fenster' zu einer anderen Welt, sie sind ein Sammelbecken für Leute, die etwas anderes wollen als das, was ihnen die Kleinstadt repressiv vorsetzt. So vage und diffus diese Funktion der Jugendhäuser ist, so wichtig ist diese Funktion der Jugendhäuser ist, so wichtig ist diese Funktion. Jugendhäuser sind meist einzige Öffentlichkeitsform in einer Kleinstadt, in der man kaum Jugendliche trifft, weil sie in Cliques aufgeteilt, durch das Vereinsmonopol aufgesogen oder durch die Kneipen in Teilöffentlichkeiten aufgespalten sind. In dieser Öffentlichkeit, die ein Loch in diesen alles überdeckenden Kleinstadteppich - unter den so vieles gekehrt wird und unter dem so vieles erstickt - reißt, ist schon der Ansatz zu einer Gegenöffentlichkeit angelegt. Diese organisiert sich daraus, daß andere Bedürfnisse artikuliert werden, daß man sich vom Alltagstreiben distanziert, daß man nicht das Spiel des Vorgesetzt-Bekommens mitmachen will, sondern selbst einen Weg in seiner Freizeit und darüber hinaus sucht. Da die Freizeit der Bereich ist, auf dem kein unmittelbarer Druck lastet und der auch von der Allgemeinheit als Privatsphäre toleriert wird, vollzieht sich eine Politisierung meist in diesem Bereich, indem persönliche Bedürfnisse auf Widerstand stoßen." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 61)

Daß ein Jugendzentrum und dessen repressionsarmes und alternatives politisches Klima zu einer Wende in der eigenen Biographie werden kann, belegt folgende Aussage eines Jugendlichen überdeutlich:

"In der Kneipe hängt man so lange, bis man 18 ist und ein Fahrzeug hat, dann gehts in die Diskotheken, so lange bis es einem stinkt, mit 25 ist dann die Grenze. Man muß allmählich ans Heiraten, ans Haus und an Kinder denken. Mit dem Jugendzentrum kommt man plötzlich auf die Idee, den ganzen Ablauf gar nicht mitzumachen. Man kann auch was ganz anderes machen." (Hessische Jugend, Heft, 5/6 - 1975, S. 6)

Das ‚ganz Andere‘ war die Sehnsucht nach eigenen ‚kleinen Heimaten‘:

„Vielleicht war das sogar die größte Wirkung, die wir erzielten: (...) die Unscheinbarkeit nächtelanger Gespräche über Gefühle, Tränen, Leiden, die Unscheinbarkeit sonntäglicher, stiller Spaziergänge mit anschließendem Kaffeetrinken, die Unscheinbarkeit des Zuhörens, wenn einer Lieder sang oder vorlas.(...)

Eine solche Begegnungsstätte war unbedingt nötig, sozusagen als Ersatz für das, was Kirche sein könnte; nämlich als ein Ort des Ausruhens von den ständigen Kämpfen, ein Ort, wo füreinander offene Menschen sich Halt geben, gemeinsam niederstürzen und sich wieder aufraffen; Heimat!“ (Schmidt, S. 104)

Das Jugendzentrum sollte ein Gegenpol zum ‚besetzten‘ Zuhause und den damit ständig verbundenen Zwang ‚Unterwegs-Zu-Sein‘ sein:

„Dieses ständige Wegwollen. Weg, trampen zu Freunden, in die Diskothek, in Gaststätten, saufen. Hauptsache nicht mehr zu Hause sein müssen, zu Hause,

wo es keine Rückzugsmöglichkeiten gibt, kein eigenes Zimmer, offene Türen, Telephon im Wohnzimmer, zu Hause, wo einem selbst die Möbel beobachten. (...)

Ein Jugendhaus ist noch lange keine Revolution. Ob es den Jugendlichen hilft, sich zu entwickeln, sich zu finden, ob es hilft, Reaktion und Brutalität abzulegen, ob es hilft, Ängste und Minderwertigkeitsgefühle abzubauen, das sei dahingestellt. Es gilt nur der Jugend eine Chance zu geben.

Ein Haus mit dicken Mauern, in dem man sich frei bewegen kann, ohne beobachtet zu werden, in dem man scheinbare Selbstverständlichkeiten in Frage stellen darf. In dem man diskutieren, brüllen, fetzen darf. Wo sich alle verbitterten Menschen nicht mehr in Dinge einmischen, die sie nichts angehen.“ (Stefan, 19 Jahre, Schüler) (Innere Unruhe, S. 63)

Die Kontakte im Jugendzentrum sollten helfen den Teufelskreis jugendlicher Anpassung in der Provinz zu durchbrechen:

"Das Bewußtsein der Jugendlichen in der Provinz ist geprägt von den sinnlichen Erfahrungen, die sie in ihrer näheren Umgebung machen. Informationen und Wissen, das dazu beitragen könnte, ihr Bewußtsein zu verändern, müssen sie sich in Eigeninitiative aneignen. Oft verlieren sie dabei den Mut und die Ausdauer, da sie von keiner Seite Bestätigung erfahren. Wir mußten den Eindruck gewinnen, daß die Jugend noch gedankenloser als in den Städten von den Erwachsenen einfach ignoriert wird. Schlimmer noch: Vorurteile und gesellschaftliche Norm halten die Jugendlichen in Schach, bis sie alt genug sind, um im Lager der Erwachsenen ihrerseits Interessen der Jugend zu ignorieren." (Scheding, S. 174)

Die Mehrfachfunktionen der Jugendzentren in der Provinz, nämlich Orte alternativen Denkens zu sein, Lebensalternativen anzuregen, Bewußtseinsveränderungsprozesse in Gang zu bringen, den Jugendlichen zu helfen, sich und ihre Bedürfnisse selbst zu entdecken, schreibt den Jugendzentren in der Provinz eine umfassendere Funktion als nur Freizeitraum zu sein zu:

"Jugendzentren in der Provinz sind mehr als nur Jugendzentren. Sie sind ein Sammelbecken all derjenigen, die zu dem vorgesezten Kleinstadtleben in Opposition stehen, sie sind ein Freiraum gelebter Alternative, sie sind Heimstätten der Leute, die die Provinz als politisches Exil erfahren, sie sind Werkstätten für eine Kulturrevolution in Provinz, sie sind Stützpunkte des politischen Kampfes im Hinterland, sie sind Anlaufpunkte für Kleinstadt- und Landfremde, sie sind Kontaktzentren politischer Gruppen, sie sind ein Veranstaltungszentrum, das Gegenöffentlichkeit produziert, sie sind Notausgänge zu einer anderen, weiteren, offeneren Welt." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 82)

Solche Multifunktionen hat ein Jugendzentrum aber nur dann, wenn es durch eigne lebendige politische Kultur und starkes Engagement, durch eine starke

Bewegung und Verankerung bei den Jugendlichen, die notwendige Ausstrahlung besitzt, um alle hier formulierten Programmpunkte auch in der Alltagsarbeit anzugehen.

Dies war in den Gründerjahren der Jugendzentren, 1971-74 leichter, denn hinter der Forderung nach einem Jugendzentrum standen meist Gruppen, die konkrete politische Vorstellungen von einem Jugendzentrum hatten, weil sie über politische Vorerfahrungen aus vorausgegangenen Jugendbewegungen (der Schüler- und Lehrlingsbewegung) verfügte, oder sich selbst im Kampf um das Jugendzentrum politisiert hatten:

"Was besser war am Ende der 60er und zu Anfang der 70er Jahre, war der gute Zusammenhalt der Jugendlichen untereinander, der darauf beruhte, daß sie sich am gleichen Anlaß politisiert hatten, eine gemeinsame politische Geschichte hatten, Freizeit und Politik über den Zusammenhalt der Clique verbanden, durch das relativ gleiche Alter auch relativ ähnliche Bedürfnisse hatten und durch die Cliquenstruktur aus sich heraus immer eine politische Kraft darstellten. Zu diesen Momenten hinzu kam das wichtige Gefühl, in einer politischen Aufbruchstimmung und kurz vor einer gesellschaftlichen Veränderung zu leben. Die Jugendzentrumsbewegung hatte noch ihr konkretes Ziel des Hauses vor Augen und noch nicht jahrelang frustige Erfahrungen mit der Arbeit im Haus hinter sich. Die Jugendbewegung in der Provinz hatte noch konkrete Perspektiven und war durch ihren politischen Kern der ersten Generation noch in der Lage, offensive politische Schritte zu unternehmen und damit die Jugendlichen in den Kleinstädten zu mobilisieren. Ihre Aktionen schufen genug Basisdruck, um die Forderungen durchzusetzen und der Gruppe selbst zu Erfolgserlebnissen zu verhelfen." (Herrenknecht, Unsere zehn Jahre danach, S. 73)

Der Beginn der Jugendzentrumsbewegung in der Provinz wurde von vielen Jugendlichen als der eigentliche Aufbruch der Provinz, und nicht als der zweite Anlauf (nach der Schüler- und Lehrlingsbewegung) gesehen und erlebt, denn die Jugendzentrumsinitiativen sprachen viele jüngere Jugendliche ohne politische Erfahrungen an, die sich sehr schnell mit der hedonistischen Aktions-Bewegung, die die Jugendzentrumsbewegung zweifelsohne darstellte, identifizierten. Für die Alt-Aktiven aus den Vorläufer-Bewegungen ihrerseits war die Jugendzentrumsbewegung ein Aufbruch zu den eigenen Bedürfnissen - wenn auch ein Abstieg aus der 'hohen Politik' der alten Jugendbewegungen - der als eine Art ‚Befreiung‘ von der abstrakten Politik erlebt und begriffen wurde.

Für die Alt-Aktiven schien die Jugendzentrumsbewegung eine sehr gute Chance, ihre Gettosituation zu überwinden, eigene nicht-befriedigte Bedürfnisse auszuleben und gleichzeitig ein neues politisches Aktionsfeld zu haben. Ihre in den Vorläufer-Bewegungen erworbenen politischen Erfahrungen fanden nützlichen Eingang in die Arbeit der Initiativgruppe.

Obwohl sich die Jugendzentrumsbewegung in der Provinz in ihrer Anfangsphase eher als Aufbruchsbewegung hin zu einer Öffnung der Kleinstädte für die großstädtische Gegenkultur - also in der Einheit 'einer' flächendeckenden klein- und großstädtischen Jugendzentrumsbewegung verstand - und durch die Benutzung gleicher Parolen, gleicher politischer Forderungen und Aktionsformen, sowie über konkrete Zusammenarbeit zwischen den Initiativgruppen in Stadt und Land (Besuche, Feste, Treffen etc.) unterstrich, meldete sich in der Alltagsarbeit immer wieder die Provinz mit ihren Eigengesetzlichkeiten und politischen Strukturproblemen zurück.

7.2 Probleme bei der politischen Aktivierung von Jugendlichen in der Provinz

Wer politisch etwas bewegen will, muß zu allererst die Betroffenen zusammenbringen, eine Organisationsöffentlichkeit schaffen. Bei Jugendlichen in der Provinz existiert trotz der Enge des Lebensbereiches und vorhandener Jugendtreffpunkte keine solche Jugendöffentlichkeit, sondern lediglich spontane Treffpunkte.

"Die Jugendscene einer Kleinstadt ist in sich unheimlich zersplittert in kleine scenes (Subkultur, Drogen, Politische) und unzählige Kleincliquen. Diese Struktur schluckt Öffentlichkeit; die Folge davon ist, daß man zu gewissen Tageszeiten (abends), vor allem im Laufe der Wochen und teilweise am Wochenende kaum Leute in der Stadt antrifft. Alles hat sich in seine Bezugsquellen (Cliques) verzogen. Die Leute verschwinden damit aus der Öffentlichkeit und sind nur noch informell erreichbar, d.h. indem man ihnen auf die Bude rückt oder ihren Aufenthaltsort kennt.

Die Öffentlichkeit unter Jugendlichen in einer Kleinstadt wird noch weiter partikularisiert durch die Trennung zwischen organisierten und unorganisierten Jugendlichen. Die Erwachsenenvereine absorbieren viele Jugendliche mit ihren Jugendabteilungen, womit sie Teilöffentlichkeiten schaffen, die nur den organisierten Jugendlichen offenstehen. Der Organisationsgrad von Jugendlichen in Sport-, Musik-, Gymnastik-, etc. Vereinen ist zwar nicht so hoch, daß er den Großteil der Jugendlichen erfaßt; erzwingt aber die unorganisierten Jugendliche in eine gewisse unterprivilegierte Situation: während die organisierten am Wochenende wegfahren können (ein Grund, in den Verein einzutreten) oder in das Vereinsleben (vor allem am Wochenende) eingespannt sind, sitzen sie mit immer denselben Leuten herum. Wenn sie die Vereinsstrukturen ablehnen, besteht für sie nur die Möglichkeit, zu anderen Jugendlichen Kontakt zu bekommen, indem sie die Vereinsstrukturen 'aufknacken': Wege dazu sind zum Beispiel die Organisation von Veranstaltungen (Rockfeten), die die

jugendspezifischen Bedürfnisse ansprechen, die über die Vereine nicht abgedeckt werden. So kann aus der 'verdeckten Öffentlichkeit' eine offene Öffentlichkeit entstehen, die nicht nur für das Kennenlernen von Leuten und für die Vorbereitung von Aktionsebenen notwendig ist, sondern auch die Chance zu einer Gegensozialisation gegenüber der vereinsbornierten Integrationspolitik Jugendlicher in eine Erwachsenenwelt der Konkurrenz, Leistung und Stammtischpolitik bietet.

Die Lähmung der Aktivitäten von Jugendlichen hängt nicht zuletzt an dieser objektiven Zersplittertheit. Die Zerteilung der Öffentlichkeit setzt sich in der Trennung von Jugendkneipen und darin der teilweisen Trennung zwischen Schüler- und Lehrlingskneipen fort. Auch die einzelnen scenes haben 'ihre' Kneipe, so daß es nur wenige Berührungspunkte zwischen verschiedenen scenes und Cliques gibt. Die 'informelle' Abschirmung nach außen, das Fehlen eines Zentrums (z.B. eines JZ), in dem sich die einzelnen Cliques mit ihren Interessen einbringen können und sich mit den unterschiedlichen Vorstellungen auseinandersetzen müssen, was den Vorteil hat, daß zumindest einmal ein Kommunikationszusammenhang entsteht (wenn das JZ nicht schon selbst ein Opfer der Cliquenvormacht in einer Kleinstadt wurde und von einer Clique kontrolliert wird), erweist sich als großer Hemmschuh für die Durchsetzung einer jugendspezifischen Politik der Jugendlichen (selbst) in der Kleinstadt. Die Jugendlichen sind aber nicht nur in ihrer 'Freizeit', sondern auch in ihrem ganzen Lebenszusammenhang zersplittert. Die Lehrlinge sind in Kleinbetriebe aufgeteilt und dort vereinzelt. Die Schüler besitzen in ihrer Schule zwar die quantitativ größte Öffentlichkeitsform, die für Jugendliche in der Kleinstadt möglich ist, sind aber in sich wieder zerstreut. So zum Beispiel fallen die Pendler-Schüler, die aus den umliegenden ländlichen Gebieten kommen, für eine kontinuierliche politische Arbeit heraus, weil sie oft durch die schlechten Verkehrsbedingungen daran gehindert werden, Termine wahrzunehmen und am ganzen Lebenszusammenhang der politischen Clique (Freizeit zusammen verbringen) nicht teilnehmen können." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 102-103)

Diese Zersplitterung der Provinzjugendlichen in verschiedene Treffpunkte, Cliques, Subkulturen etc. ist der Grund dafür, daß die Jugendszene in der Provinz trotz weitverbreiteter Unzufriedenheit ruhig bleibt. Allein der Jugendzentrumsbewegung in den Kleinstädten ist es bisher gelungen, diese Verstreutheit der Jugendlichen durch das gemeinsame Ziel eines Jugendzentrums zu überwinden und die vorhandene Unruhe unter den Jugendlichen sichtbar zu machen.

Existiert eine feste Kerngruppe von Aktivisten, so ist das Problem der räumlichen Spaltung durch die großen Entfernungen und die Verstreutheit der Jugendlichen noch nicht gelöst. Die aktuelle Mobilisierung der Jugendlichen wird durch das Fehlen gemeinsamer Sammelpunkte und Agglomerationszentren der Jugendlichen immer wieder erschwert:

"Die Schulen und Betriebe sind sehr weit verstreut, so daß eine massenhafte Information durch Flugblätter sehr schwierig war bzw. sich auf Gymnasiasten konzentrierte, da diese am leichtesten zu erfassen waren. In den Gemeinden wurde meist nur auf Veranstaltungen informiert (kurze Durchsagen oder auch Informationsstände bei Schwöfs usw.) oder durch private Bekanntschaften (Mund-zu-Mund-Propaganda)." (Kögel / Schüle, S. 109-110)

7.3 Behinderung der Jugendzentrumsarbeit durch die Stadtverwaltung in der Provinz

Die Forderung der Provinzjugendlichen nach einem Jugendzentrum in Selbstverwaltung löst bei der Stadtverwaltung zunächst Verunsicherung aus:

"Die Reaktion der Öffentlichkeit wie die der Politiker auf die Jugendzentrumsbewegung sind im allgemeinen erst einmal als hilflos zu bezeichnen. Zunächst können insbesondere viele Kommunalpolitiker gar nicht begreifen, wieso die Jugendlichen nicht in die traditionellen Vereine gehen wollen, und sie wissen mit einer Gruppe Jugendlicher, die möglicherweise weder über Vorsitzende noch Kassierer noch über eine Satzung verfügen, nichts anzufangen. Diese Unkenntnis ist allerdings keine neue Erscheinung, sondern gilt für den gesamten Bereich der außerschulischen Jugendbildung, unter dem sich nach meinen Erfahrungen nur sehr wenige Politiker mehr als eine Nachwuchsgewinnung für verschiedene Erwachsenenverbände vorstellen können. Treten nun sogar Jugendliche ohne jede Erwachsenenorganisation und ohne 'verantwortliche Leiter' auf, ist die Verwirrung komplett.

Unsicherheit erregt zum einen der lockere Charakter der Jugendzentrumsinitiativen, ihre Nichtorganisiertheit, zum anderen die Tatsache, daß von Jugendlichen öffentlich Forderungen angemeldet werden, die zudem vom Verwaltungsdenken her als radikal erscheinen, selbst wenn nur das sofortige Zur-Verfügung-Stellen von Räumen verlangt wird." (Damm, Politische Jugendarbeit, S. 219)

Die Stadtväter sind zunächst einmal verwundert, daß es Jugendliche gibt, die ein Jugendzentrum fordern, obwohl es doch so viele Vereinsangebote für Jugendliche gibt und auch von Seiten der Stadt so viel für die Schulen und Jugendlichen getan werde. Das Unverständnis für diese Forderungen versuchen die Gemeindevertreter dann im Erklärungsmuster des 'Generationenkonfliktes' auszudeuten. Der objektive Hintergrund der Forderungen der Jugendlichen (die schlechte Freizeitsituation am Ort; das ungenügende 'organisierte Angebot', etc.) wird dabei in den Hintergrund der Auseinandersetzung gerückt, während gerade die Form der Vorbringung der Forderungen, die lose Zusammensetzung der Gruppe, das Aussehen der Aktiven etc., in den Vordergrund tritt.

Bleibt die Jugendzentrumsinitiative trotzdem bei ihren Forderungen und läßt sich durch die anfängliche Reaktion der Stadtväter nicht entmutigen, sondern im Gegenteil ermuntern, so trifft sie auf eine erneute Barriere: ihr wird aberkannt, im Namen der Jugendlichen des Ortes zu sprechen, da sie doch nur eine kleine Minderheit sei. (Vgl. Kögel / Schüle, S. 107)

Die Cliquenstruktur der Jugendzentrumsinitiative - die lediglich den kleinstadtüblichen Cliquenformen entspricht - wird als Vorwand genommen, die Forderungen nach Offener Jugendarbeit für alle Jugendlichen der Kleinstadt zu bezweifeln und der Jugendzentrumsinitiative abzusprechen, sie wolle ein öffentliches Jugendhaus und kein öffentlich finanziertes Jugendhaus nur für ihre Clique, quasi als ‚Vereinsheim für Polit-Legionäre.‘ Die Stadtväter befürchten sich mit einem politischen Jugendzentrum ein ‚faules Kuckucksei ins Nest legen zu lassen‘ oder sich ‚eine Schlange an der Brust‘ der öffentlichen Finanzen zu nähren. Die Worte verraten tiefes Mißtrauen und unterschwellige Angst.

Reichen diese Unterstellungen und Diffamierungen nicht aus, um den Anfangselan der Jugendzentrumsinitiative zu stoppen, so wird die Taktik der Vertröstung und Vertagung eingeschlagen:

"Es zeigt sich aber in fast allen Gemeinden, daß die Verwaltung auf erste 'Wünsche' oder konkrete Vorschläge der Jugendlichen sehr allgemein und 'wohlwollend' reagierten: bei Gesprächen oder Podiumsdiskussionen gaben die Bürgermeister allgemeine Zusagen und lobten die Jugendlichen, die 'sich für eine gute Sache' einsetzen würden. Doch schon bei der Frage, wo, wie und wann nun das Jugendzentrum zu realisieren sei, weichen sie auf 'Sachzwänge' aus: kein Geld sei vorhanden (da andere Vorhaben wie Wohngebietserschließung wichtiger seien), oder der vorgesehene Raum sei gesundheitlich nicht geeignet, oder es bestehen bereits Sanierungspläne für das entsprechende Haus (Abbruch) usw." (Kögel / Schüle, S. 107)

Hinter dieser Strategie steckt die Absicht, die Kontinuität der Jugendzentrumsinitiative zu testen und vor allem zu bewirken, daß die Jugendlichen, die anfangs am radikalsten für ein Jugendzentrum eingetreten sind, am Ende, wenn ein solches bewilligt wird, nicht mehr vertreten sind und deshalb keine politische Gefahr mehr von diesen ausgehen kann.

"Nach meinen Erfahrungen verhalten sich die meisten Kommunalpolitiker zu den Jugendzentrumsinitiativen zunächst wie gegenüber allen unbequemen Anforderungen - sie lassen liegen, verschleppen, halten hin. Beliebte Aussprüche zum Beispiel bei Hearings sind: "Ich für meine Person stimme da voll mit Ihnen überein, aber meine Fraktion hat noch nicht entschieden", "...aber das Geld", "...aber wir verfügen momentan nicht über ein geeignetes Haus", "...die nächsten Haushaltsberatungen abwarten", "...nicht dieses Jahr, aber möglicherweise (bzw. bestimmt) nächstens Jahr". (Damm, Politische Jugendarbeit, S. 221)

Tritt trotz dieser Verzögerungstaktik die Jugendzentrumsinitiative weiterhin radikal und öffentlich auf, so wird versucht, diese nach der 'Rädelsführer-Theorie' zu spalten: Die meisten der Initiative seien verführte Mitläufer. Die Kerngruppe bestehe aus Drahtziehern, Hintermänner, Polit-Agitatoren oder sei von Außen (?) ferngesteuert. Die sonst zufriedene Provinzjugend sei eben nur 'verführt', 'verhetzt' und 'aufgewiegelt' worden.

Die dabei gängigsten Vorurteile von Seiten der besorgten Stadtväter und Stadtmütter gegenüber einer Jugendzentrumsinitiative lauten:

Das was hier den Aufstand probt, kann unmöglich 'unsere Jugend' (man beachte die in der Provinz übliche Vereinnahmung) sein, denn 'unsere Jugend' ist anständig. Dahinter stecken Bezahlte kommunistische Agenten, die ewigen Nörgler und Unruhestifter, die die Unruhe unter den Jugendlichen schüren, um den Boden für ihre Propaganda zu bereiten. Es sind die Studenten und die linken Spinner, die hier unsere Ordnung stören und die Jugend verführen wollen. Diese Radikalinskis wollen doch nur den Chaos der Großstädte in unsere schöne Kleinstadt hineintragen.

Die Kompromislosigkeit der Jugendlichen wird als 'politische Verführung' dargestellt, da die Provinzjugendlichen, ja sonst 'brav' sind:

"Man meinte es doch nur gut mit der Jugend, wollte nur ihr Bestes, hatte doch für alles Verständnis und war selber jung gewesen - und die Reaktionen der Jugendlichen waren geprägt von tiefem Mißtrauen, oft radikal kompromißlos - nicht bereit, die Taube auf dem Dach für irgendwelche Spatzen, die die Jugendbehörden ihnen in die Hand drücken wollten einzutauschen. Diese Kompromislosigkeit der Jugendlichen vieler Jugendzentren konnte von den wohlwollenden Behörden nur in Kategorien interpretiert werden, die für ihr eigenes politisches Handeln maßgeblich sind:

'Hinter der Politik der Jugendlichen stehen andere, radikale Rädelsführer, die ihre Süppchen kochen und die Jugendlichen verführen.' Wo Politik nur denkbar ist als politisches Handeln für oder gegen, immer aber über die Köpfe der Betroffenen hinweg, dort können politische Bewegungen mit der Forderung nach Selbstorganisation und Selbstverwaltung nur begriffen werden als initiiert, manipuliert, gelenkt usw., von 'oben' - von irgendwelchen dunklen, sich im Hintergrund haltenden Führern und Verführern.“ (Diafari, u.a. S. 77)

Kommt es trotz der zugespitzten Auseinandersetzung zwischen Jugendzentrumsinitiative und Stadtverwaltung zu einer Annäherung, so versucht die Stadt ihre Vorstellungen von einem Jugendzentrum in indirekter Form auszudrücken.

Die Mittel dazu sind folgende:

I das Jugendzentrum wird wie ein Verein unter vielen behandelt:

"Dies bedeutete dann, daß die Verwaltung die Verpflichtung zur Errichtung

oder Unterstützung eines Jugendzentrums abzuschieben versuchte. Konkret zeigte sich dies darin, daß eine 'finanzielle Förderung des Jugendzentrums nur im Rahmen der Förderung der anderen Vereine' vorgesehen war." (Kögel / Schüle, S. 111)

I die Stadtverwaltung will direkten Einfluß auf das Jugendzentrum ausüben nach dem Motto: 'Mittelvergabe gegen nachweisbare Jugendarbeit durch die Jugendlichen selbst'. Das, was aber wirklich an Jugendarbeit in einem Jugendzentrum geleistet wird, läßt sich nicht rechnungstechnisch feststellen. Ein solches Vorgehen der Stadt ist ein typisches Beispiel für Verwaltungsdenken auf der einen und Unverständnis gegenüber dem Inhalt jugendlicher Selbstverwaltung auf der anderen Seite.

I Die Stadtverwaltung fordert von der Jugendzentrumsinitiative eine völlige Öffnung des Jugendzentrums und die Auflösung der Cliquenstrukturen. Hier widersprechen sich entstandene Gruppenstrukturen und der Anspruch an eine bürgerliche Pluralität, nach der Selbstverwaltung nicht funktionieren kann. Das Jugendzentrum soll offen sein, aber nicht so offen, daß damit die Selbstverwaltung selbst zerstört wird, sondern nur so offen, wie die Jugendlichen durch ihre Aktivitäten ohne Überforderung (als unbezahlte Hilfs-Sozialarbeiter) selbst verkraften könne.

I Die Stadtverwaltung wirft der Jugendzentrumsinitiative politische Einseitigkeit vor und versucht damit die Aktiven in die politische Isolation zu drängen, um eventuelle Einschränkungen gegenüber dem Jugendzentrum vor der Öffentlichkeit mit den einseitigen politischen Aktivitäten ideologisch begründen zu können. Die 'Einseitigkeit' des Jugendzentrums ergibt sich aber gerade aufgrund der Polarisierung zu der Stadtverwaltung, die die Politisierung der Jugendlichen gefördert hatte.

I Die Stadtverwaltung versucht ihre Verantwortung als öffentlicher Träger an die Jugendlichen abzuschieben und fordert von diesen nicht nur "*pedantische Ordnung und Sauberkeit*" (Kögel / Schüle S. 112), sondern auch klare Kompetenzverteilung, Vereinstrukturen, 'Polizisten- und Aufpasser-Rollen' von den Aktiven. Dieser Überhang an organisatorischen Aufgaben und vereinsrechtlichen Formalitäten blockiert bewußt die inhaltliche und jugendbezogene Arbeit im Jugendzentrum. Gerade durch die Vereinsstrukturen werden Jüngere unter 18 Jahren von der Übernahme eines Vorstandspostens aus Altersgründen ausgeschlossen, obwohl sie faktisch in der Selbstverwaltung diese Aufgabe bereits erfüllen. Das Vereinsrecht ist eine Fremdstruktur, die den Jugendzentren aufgedrängt wird, weil das Vereinsmuster gerade bei kleinstädtischen Gemeinderäten als einzige mögliche Organisationsform in den Köpfen verankert ist. Mit dem Vereinsrecht soll auch im Jugendzentrum die 'Vereinsmeierei' mit ihren rigiden und bornierten Vereinsstrukturen eingeschleust werden.

I Die Stadtverwaltung reduziert die Aufwendungen für das Jugendzentrum so stark, daß kaum mehr eine sinnvolle offene Jugendarbeit möglich ist. Wird die Jugendarbeit in den Städten bereits nur mangelhaft gefördert (vgl. Grauer, 1973), so gilt das für die meisten Jugendzentren in der Provinz, daß sie die

'Armenhäuser der Jugendpflege' sind. Der schlechte bauliche Zustand der Häuser, die vielen provisorischen Jugendzentren (Baracken), keine nicht-baulichen Zuschüsse, keine Planstelle für einen Sozialarbeiter charakterisiert die meisten Jugendzentren in der Provinz.

Vielerorts wird gerade die Tatsache, daß sich eine kleine Gemeinde keinen hauptamtlichen Sozialarbeiter leisten kann, sich also im Klartext keinen Aufpasser für die in den Augen der Kommunen unselbständigen Jugendlichen leisten kann, als Vorwand genommen, kein Jugendhaus zuzulassen. Hier setzt sich das vereinsbornierte Jugendleiterdenken in den Köpfen der Stadtoberen fort und verhindert notwendige Alternativen gerade in der Provinz.

I Die Stadtverwaltung versucht aber nicht nur durch Mittelrestriktionen die selbstverwalteten Jugendzentren zu treffen, sondern auch durch eine Politik der 'doppelten Marginalisierung': gilt Jugendarbeit bereits allgemein als randständiger gesellschaftlicher Bereich, so gilt Jugendarbeit, besonders die Offene Jugendarbeit in der Provinz, bereits als "*Randgruppenarbeit*" (Aktion Jugendhaus Wertheim, S. 82).

Die Jugendarbeit für unorganisierte Jugendliche degeneriert zur Randgruppenarbeit, weil die Jugendlichen keine Lobby im Gemeinderat besitzen, weil ihre Probleme zu Außenseiter- und Minderheitenproblemen deklariert werden und weil es in den Köpfen der Stadtregenten kein entwickeltes Problembewußtsein für Fragen der Offenen Jugendarbeit vorhanden ist, da die Notwendigkeit eines offenen Jugendangebotes aufgrund der traditionellen Vorstellungen von Jugendarbeit als Vereinsnachwuchsarbeit noch vorherrscht.

Hinter dem Widerstand der Stadtverwaltung gegen selbstorganisierte Ansätze von Jugendlichen in der Provinz steckt aber nicht nur politische Naivität, Uninformiertheit und fehlende Erfahrungen mit Jugendlichen und Jugendarbeit der Stadthonoratioren, deren Vorstellung von 'Selbstverwaltung' bei 'Kommunaler Selbstverwaltung' enden, sondern auch eine bewußte politische Verhinderungsstrategie, denn:

I Ein offenes Jugendzentrum ist ein politischer Unruheherd, der nicht so leicht kontrollierbar ist,

I Ein Jugendzentrum in Selbstverwaltung stärkt die latent vorhandene Oppositionsmentalität vieler Jugendlicher, die mit der Kleinstadtsituation unzufrieden sind, und nun in diesem Jugendhaus ein Kristallisationspunkt für ihren Unmut finden. Die oft diffusen Widerstandsformen von Provinzjugendlichen gegen die einschränkenden Kleinstadtverhältnisse können durch die Kontakte zu politischen Jugendlichen im Jugendzentrum zum bewußten Widerstand werden,

I Ein Jugendzentrum in Selbstverwaltung belebt das Jugendleben einer Kleinstadt sehr stark und stellt deshalb eine Konkurrenz für das vorherrschende

verbandliche, parteipolitische oder kommerzielle Jugendangebot dar. Vor allem die Jugendarbeit in den Vereinen wird durch das attraktivere Angebot im Jugendzentrum unter Zugzwang gesetzt mehr für die Jugendabteilungen zu tun. Deshalb soll in der Konkurrenz mit den Vereinen das öffentliche Jugendhaus möglichst unattraktiv gemacht werden, durch geringe Finanzmittel, Planstellen etc. benachteiligt werden, um gegenüber dem traditionellen Jugendangebot schlecht abzuschneiden.

I Ein Jugendzentrum in Selbstverwaltung problematisiert gesellschaftliche Konflikte in der Kleinstadt, die sonst totgeschwiegen würden, weil sie in der Kleinstadtanonymität verschwinden (Drogen-, Knast-, Arbeitslosigkeits-Probleme von Jugendlichen).

7.4 Behinderung der Jugendzentrumsarbeit durch die repressive Kleinstadtöffentlichkeit

Offene Jugendhäuser in der Kleinstadt sind dadurch noch einmal 'offen', daß die Kleinstadtöffentlichkeit als kontrollierende Instanz ein zusätzliches Auge darauf wirft. Jugendhäuser werden zum Fixpunkt aller Vorurteile, Ängste und Aggressionen, die bisher nur der Initiativgruppe gegolten haben und nun durch das Jugendhaus konkret lokalisierbar sind. Traf die bisherige Diffamierung hauptsächlich die ortsbekanntesten 'Rädelsführer' der Initiativgruppe, so wird nun das ganze Jugendhaus mit einer Art 'sozialem Bann' belegt, d.h. jeder jugendliche Besucher zu einem Außenseiter abgedrängt. Dies gilt vor allem für die Jugendzentren, die bereits durch politische Aktivitäten von sich reden machten.

Die meisten Erwachsenen zeigen gegenüber der Jugendzentrumsinitiative (hier in der Bedeutung des aktiven Kerns im Jugendzentrum) oft eine abwartende oder passive Haltung, während gerade die reaktionären Kleinstadtbürger ('Moral- und Ordnungs-Apostel') sich durch das Jugendhaus provoziert fühlen und offen und verdeckt als aktive Gegner gegen das Jugendhaus auftreten.

Die gegnerische Haltung *"beruhte zum einen auf dem Unverständnis für solche Forderungen, da die Erwachsenen ein Leben lang gearbeitet haben und sich nicht vorstellen können, daß die Jugendlichen so viel Freizeit haben. Zum anderen lehnen viele Erwachsene das Jugendzentrum wegen äußerlicher Dinge ('Langhaarige' usw.)."* (Kögel / Schüle, S. 110)

Es ist aber nicht nur der unverständliche Neid ("So etwas hat es bei uns früher nicht gegeben"), sondern auch die kleinbürgerlichen Ängste (das Schreckgespenst Jugendzentrum: als "Matratzenlager", "Orgienbunker", "Haschschuppen", "Terroristenhöhle", "Kommunistenzentrale"),

kleinbürgerliche Spießer-Phantasien, gepaart mit irrationalen Vorurteilen und gezielter Aggressionsabladung, die zu einer Polarisierung zwischen Jugendhaus und repressiver Kleinstadtpflichtigkeit bzw. Dorfpflichtigkeit führt.

Das Jugendzentrum Stetten im Remstal weiß zu berichten:

"Im Dorf kursierten üble Gerüchte und Beschimpfungen: das Jugendzentrum sei ein "Haschisch-Schuppen", in dem nur "Typen mit langen Haaren" verkehrten und wo "Sexorgien" gefeiert würden. Der Bürgermeister bezeichnete jugendliche Besucher aus den umliegenden Gemeinden als "Schweinehunde", die draußen bleiben müßten, weil sie angeblich "mutwillige Beschädigungen" vorgenommen hätten usw. usf." (Kögel / Schüle, S. 109)

Gerade das Vokabular der aufgebrauchten Kleinbürger ('Ordnung', 'Sauberkeit', 'Anständigkeit' etc.) verrät, welche Geisteshaltungen und Moralvorstellungen dahinter verborgen sind und worauf die ganze Kritik hinauslaufen soll: *"Elternhaus statt Jugendhaus"; "Jugendhaus = Judenhäuser"; "Ein Adolf müßte wieder her, der würde einmal richtig aufräumen"; "Ihr braucht kein Jugendhaus, ihr braucht ein Arbeitslager ..."* (vgl. Aktion Jugendhaus Wertheim, 1976: Alles Originalzitate aus der Geschichte des Jugendhauses Wertheim)

Das bürgerliche Unbehagen gegenüber einem Jugendhaus entzündet sich meist an Äußerlichkeiten und bestehenden Vorurteilen:

"Das Haus wurde durch rote Transparente und rote Parolen derart verunstaltet, daß es eine Schande für die ganze Stadt ist. Als ich den Bürgermeister deswegen sprach, sagte er mir, daß das Haus geräumt wird, wenn diese Dinge am nächsten Tag nicht verschwunden sind. (...) Als der Anblick des Hauses durch herumliegende Möbel und sonstigen Unrat immer schlimmer wurde und auch der nächtliche Lärm durch voll aufgedrehte Musik, manchmal unerträglich wurde, versprach mir der Bürgermeister erneut, das Haus räumen zu lassen." (Leserzuschrift eines Wertheimer Bürgers an die BILD-Zeitung vom 30.12.1975)

Anhand dieses 'Bürgerbriefes' an die Bild-Zeitung wird die Überzeichnung der bürgerlichen Empörung deutlich: das angeblich 'rote' Transparent war lediglich ein Transparent mit der Aufschrift: "Für ein freies und selbstverwaltetes Jugendhaus". Die Zielrichtung der Kritik ist meist brutal: das Jugendhaus räumen lassen, schließen, den Schandfleck ausmerzen, die Terroristenzentrale ausheben, das Gammlernest ausräuchern, die angesteckten Jugendlichen zur Vernunft bringen, die Jugendliche in die Vereine stecken und sie dazu zwingen, diese Angebote wahrzunehmen.

"Wollen Sie eine solche Gesellschaft unterstützen? Dies kann nicht ihre Meinung sein, denn wenn die Jugendlichen abermals Ihr Angebot (es ging um

die Übernahme eines abbruchreifen Hauses, das nur das eine Ziel hatte, mit den Jugendlichen und als Jugendhaus zusammenzufallen, um so dem Spuk ein Ende zu machen, Anmerkung d.V.) *abgelehnt haben, so mögen sie warten und dabei überlegen, daß es in Wertheim verschiedenerlei Organisationen gibt, denen sie beitreten können, wie Musikverein, Schützenverein, Fotoclub, Kegelclub, Tennisclub, Feuerwehr, Sportfischerverein, Gesangverein, Kirchenchöre, Spielmannszüge, Odenwaldwanderclub, Briefmarkenverein, Fußballsportverein, Fremdenverkehrsverein, Sozialstation etc. das sind 20erlei Auswahlen.*

Wenn die Jugend ein anständiges Unterkommen sucht, wo als Hauptsache produktive Abwechslung gewährleistet ist, kann sie von obigen Angeboten reichlich Gebrauch machen. (...)

Wir lehnen es ab, unsere Steuergelder für eine solche Jugendidee verschwendet zu sehen. Allerdings gibt es in oben aufgeführten Vereinen keine Matratzenlager, keine Haschzentrale und keinen Diskothekenlärm.

Für anständige Jugendliche hat jeder Bürger Verständnis, und wir brauchen uns nicht das Vorbild der Großstädte zu eigen machen. Unser 'Kleinod' an Main und Tauber kann diesmal eine Ausnahme machen in umgekehrter Weise." (Offener Brief an den OB der Stadt Wertheim. In: Fränkische Nachrichten vom 21./22. Januar 1978)

Das Jugendhaus erscheint als nicht erwünschter 'Fremdkörper' einer großstädtischen Unruhe und Kultur, die heile Welt der Provinz (vgl. 'Kleinod' Wertheim) bedroht und soll deshalb nach dem Willen der recht(s)schaffenden Bürger geschlossen werden, damit dieser ‚Schandfleck‘ endlich aus dem Stadtbild verschwindet und wieder Ordnung und Anstand herrschen.

Die Unfähigkeit dieser Bürger, sich mit den wirklichen Aufgaben und der Notwendigkeit eines Jugendzentrums auseinanderzusetzen, führt zu einer solchen aggressiven Gegenmobilisierung, gegen die eine Jugendzentrumsinitiative nur sehr schwer ankommt, da das allgemeine Bewußtsein der Kleinstadtbevölkerung tendenziell näher an diesen Spießberphantasien liegt und ihren Autoritäten und der Vereinslobby mehr vertraut wird, als einer Schar selbstorganisierter Jugendlicher, die außer Forderungen nichts aufweisen kann, und äußerlich sowieso aus dem Rahmen der bürgerlichen Kleinstadtordnung herausfällt.

Ein weiteres Phänomen einer solchen von der Kleinstadtöffentlichkeit produzierten und von einigen Repräsentanten inszenierten Ausgrenzungsstrategie ist die Funktionalisierung der Jugendzentrumsinitiative zum Sündenbock für alles, was nicht in geregelten Bahnen abläuft - wie das Beispiel des Club Alpha 60 von Schwäbisch Hall zeigt:

"Werden in der Nacht Parolen an Haller Hauswände geschrieben, sucht die Polizei in der ihr eigenen Logik die Farbeimer im Club alpha 60. Als in den Club mehrmals eingebrochen wurde, konnte es sich nach den Vorstellungen

der Polizei nur um einen fingierten Einbruch handeln. Finden sich irgendwo im Schnee verdächtige Fußspuren, werden erst einmal sicherheitshalber die Schuhe einiger Clubler vermessen." (Mach was los, S. 15)

Durch diese offene Hetze gegen das Jugendzentrum, die durch sensationell und negativ-polemisch aufgemachte Berichte in der Provinzpresse noch verstärkt wird, wird ein massiver Öffentlichkeitsdruck auf das Jugendhaus ausgeübt und damit versucht, politische Aktivitäten zu unterbinden. Mit der gleichen Angst, die vor sexual-moralischen Entgleisungen im Jugendhaus besteht, besteht eine Angst der Honoratioren vor politischen Aktivitäten im Jugendhaus. Beide Ängste werden durch die gleichen Mittel zu überwinden versucht: durch Entfaltung einer üblen Diffamierungskampagne gegen das Jugendhaus, durch die Formierung einer repressiven Kleinstadtöffentlichkeit, die mit gereizter Allergie auf alles, was im Jugendhaus passiert, reagiert.

Aber nicht nur auf der Ebene der sensationellen und künstlich aufgeputzten Auseinandersetzungen tritt die bestehende Kleinstadtordnung der Jugendzentrumsinitiative als Hindernis bei der Durchsetzung ihrer politischen Interessen entgegen. Auch im Alltag gibt es vorhandene Bewußtseinsstrukturen, die die Arbeit behindern.

Diese Barrieren sind z.B. die weitverbreiteten Vereinsvorstellungen von Jugendarbeit und die Angst der Vereine, durch die Offene Jugendarbeit eine Konkurrenz zu erhalten oder durch die größere Attraktivität dieser Arbeit den Nachwuchs zu verlieren. Deutlich wird diese Angst und das Unverständnis der Vereine gegenüber Offener Jugendarbeit bei der Diskussion der Mittelvergaben. Bei einer Sitzung des Sportvereins SV Wertheim wurde z.B. folgende typische Diskussion geführt:

"In diesem Zusammenhang spielte Wolf unter allgemeinem Beifall auf die 'Leistung' anderer Jugendbewegungen an, die 40 000 DM zur Bestreitung der Jugendhauskosten (einschließlich Jugendpfleger) fordern und eventuell auch gewährt bekommen. "Wo ist hier die Gegenleistung von Stadt und Staat?", wollte Wolf wissen. Es wurde in der späteren Diskussion mehrfach gefragt, ob es nicht sinnvoller sei, hier die sporttreibenden Vereine besser finanziell zu unterstützen. "Wir haben seit Kriegsende ein Wesentliches mehr für die Jugendförderung geleistet, als das, was die Aktion Jugendhaus jemals in Zukunft bieten kann". In der Versammlung wurde kein Verständnis für diese 'indifferente Gruppe' aufgebracht, deren Ziele man 'nicht überschauen kann'." (Fränkische Nachrichten vom 23.3.1975)

Ein anderer wichtiger Mechanismus der Provinzöffentlichkeit ist der Zwang zum Nachweis einer konkreten Nützlichkeit der Arbeit:

"Eine Jugendzentrumsinitiative mit nicht üblichen Lebens- und Auseinandersetzungsformen und Forderungen stellt nun eine Provokation dar, sie ist nicht zuordenbar, ihre Notwendigkeit ist nur schwer einsehbar."

Feuerwehr, Fußballverein, Kirche, Kneipe und Gesangverein sind aufgrund nicht hinterfragbarer Tradition und konkreter Nützlichkeit und dem partiellen Eingehen und Organisieren sozialer Bedürfnisse in dem örtlichen Lebenszusammenhang ausgewiesen, haben ihren festen Platz. Ein Jugendzentrum wird konfrontiert mit Fragen und Skepsis - was soll das, sowas brauchen wir nicht, die sollen in die Vereine gehen, bei uns gibt es genug Abwechslung." (Protokoll des Seminars ‚Jugendarbeit auf dem Lande‘ am 13./14. September 1974 in der Jugendbildungsstätte Dietzenbach, S. 3-4)

Jede Jugendzentrumsbewegung ist durch dieses feststehende kleinstädtische Meinungsbild gezwungen in einem permanenten Rechtfertigungsklima zu arbeiten und sich täglich neu als 'nützlich' zu behaupten. Dieser 'provinzielle Utilitarismus' zwingt die Initiativgruppe ihre politische Absicht in anerkannten sozialen Formen und Aktionen zu vermitteln. Solche populäre Aktionen sind z.B. Altkleidersammlungen, Flohmärkte mit Spenden für karitative Zwecke, Theateraufführungen, Kaffeenachmittage für ältere Mitbürger, Stadtverschönerungsaktionen, Müllsammlungen in der Landschaft, etc.

Hier soll nun nicht gegen den gesellschaftlichen Wert solcher Aktionen polemisiert werden, sondern hauptsächlich gegen den dahinter steckenden ‚heimlichen Lerneffekt der Anpassung‘, der Schaffung einer Jugend nach dem vorherrschenden Jugendbild des braven, sozial-engagierten Jugendlichen, der schafft, sich kommunalpolitisch einsetzt, aber sich eben damit nicht politisiert, nicht seine eigenen Interessen offensiv verfolgt.

Ein weniger spektakuläres Beispiel des gleichen Anpassungsrituals schildert das Jugendzentrum Stetten im Remstal, das sich über ein 'sinnvolles Freizeitprogramm' im Sinne eines Volkshochschulkurses als nützlich und qualifiziert legitimieren wollte:

"So veranstalteten wir Vorträge über antiautoritäre Erziehung, über die Struktur und die Organisation der Heil- und Pflegeanstalt, verschiedene politische Veranstaltungen mit Landtags- und Bundestagskandidaten, und wir zeigten eine Reihe von angeblich 'künstlerisch hochwertigen' Filmen (Junger Deutscher Film, Roman Polanski)." (Kögel / Schüle, S. 97-98)

Solche volkstümliche Aktionen der Jugendzentren können ein wichtiges Instrument sein, Vorurteile durch praktische Gegenbeweise abzubauen, aber sind gleichzeitig auch ein sehr zweischneidiges Schwert, das zum Fallbeil der Initiativgruppe werden kann:

! indem die einmalige taktische Aktion zu einem Gradmesser aller weiteren Aktionen gemacht wird und damit der Widerspruch zwischen angepaßten Aktionen und politischen Positionen und Aktionen immer größer wird und sich politische Unglaubwürdigkeit einstellt,

! indem die Unterwerfung unter solche volkstümliche, sich als 'ungefährlich' und 'gemeinnützlich'-legitimierenden Aktionen dazu führt, von den eigenen

politischen Zielen abgelenkt zu werden, Ausbruchsversuche vereitelt werden und die Jugendlichen wieder in traditionelle Umgangsformen kanalisiert werden,

I indem diejenigen Jugendlichen, die in der Teilnahme oder Selbstgestaltung von öffentlichkeitswirksamen, vorurteilsabbauenden Aktionen im oben beschriebenen Stil keine notwendige Taktik zur gesellschaftlichen Anerkennung, sondern ein bewußt-inszeniertes Anpassungsritual und Unterwerfungsinstrument sehen, das dem Jugendzentrum den politischen Schwung nehmen soll, abspringen und dadurch die Initiativgruppe in 'Reformisten' und 'Radikale' gespalten wird.

Die Arbeit mit der Bevölkerung, bzw. zur Gewinnung von Sympathien in der Bevölkerung, ist für jede Jugendzentrumsinitiative und jedes Jugendzentrum eine Gratwanderung zwischen notwendigen Konzessionen (als Flankierung des eigenen politischen Zieles) und schleichendem Ausverkauf politischer Positionen (Ent-Radikalisierungstendenzen):

"Die Bevölkerung hat die Rolle des Zuschauers in den Auseinandersetzungen zwischen der JZ-Initiative und der Stadtbürokratie, falls ihr Interesse überhaupt soweit definiert werden kann. Sie hat voll und ganz mit sich selbst zu tun und kann und will keine Partei ergreifen, kann 'uns' also direkt nicht helfen, unsere Interessen durchzusetzen. Die Bevölkerung nimmt in diesem Kampf eine indirekte Schiedsrichterrolle ein. Sie wirkt als Korrektiv dafür, welche Meinung sich letztlich durchsetzt, tut dies aber passiv, wie es ihr in der Rolle als 'Öffentlichkeit' (Ausgleich von Interessen) und 'schweigender Mehrheit' zukommt." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 50-51)

Zur gezielten Neutralisierung der *"ein wenig anachronistischen Reserve-Armee der Stillen im Lande"* (Adorno, Jargon, S. 77) bei gleichzeitiger Verhinderung eigener Isolationstendenzen, sind die Jugendlichen in den Jugendzentren gezwungen, sich um einen mehrheitlichen Rückhalt in der Bevölkerung zu bemühen:

"Die meisten Initiativen erkannten von Anfang an die Aufgabe, die Bürger für ihre Sache zu gewinnen. Die Jugendlichen merkten sehr schnell, daß soziale Interessen wie z.B. ein Jugendzentrum sie nicht alleine durchsetzen können, sondern auf kurz oder lang die Solidarität der Erwachsenen als Druckmittel brauchen. Nicht allen Initiativen ist es gelungen, ihre Forderungen als Teil der Interessen der gesamten Bevölkerung dieser zu verdeutlichen." (Kögel / Schüler, S. 110)

Ziel eines offensiven Zuehens auf die Bevölkerung muß die Schaffung einer Mehrheit in der Bevölkerung, die die Initiative grundsätzlich und nachhaltig unterstützt, sein.

"Das muß sowohl geschehen durch Dinge wie z.B. ein Straßenfest, was einen großen Teil in der Erwachsenen anspricht, als auch durch persönliche Gespräche, die dadurch erleichtert werden, daß die Jugendlichen durch die

engen Bindungen im Dorf [oder in der Kleinstadt, Anm. d. V.] noch sehr mit der Bevölkerung verknüpft sind und daher einen gewissen Vertrauensvorsprung genießen." (Kögel / Schüler, S. 116)

Allerdings kann ein Bündnis mit der Bevölkerung, das über allzu große Eingeständnisse oder zu frühe Harmonisierungspolitik erzielt wird, auch fatale Folgen für die Jugendhaus-Initiativen haben:

"Auf der anderen Seite muß die Gefahr gesehen werden, daß die Bindungen an die Familie und die daraus entstehenden Abhängigkeiten die Bereitschaft der Jugendlichen, bestimmte eigene und normabweichende Forderungen aufzustellen, behindern könnten." (Kögel / Schüler, S. 116)

Die Dialektik von Gleichzeitigkeit und Ungleichzeitigkeit, die in diesem Konflikt zwischen Konformitätsdruck der Kleinstadtöffentlichkeit und nonkonformen jugendspezifischen Forderungen und politischer Radikalisierung sichtbar wird, bleibt als latentes Problem politischer Arbeit in Provinz stehen und zwingt zu einer notwendigen Selbstbescheidung.

Besonders deutlich wird diese 'Selbstzensur' im Umgang mit der lokalen Provinzpresse:

"Als ein Unterpunkt der Öffentlichkeit erscheint die lokale Presse. Eindeutig läßt sich deren Funktion nicht bestimmen. Sicher ist, daß deren Bedeutung für die Jugendzentrumsinitiative größer ist als in einer Großstadt, da ihr als meist einzigem Publikationsorgan große Aufmerksamkeit und Glaubwürdigkeit geschenkt wird.

Beiträge der Initiativgruppe werden meist gerne aufgegriffen, da ein latenter Stoffmangel herrscht. Es lohnt sich, eigene Berichte zu verfassen, die mit kleinen Änderungen meist abgedruckt werden. Diese Zensur ist ambivalent: einerseits kann sie bei reaktionären Chefredakteuren klare politische Zielsetzungen verfolgen (Einstellung), andererseits kann eine solche Korrektur, die auf den Erfahrungen mit der Zielgruppe (Bevölkerung beruht), dazu beitragen, daß diese besser erreicht werden kann. (z.B. links-soziologisches Vokabular weglassen). Es ist wichtig, sich aus den Erfahrungen mit diesem Medium eine Art 'Selbstzensur' zu entwickeln, die ein Herausstreichen von Artikelpassagen oder Entstellungen verhindert. Werden Artikel nicht abgedruckt oder taugt die Zeitung nicht als Öffentlichkeitsmedium, so müssen (auch unabhängig davon) eigene Medien entwickelt werden (Wandzeitungen, Straßentheater, Rock-Feten, Flugblätter etc.). Die bürgerliche Presse muß immer nur als 'ein' Weg unter vielen, Öffentlichkeitsherzustellen, begriffen werden. Die Produktion von eigenen Medien bringt außerdem mehr: Lernprozesse sind möglich, die Form wird selbst bestimmt, man qualifiziert sich an der Arbeit, lernt mit Medien umzugehen, die Arbeit macht mehr Spaß.

Dennoch sollten Kontakte zu der Presse bestehen und vor allen Dingen die jungen Mitarbeiter für die eigene Sache gewonnen werden. Aus einer falschen politischen Einsicht heraus ("alles bürgerliche Presse") macht man sich

unnötig viele Feinde, die einen Kampf zum Scheitern bringen können. Die Strategie "viel Feind, viel Ehr" ist fatal." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 51)

Vor allem in der Provinz sind die Zeitungen immer noch eine Autorität, das geschriebene Wort ein Machtfaktor, die veröffentlichte Meinung prägend für die öffentliche Meinung. Trotz *"negativ-polemischer und auf Sensation gemachter Artikel"* (Kögel / Schüle, S. 109) hat die Zeitung insgesamt *"eine wesentliche Wirkung auch auf die Bürgermeister und Gemeinderäte."* (Kögel / Schüle, S. 109) Daraus leitet sich die Notwendigkeit für die Jugendzentren ab, eigene Berichte zu verfassen und an die Presse weiterzuleiten, auch wenn sie gekürzt werden, gegenüber den Meinungen der Verwaltung und Honoratioren in der Regel wesentlich verkürzt berücksichtigt werden und auch Entstellungen durch bewußte oder unbewußte Manipulationen von Seiten der Redaktionen vorgenommen werden.

Die Provinzpresse ist ein besonders deutliche Spiegel der Provinzgesellschaft und als solcher immer nur ihr Abbild, d.h. die Presse versucht zu harmonisieren, zu entpolitisieren, unbequeme Minderheitenpositionen in das Getto von Randmeinungen und Ereignissen abzudrängen.

In der bereits zitierten Wertheimer Gemeindestudie (Zoll, Wertheim III, 1969) - einer wohl kleinstadttypischen und übertragbaren Erhebung - heißt es zur Rolle der Lokalpresse:

"Die Wertheimer Lokalpresse spiegelt beinahe bruchlos die politischen Verhältnisse der Stadt wieder. Der Einheitlichkeit, mit der Bürgermeister und Gemeinderat entscheiden und an die Öffentlichkeit treten, entsprechen Uniformität und Identität der Lokalteile. (...) Der Dominanz des Bürgermeisters im politischen Entscheidungsprozeß und der Absicherung seiner Entscheidungen durch die Honoratiorengruppe entspricht der absolutistische Charakter der Berichterstattung. Die Lokalpresse fungiert als Nachrichtenorgan für die offiziellen Informationen über den politischen Prozeß und als Sprachrohr und Ort der Selbstdarstellung für die Honoratioren der Stadt. Die Zeitungen berichten nur über ohnehin öffentliche Vorgänge, über Ereignisse, an denen vor allem die Informanten Interesse besitzen. Für die Vereinsberichterstattung, die immerhin gut 20 Prozent des gesamten Lokalteils ausmacht, gilt das Wort eines Lokalredakteurs, daß er mehr den Vereinen (sprich Honoratioren) als seinen Lesern zuliebe schreibe. Die Personen, die in den Zeitungen genannt werden, treten dort vor allem in den absolutistischen Rollen des Wohltäters und des Anweisenden auf. Die Häufigkeit unbegründeter Stellungnahmen entspricht der Intransparenz der politischen Vorgänge. Die Artikel und Meldungen gehen sehr großzügig mit schmückenden Intensiva um, verwenden wenig neutrale Aussagen, loben die eigene kommunale Sphäre und verteilen Kritik vor allem an auswärtige Personen wie Institutionen. (...) In der Lokalpresse gibt es keine politischen Auseinandersetzungen, keine Kritik der Rahmenbedingungen für kommunalpolitisches Handeln wie für lokale

Berichterstattung, keine Kontrolle des Willensbildungsprozesses, keine Kontrolle von Gemeinderat, Bürgermeister und Verwaltung, keine Berichte über die Hintergründe politischer Entscheidungen oder offizieller Informationen, keine eigene Recherchen - und Kritik nur an außerlokalen Institutionen und Personen (...). Mächtige sind in Wertheim grundsätzlich tabu; die geringe soziale Distanz verhindert Kritik selbst da, wo es eigentlich nicht mehr um Macht geht, bei Faschingsveranstaltungen und Sportfesten." (Zoll, Wertheim III, S. 238-240)

Daß angesichts des hier kritisierten Defizits an politischer Öffentlichkeit eine Jugendzentrumsinitiative mit ihrer angeblichen politisch-brisanten ‚Nestbeschmutzer-Berichterstattung‘ nicht zum Zuge kommt, erscheint auf dem Hintergrund der völligen Integration der Provinzpresse in die Provinzöffentlichkeit klar nachvollziehbar.

Alle Jugendzentrumsinitiativen mussten im Laufe ihrer politischen Aktionen erkennen, dass der Weg von der reinen Überwachung bis zum Einsetzen der Repression in der Kleinstadt sehr kurz ist.

Dieser immense psychische Druck von allen Seiten, von der Allianz der Ordnung, von Lehrern, Lehrherren, Eltern, Nachbarschaft und Kleinstadtöffentlichkeit schüchtert ein und verbreitet Angst, wie ein 16jähriges Mädchen an eine Jugendzentrumszeitung schreibt:

"Ich habe Angst, meinen Namen zu nennen, und ich kann noch nicht einmal sagen warum. Ich habe vor so vielem Angst. Aus einer Laune heraus habe ich einmal aufgeschrieben, wie ich mich fühle, und mit was für Probleme ich versuche fertig zu werden. Aber ich schaffe es nicht. Es macht mich kaputt. Ich verstehe mich nicht mit meinen Eltern. Mein Vater droht mit mindestens dreimal pro Woche, mich hinauszuerwerfen. Wenn ich dann gehen will, sperrt er mich ein. Ich bin zwar erst 16 Jahre alt, doch weil ich früher viel Freiheit hatte, bin ich so in diesen Konflikt geraten. Meine Eltern sind sehr konservativ. Auf einmal fingen sie an, mich ans Elternhaus zu ketten, um aus mir etwas "Besseres" zu machen, als sie es sind. Da fing alles an. Ich hatte andere politische Vorstellungen als sie, und dachte überhaupt über so vieles anders als meine Eltern. Ich kann von mir sagen, daß ich überhaupt viel weltoffener bin als sie. Mein Vater bezeichnet mich als radikal und verdorben. Er schimpft mich als 'Flittchen', weil ich Freunde habe. Aber warum erzähle ich euch das alles. Mir kann doch keiner helfen, und euch wird es vermutlich kaum interessieren. Noch ein paar Angaben über mich: Ich bin Gymnasiastin (also weiblich!), 16 Jahre alt, durchschnittlich gut in der Schule. Ich weiß weder ein noch aus. Übrigens muß ich eure Zeitung sehr loben. Ich finde es toll, daß ihr so etwas auf die Beine gestellt habt." (Scheding, S. 170)

7.5 Erfolge und Widersprüche der Jugendzentrumsbewegung in der Provinz während ihrer Phase als Offene Bewegung (1971-1975)

Die Jugendzentrumsbewegung in der Provinz war nicht nur eine direkte Nachfolge-Bewegung der Schüler- und Lehrlingsbewegung, sondern reichte über diese dadurch hinaus, daß sie keine Elite-Bewegung war, sondern sehr viele Jugendliche erfaßte, für viele Jugendliche die erste und grundlegende Erfahrung mit der Begeisterung der Jugendrevolte war, als die eigentliche Befreiungsbewegung in der Provinz gefeiert wurde.

"Alle frische Kraft hat dies Neue notwendig in sich, bewegt sich darauf hin. Seine besten Orte sind: die Jugend, die Zeiten, die in Begriff sind, sich zu wenden, die schöpferische Hervorbringung. Bereits ein junger Mensch, der etwas in sich stecken fühlt, weiß, was das bedeutet, das Dämmernde, Erwartete, die Stimme von morgen. Er fühlt sich zu etwas berufen, das in ihm umgeht, in seiner eigenen Frische sich bewegt und das bisher Gewordene, die Welt des Erwachsenen überholt. Gute Jugend glaubt, daß sie die Flügel habe und daß alles Rechte auf ihre herbrausende Ankunft warte, ja erst durch sie gebildet, mindestens durch sie befreit werde.

Was sich aber bis dahin an Jugend erhielt, wird sich bei Menschen, die nicht von der Fäulnis des Gestrigen angesteckt und ihm verschworen sind, immer erhalten - als ein Warmes, Helles, mindestens Trostreiches vor dem Blick. Die Stimme des Andersseins, Bessereins, Schönerseins ist in diesen Jahren so laut wie unabgenützt, das Leben heißt 'Morgen', die Welt 'Platz für uns'." (Bloch, Prinzip Hoffnung, S. 132)

Die Anfänge der Jugendzentrumsbewegung waren noch erfüllt vom Bewußtsein einer Aufbruchs- und Wendezeit:

"Während dieser Zeiten und so oft sie aktuell sind, ist also nicht bloß physiologisches Frühlingsgefühl in der Luft, sondern mehr noch: Wendezeiten sind schwül, es scheint eine Donnerwolke in ihnen eingesperrt. Wetter- oder Geburtskategorien wurden daher von je auf sie angewandt: als Ruhe vor dem Sturm oder als März in der Geschichte oder am stärksten, konkretesten: als Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht. Zeiten die unsere verstehen den Wendezustand gut." (Bloch, Prinzip Hoffnung, S. 133)

Jugendzeit der Geschichte und eigene Jugendzeit erscheinen als zeitliche Dialektik:

"Die Zeitwenden sind selber die Jugendzeiten in der Geschichte, das heißt, sie stehen objektiv so vor den Toren einer neu heraufkommenden Gesellschaft, wie die Jugend sich subjektiv vor der Schwelle eines bisher unaufgeschlagenen Lebensstags stehen fühlt." (Bloch, Prinzip Hoffnung, S. 133-134)

"Der Mensch fühlt sich in solchen Zeiten deutlich als nicht festgestelltes Wesen, als eines, das zusammen mit seiner Umwelt eine Aufgabe ist und ein riesiger Behälter voll Zukunft." (Bloch, Prinzip Hoffnung, S. 135)

Mit der Jugendzentrumsbewegung prallte dermaßen entfesselte, sich selbst befreiende, emanzipierende Jugend auf festgestellte, nachgehende, stehengebliebene Provinz. Sie forderte mehr Leben im Leben, Freiräume, um sich selbst und die eigenen Lebensinteressen zu entdecken, Räume, um für die eigene Zukunft experimentieren zu können.

Die diffuse Idee Jugendzentrum war diese Synthese eines Tagtraums, die Zauberformel der 'Selbstverwaltung' das antizipierende Bewußtsein einer selbstbestimmten Lebensgestaltung.

"Beim Begriff Selbstverwaltung liegt die Betonung für viele Jugendliche offensichtlich auf dem Wörtchen 'selbst'. Insofern ist die für die in der Jugendzentrumsbewegung spürbare Emphase die Frage der 'Verwaltung' zunächst sekundär. Es ging und geht um die Realisierung von mehr 'selbst', mehr Leben, mehr Freiheit, einen eigenen Sinn, wie die folgenden in Kampfphasen zweier Jugendzentren veröffentlichten Gedichte deutlich machen:

'An die Herrschenden

Wir haben

Diese alten Mauern mit Leben erfüllt,

Die Jugend hat sich einen Sinn gegeben.

Ihr habt nichts verstanden,

Euch in Geschwätz und Phrasen gehüllt,

Ihr verweigert uns menschliches Leben.

Drum werden wir

Gewisse Mauern niederreißen

Bevor von selbst zusammenstürzend

Sie uns erschlagen.

Sieben Tage Jugendhaus waren

Sieben Tage Leben!'

(Gedicht an einer Tür des besetzten Jugendhauses Wertheim, 1975)

'Es leben die Freiheit!

Schlechte Zeiten brachen an,

Als die CDU den Kampf begann.

Um ihre Macht an uns zu richten,

Jugendhäuser zu vernichten.

Doch wir werden weiter leben,

Weiter nach der Freiheit streben.

Darum haltet weiter durch,

Und zeigt vor Mächten keine Furcht,

Denn einmal wird es Frieden geben,

Auch wenn wir ihn nicht mehr erleben.'

(Andreas Bühring, 17, Arbeitsloser aus dem JUZ Dietzenbach)

Die Gedichte offenbaren einen wichtigen Impuls der Jugendzentrumsbewegung, der auf Selbstverwirklichung, Bedürfnisrealisierung, Einlösung zumindest eines Stückchens individueller und gesellschaftlicher Utopie zählt, wofür die Jugendlichen ein Szenarium suchen, das möglichst frei von Kontrollen, Beschränkungen und Repression sein soll und soziale Experimente nicht von vornherein ausblendet." (Damm, Es lebe die Freiheit, S. 495-496)

Die Jugendlichen erlebten sich in der Jugendzentrumsbewegung zum erstenmal als eigenständige politische Kraft, entdeckten sich als "*Jugend, die sich im Schaffen potenziert*" (Bloch, Prinzip Hoffnung, S. 135) und nicht in der provinziellen Vereinzelung und Ohnmacht. Vereint über gemeinsame Bedürfnisse und Veränderungssehnsüchte - als "*Träume, Hoffnungen, Kämpfe*" - wie der Titel eines Jugendzentrumslesebuches heißt (Herrenknecht / Hätscher / Koospal, 1977), probten sie den Aufstand gegen die Provinz und ihren Ausbruch aus den Kleinstadtkäfigen. Diese Eigen-Begeisterung verhalf der Jugendzentrumsbewegung in den Kleinstädten zur notwendigen gesellschaftlichen Immunität, die sie benötigte, um sich angesichts der massiven offenen und verdeckten Repression behaupten zu können.

Trotzdem versteckte sie sich nicht in der Rolle einer 'negativen Elite', die sich durch permanentes Provozieren von der Provinzgesellschaft absetzt, sondern versuchte offensiv, sich ihren Platz und ihre Berechtigung in der Provinz zu erkämpfen: sich in Form eines Jugendzentrums als ‚Anti-Provinz in der Provinz‘ zu etablieren und von dort aus, quasi als ‚Stützpunkt der Gegen-Kultur‘ weitere Auseinandersetzungen mit der politisch-vorherrschenden Provinz-Kultur zu führen.

Das von vornherein existierende Bewußtsein, daß die eigne Kraft angesichts der realen Entscheidungsgewalt über ein Jugendzentrum - die im Gemeinderat liegt - nicht ausreicht, zwang zu einer veränderten Einschätzung der Öffentlichkeit (der Bevölkerung, der Presse, etc.) und zu einer veränderten Politik, zu einer Politik der Vermittlungsarbeit, der Ausnützung von Legitimationsproblemen, der Bündnispartner-Suche, bei gleichzeitiger Verstärkung des Basisdrucks, den die konservativen Politiker so gern als 'den Druck von der Straße' diffamieren.

Mit der Spieß-Provinz wurde weiterhin ein kompromißloser Kampf geführt, allerdings das alte Provinzbild der Studenten- und Schülerbewegung, daß die Provinz beinahe nur aus Spießern bestehe, durch aktive Solidarisierungserklärungen von Seiten der Bevölkerung korrigiert, zwischen Freund und politischem Gegner konkret - und nicht abstrakt (also nicht nach objektiv fortschrittlichen Parteien und Organisationen, sondern nach tatsächlichem Verhalten der Politiker) unterschieden.

Gegenüber der Realpolitik der Kommunalpolitik unterschieden sich die Jugendzentrumsinitiativen durch ihren erweiterten Politikbegriff, ihrer propagierten Einheit von Politik und Leben, von Veränderung und Selbstveränderung, von Mitteln und Zielen. Das geforderte Jugendzentrum als Gebäude sollte nur der Raum der bereits im Kampf um das Jugendzentrum entwickelten Strukturen sein, der Weg zum Haus, bereits ein Teil des Zieles im Haus.

Mit ihrem Politikverständnis, das sich als Einheit von „Kämpfen, Lernen, Leben“ (ursprünglich die Parole des Georg-von-Rauch-Hauses Berlin) verstand, reichte die Jugendzentrumsbewegung auch über die Vorläufer-Bewegungen hinaus: Es ging nicht mehr nur um Aufklärungsarbeit (wie bei der Schülerbewegung) oder um die Einlösung von Rechten (wie bei der Lehrlingsbewegung), sondern um die Schaffung eines Gegen-Milieus, eines Experimentierfreiraums, in dem vor Ort, im Hier und Heute, andere Lebensformen ausprobiert werden konnten. Die Jugendzentrumsinitiativen - und später die Jugendhäuser - sollten zu Zentren der Gegen-Sozialisation und Gegen-Öffentlichkeit werden.

Daß ihnen das zum Teil auch gelungen ist, daß die Initiativen und Jugendhäuser ein wirkliches Zuhause, eine politische Heimat, für Jugendliche wurden, belegen folgende Beispiele aus Dokumentationen der Jugendzentrumsinitiativen.

In einem Bericht über eine Hausbesetzung in der Provinz heißt es:

"Es war kalt draußen und im Haus, aber es war warm in uns, denn wir waren aufgeregter, erregt durch das Neue, durch die Erwartungen. Es fiel einem so viel ein, was man machen könnte, man stand aber nur da und konnte sich kaum bewegen, man war gelähmt durch die Reizflut der Ereignisse. Die Begeisterung hatte einem ergriffen und mitgerissen. Man freute sich, hätte alles umarmen können, hörte und sah den Leute zu, die sich viel zu sagen hatten. Man hatte seine Armut des Lebens, seine Sprachlosigkeit, seine Ohnmacht verloren; man handelte, war produktiv, das Leben reicher geworden. Im Speicher entstand ein Gemälde mit Blumen und Sonnen, ein Symbol des neuen Tages, des Schönen, des Warmen, des Bunten. In den Zimmern standen Möbel, Schreibmaschinen und Blumen, denn wir wollten nicht nur Brot, sondern auch Rosen, nicht nur das Notwendige, sondern auch Glück. Das Haus war eine Atmosphäre von Geborgenheit, Gemütlichkeit und neuem Lebensgefühl. Der Alltag hatte keine Chance mehr, er mußte genauso wie die Bullen - wie eine Aufschrift am Eingang verkündete - draußen bleiben. Wir hatten die Verhältnisse wirklich zum Tanzen gebracht und waren zu dem Wesentlichen, zu unserem Lebenstrip aufgebrochen. Der Tag war offener, die Zeit freier, die Empfindung vielfältiger geworden. Es passierte viel, die Langeweile war besiegt und vergessen, es herrschte die Phantasie, die Anregung, die Stimmung

des Augenblicks. Die Lebenssporen waren geöffnet worden für die neue Wärme, die Lebensenergie, die sich aus der Freude am Leben, dem Spaß am Aneignen der Welt, der neuen Zwischenmenschlichkeit speist. Ein neues Zeitgefühl, die Lust am Erleben, ein anderes Arbeitsverständnis waren durchgebrochen durch unser karges, innerlich-armes, alltäglich-festgefahreneres Leben.

Wir waren aufgebrochen, haben das Gewöhnlich hinter uns gelassen. Als selbst in der Zeitung stand: "Der Kampf geht weiter!" gab die Situation uns recht, war klar, daß wir richtig lagen, daß wir dieses Leben jetzt erst recht beibehalten werden, daß es kein Zurück mehr gab. Es war unser Fest - diese Hausbesetzung, sie war eine revolutionäre Fete, wo das wirkliche Leben durchdrang und nicht der Alltagsrummel mit seinem Schein-Leben und seinen Fassaden-Gesichtern. Wir hatten einen Grund zu feiern, denn wir waren der Sache auf den Grund gegangen, wir wußten nun über uns mehr Bescheid. Unser Kampf war unser Kampf, er hatte zu uns zurückgefunden, das Wesentliche hatten wir in ihm und durch ihn wiederentdeckt: uns selbst. Uns als WIR, als Ich-Selbst.

Wir hatten unseren Jugendtraum endlich einmal gelebt: Wir waren bewußte Kinder geworden, hatten unsere Spontaneität wiedergefunden. Dies war ein Durchbruch, ein wesentlicher Einschnitt in unserem Leben. Wir hatten es jetzt nicht nur angefangen, sondern wir konnten bereits auf dem neuen Leben aufbauen, denn wir haben nun unsere eigene Geschichte, eine, die wir selbst bestimmen, die unser Werk ist.

Wir sind hungrig geworden, denn wir haben von dem anderen genascht, von dem das verboten ist, das in der Ferne liegen soll, das wir nur erreichen können, wenn wir uns auf dem Weg zurücklassen. Wir können nicht mehr satt werden in einer Welt, die uns nur vollstopfen will mit dem Zeug, das auf ihrem Mist gewachsen ist, wozu wir der Dünger sein sollen. Wir scheißen drauf!

Was wir brauchen, sind viele Morgen: Morgenröte, die einen wirklich neuen Tag ankündigt. Einen Morgen, wo wir nicht mehr geweckt werden müssen, sondern selbst aufstehen, einen Morgen, wo wir in die Betriebe, Schulen und Institutionen gehen, sie aufmachen, daß die Sonnenstrahlen hindurchfallen, uns auch durch sie hindurch erwärmen, die Mauern fallen und die Menschen herauskommen, um den Tag zu genießen, ihren Tag zu feiern, daß selbst die Sonne mit ihrem Kindergesicht lachen muß.

Es gibt noch viel zu wenige von diesen Morgen. Wir müssen noch viel öfter früher aufstehen. Der Morgen kommt - unsere Zeit. Nach dem Traum der Tagtraum.

Aktion Jugendhaus Wertheim."

(Herrenknecht / Hätscher / Koospal, Träume, S. 75-76)

Und auch in einem Gedicht über eine "Hausbesetzung als Befreiungsakt" heißt es wörtlich:

*"... als wir unser haus nahmen
und ihm den namen eines stücks heimat gaben*

gingen wir wieder gern nachhause

(...)

als wir unser haus nahmen

wurde unser leben vierdimensional

denn es hatte einen inhalt bekommen"

(Herrenknecht / Hätscher / Koospal, Träume, S. 82)

Auch wenn es sich bei diesen beiden Beispielen um Extremsituationen - bedingt durch eine Hausbesetzung im Jugendzentrumskampf einer Kleinstadt handelt - wird an der Sprache dennoch der radikale Bruch mit der tradierten Umwelt und das Andere des neuen Heimatgefühls der Jugendzentrumsbewegung deutlich. Die Intensität des Erlebens hängt mit der Radikalität des Bruches mit der Provinz-Umwelt unmittelbar zusammen, sodaß er bei der Hausbesetzung am Sichtbarsten wird.

Die radikale und praktische Kritik der Jugendzentrumsbewegung an der politischen Kultur der Provinz, erlaubt es, von ihr - und das nicht nur im programmatischer Hinsicht - von einer "kulturrevolutionären Bewegung" in der Provinz zu sprechen. Der Jugendzentrumsbewegung mit ihrer für Jugendliche faszinierenden Gegen-Kultur ist es gelungen, die vorherrschende Provinz-Kultur zu unterlaufen: durch die doppelte Verankerung der Jugendlichen im Provinzleben und in der Gegen-Kultur-Bewegung wurde jeder Teilnehmer der Jugendzentrumsbewegung quasi ein Bote der neuen Kultur, die sich mit Diskussionen am Arbeitsplatz, in der Schule, in der Familien, kontinuierlich ausbreitete und die Lehrer, Meister, Eltern, etc. zu einer Stellungnahme und konkreten Verhaltensformen zwangen. Vielfach wurde nur mit Druck und Verboten reagiert und dabei lediglich die Emanzipationsprozesse der Jugendlichen verstärkt.

Durch den Rückhalt in der Jugendzentrumsbewegung, die für die aktiven Jugendlichen eine Sache war, für die zu kämpfen lohnte, für die die Repressalien und Gerüchte aushaltbar waren, weil sie ihnen selbst etwas von wirklichem Leben gaben, wurden die persönlichen Ablösungsprozesse von der Provinzgesellschaft forciert. Die konkrete Präsenz der Gleichzeitigkeit in der Jugendzentrumsbewegung hatte die Jugendlichen ermuntert, sich von der sie umfassenden Ungleichzeitigkeit zu lösen, mit dem Alltag zu brechen, auch wenn damit ein hohes Risiko an Identitätsverlust, materiellen und psychischen Repressionen und dogmatischen Gegenpositionen verbunden war.

Solange die Jugendzentrumsbewegung als Gegenbild funktionierte, Gegen-Familie sein konnte, Gegen-Väter und Gegen-Mütter in Form der persönlich-sympathischen Aktivisten stellte, persönliche Stabilisierung über das Zusammensein, gemeinsame Aktionen und Erfolgserlebnisse erreichte, eine politische Clique die Aussteiger und Hinausgedrängten aufnahm, Gegen-Identifikation bildete, war der Zulauf von Jugendlichen groß.

Dieser Zulauf änderte sich, als die Aktivisten ins Haus einzogen, dort Rollen und Funktionen wahrnahmen und diese im Alltagsbetrieb festgeschrieben wurden. Die 'Ernstsituation' des Hauses setzte die Aktiven unter Legitimationszwang, sich und die Selbstverwaltung praktisch zu beweisen, was viele Energien band und verschlang. Mit der Einpassung einer Offenen Bewegung in das Gebäude des Jugendhauses hatte eine Entsolidarisierung unter den Jugendlichen stattgefunden und die vorher nicht sichtbaren Interessens- und Bedürfnisunterschiede wurden allmählich offen sichtbar.

Der Druck von außen und von innen nahm auf die Aktivengruppe zu. Von außen in Form der Provinzöffentlichkeit und Stadtverwaltung, die für ihren Vertrauenskredit und ihre Steuergelder handfeste und gute Jugendarbeit sehen wollte, was heißt: sichtbare Erfolge (Besucherzahlen, handwerkliche Arbeiten der Jugendlichen, laufende Arbeitsgruppen (Damm, Es lebe die Freiheit, S. 499) und möglichst kontinuierlich, einen reibungslos funktionierenden offener Bereich (Theken-, Putz-, Schließ- und Aufpaß-Dienst).

Trotz dieser wachsenden Alltagsmacht in den Häusern waren diese keineswegs eine Totgeburt oder ein politisches Grab für die Aktivisten, sondern diese konnten - wenn auch eingeschränkt - vielerorts an ihrem politischen Anspruch festhalten:

"Viele selbstverwaltete Jugendhäuser haben in diesem Sinne eine ganze Fülle von oft völlig ungeplanten Experimentiermöglichkeiten geboten, angefangen von spontanen Aktivitäten, die oft dem offenen Bereich entsprangen, bis hin zur Gründung von Wohngemeinschaften, Arbeitslosenselbsthilfen oder Versuchen, ins Jugendzentrum eine alternative Berufsausbildung zu integrieren.

Dabei ist viel soziale Phantasie freigesetzt, viel Kreativität und Spontaneität entwickelt worden, die die völlig unempathische Alltagsrealität nur zu oft erschlägt. Jugendliche haben zum Teil über Jahre hinweg ein oft alternatives Kulturangebot am Ort organisiert, Kommunalpolitik beeinflusst, neue Möglichkeiten der Freizeit erprobt, Formen direkter Demokratie und Stadtteilarbeit entwickelt und eine Menge neuer Erfahrungen mit sich selbst, mit Gleichaltrigen, Jungen und Älteren und nicht zuletzt der staatlichen Jugendpolitik gesammelt. Sie haben zum Teil Formen einer eigenen Gegenkultur und Gegenöffentlichkeit entwickelt, die als jugendliche Subkultur die Chance eröffnete, kritische Distanz zu vielen tradierten gesellschaftlichen Zielsetzungen zu gewinnen und gemeinsam mit Gleichaltrigen auf zahlreiche Alltagsprobleme mit eigenbestimmten Verhaltensweisen zu antworten." (Damm, Es lebe die Freiheit, S. 496)

Eine Abschottung gegenüber der Gesellschaft konnte es schon deshalb nicht geben, weil nicht nur das Haus unter permanenter Beobachtung stand, sondern auch mit den jugendlichen Besuchern und deren Problemen und Interessen täglich das 'Trojanische Pferd der Provinz', die '5. Kolonne der alltäglichen

Repression' in das Jugendzentrum Einzug hielt. Durch die *"prinzipielle Öffentlichkeit"* (Damm, Es lebe die Freiheit, S. 498) der selbstverwalteten Jugendzentren, war dieser Einflußnahme im wahrsten Sinne des Wortes Tür und Tor geöffnet. Lediglich die psychischen Barrieren (der Ruf des Hauses, die Einschränkung der Besuchergruppe etc.) verhinderte eine völlige Überschwemmung der Häuser mit nicht zu bewältigenden Problemen. Die Jugendzentrumsbewegung hatte mit ihren Parolen ("Freizeit statt Kontrollen"), ihrer Selbstverwaltungsidee, ihrem repressionsarmen Umgang, ihrer anderen Regelung des Subjektiven Faktors etc. Bedürfnisse geweckt, die im Alltag wie ein *"Alp"* (Karl Marx) auf den Jugendhäusern und den Köpfen der Aktivisten lastete und in dieser Breite und Tiefe nicht bewältigt werden konnte.

Waren Jugendzentren in der Provinz als Gegenteil zur Provinz, auch immer Teil von ihr, nämlich z.B. als Anti-Gasthaus, Freizeit-Zentrum, Ersatz-Kneipe, Versorgungszentrum, Konsumangebot, Randgruppen-Center, etc. so nahm das Anwachsen der Provinzelemente im Alltagsbetrieb der Häuser bei gleichzeitiger Abnahme der politisch aktiven Jugendlichen (Privatisierung im Frust, Wegzug, andere politische Zusammenhänge etc.) immer mehr zu. Neue Besuchergruppen (jüngere Jugendliche, Ausländerjugendliche, Problemjugendliche, Mädchen) brachten neue Spezialinteressen ins Haus, die nur über kontinuierliche Sozialarbeit und pädagogische Betreuung gelöst werden konnten. Mit ihren Problemen war die alte, bereits geschrumpfte Clique der Aktivisten, überfordert.

Mit dem tendenziellen Versiechen der politischen Energie in den Jugendhäusern wurde die Selbstverwaltung im Haus immer mehr ausgehöhlt und auch die Außenwirkung des Jugendhauses immer schwächer. Der Überhang interner Probleme ließ keine Zeit für grundsätzliche Diskussionen und den Jugendhausalltag öffnende Aktionen. Die Alltagsmacht der Provinz, ihre oft brutalen Denk- und Verhaltensweisen, ihre deformierten Bewußtseinsstrukturen, nahmen auch das Jugendhaus wieder in Besitz. Die Ungleichzeitigkeit kehrte in den unverarbeiteten Stammtischsprüchen der Jugendlichen, den vereinsüblichen Saufgelagen, in der Angst vor neuen Erfahrungen (eine Variante des jugendspezifischen Lokalpatriotismus), als ‚Alternatives Spießertum‘ (die Null-Bock-Doppel-Bock-Koalition zwischen Jung und Alt) allmählich zurück und besetzte die 'befreiten Gebiete' der Jugendzentren erneut.

Auf diesen drohenden und nicht gewinnbaren Zweifrontenkrieg der inneren Provinz im Rücken und der äußeren Provinz vor dem Haus, reagierten die Aktivisten mit Rückzug, aber auch mit Flucht nach Vorne. Deutliches Indiz für den Rückzug in den Häusern war die Reduzierung der politischen Arbeit auf eine Arbeitsgruppe, in der inhaltlicher diskutiert und gearbeitet werden konnte, als in den immer mehr formalisierten Selbstverwaltungsgremien, in denen der Freizeit-Fraktion unter den Jugendlichen gemäß der Besucherstruktur mehr

Raum eingeräumt wurde. (Womit dem provinziellen Nachholbedarf nach Freizeitangeboten auch im Jugendhaus Rechnung getragen wurde).

Indiz für die Flucht nach Vorne, war der Versuch, durch Kontakte mit anderen Jugendzentren in der Region das Elend der Aktivisten vorort zu kompensieren und sich psychischen, emotionalen und politischen Rückhalt durch die Diskussion der ähnlichen Probleme und konkreter Gegenmaßnahmen (Solidaritätsaktionen) zu holen.

Für die Jugendzentrumsarbeit selbst blieben dadurch die Aktiven erhalten und waren als politische Bezugspersonen weiterhin präsent. Sie versuchten in ihrem Kampf gegen die ‚Schlagkraft des Alltäglichen‘ ein politisches Kippen der Häuser zu verhindern, indem sie immer wieder an die politischen Erfahrungen der Bewegung erinnerten und auch den Jüngeren - soweit das möglich war - konkrete politische Lernprozesse vermittelten. Als 'geheime Haus-Macht' wirkte so der 'Geist der Bewegung' nach, auch wenn die Alltagsarbeit immer unpolitischer wurde und für die politische Arbeit in den Arbeitsgruppen immer mehr unpolitische Aktionen eingesetzt wurden, um sich als Minderheitengruppe zu stabilisieren. Zumindest in diesen kleinen Zellen politischer Diskussion gelang es, die innere Provinz bei den Jugendlichen zu überwinden, Gruppensolidarität statt Vereinskumpanei, die Schaffung eines positiven Lebenszusammenhangs, statt platter Kameradschaft und Geselligkeit, die Erringung von Erfolgserlebnissen durch persönliche Aktivitäten anstatt durch abstrakte Leistungen, politische Qualifizierung anstatt unverdaute Stammtischsprüche zu erreichen.

Das Jugendzentrum als Ganzes diente der politisch aktiven Gruppe als ein internes Forum von Öffentlichkeit, aus deren Offenen Bereich sowohl neue Arbeitsgruppenmitglieder gewonnen werden sollten, als auch an deren Diskussionsstand und Bedürfnisse sich die politische Arbeit der Gruppe selbst messen konnte, ob sie vermittelbar ist, oder abgehoben, was sie mit den Bedürfnissen der anderen Jugendlichen zu tun hat und inwiefern sie diese anspricht und erreicht.

Dieser permanente innere Dialog, der der Schüler- und Lehrlingsbewegung fehlte, und deren Dogmatisierungs- und Isolationstendenzen forcierte, hat gleiche Prozesse in der Jugendzentrumsbewegung durch direkte Basiskontrolle verhindert.

Nicht verhindern konnte dieser Dialog zwischen politisch engagierten Jugendlichen und der Masse der Jugendlichen innerhalb der Jugendhäuser allerdings den allgemeinen Trend der Auseinanderentwicklung von Politik und Alltag, politischen Widerstand und schleichender Anpassung in den Häusern, den Zerfallserscheinungen der politischen Kern-Clique:

"...viele alte Aktive sind weggegangen, haben die Kleinstadt für immer

verlassen; andere haben sich privatisiert oder angepaßt, haben nichts aus den Kämpfen gelernt, sondern sind auf der Suche nach dem 'privaten Glück' (Familie, Beruf, Konsum). Die alte Clique hat sich aufgelöst und nur noch wenige 'Veteranen' sind übriggeblieben; sie verkörpern die alte Bewegung durch ihre Mitarbeit und geben ihr somit eine politische Kontinuität. Der Druck auf diese Älteren nimmt zu, denn sie stehen direkt an der Front des Roll-back: sie haben keine Bewegung mehr im Rücken, sondern stehen allein; sie ragen in der zweiten Generation der Jüngeren als altersmäßige Rädelsführer heraus und sind daher leicht auszumachen; sie können nicht mehr so reagieren wie früher, da der Gegner stärker geworden ist und sich nicht mehr nur nichts mehr gefallen läßt, sondern sich auch für die früheren Niederlagen rächt; die Gefahr der politischen Spaltung durch den Gegner ist groß, da die Jüngeren und die Älteren nicht nur Erfahrungen, sondern auch Bedürfnisse trennen. Die wenigen übriggebliebenen älteren Provinzkämpfer haben auch persönliche Angst: Angst davor, isoliert zu werden, Angst vor dem Älterwerden, Angst, keine Leute mehr zu finden, die einen persönlichen Rückhalt darstellen, Angst, daß die Provinz noch ärmer wird an politischen Persönlichkeiten, die das alte Geschichtsbewußtsein noch 'draufhaben', Angst davor, nur noch als 'Lehrer' oder 'Vaterfigur' von den Jüngeren eingestuft zu werden, Angst davor, daß bestehende politische Strukturen und persönliche Beziehungen zusammenbrechen und Angst davor, selber zu resignieren und keine Kraft mehr für neue Ideen und Aktionen zu haben. Viele der Älteren werden zu Fossilien einer zurückgegangenen Bewegung. Sie müssen durch ihre Arbeit nicht nur fehlende politische Strukturen ersetzen, da beides in der Provinz Mangelware ist. Sie werden überlastet, da sie zu Bezugspersonen vieler anderer Jugendlicher werden, denn die Politisierung in der Provinz erfolgt mehr über den Kontakt zu politischen Leuten als über die Verhältnisse." (Herrenknecht, Unsere zehn Jahre danach, S- 73-74)

Die Jugendzentrumsbewegung als subjektive Bewegung, die in der Hauptsache eine Bewegung der Aktivisten war, stößt mit diesen Auflösungserscheinungen an ihre eigenen Grenzen, die durch die Auswanderung der Aktiven in die Regionalzusammenschlüsse noch um einige Jahre verlängert wird, aber letztendlich die aufbrechenden inneren Konflikte nicht lösen kann.

7.6 Der Wandel der Jugendzentrumsbewegung in Provinz 1974-1976

"Im Traum von etwas, bevor das Herz sich labt, war's besser oder schien so."
(Bloch, Prinzip Hoffnung, S. 204)

Mit der Erkämpfung der Jugendhäuser in der Hochphase der

Jugendzentrumsbewegung 1971-1974 hatten sich wesentliche Faktoren geändert:

1. Aus dem vereinten Kampf für ein Haus wurde eine Fraktionierung der Interessen im Haus:

"Die JZ-Bewegung entwickelte sich von einer offenen Massenbewegung der spektakulären Aktionen und Häuserkämpfe zu einer widersprüchlichen Bewegung des Alltagskampfes in den Häusern. Der alltägliche Handlungszwang in den JZ, die auseinandertreibenden Interessen, die Probleme der kaputten Scene, politische Differenzen, die Spaltung in Macher und Besucher, die persönlichen Probleme, die immer stärker in Erscheinung traten, führten zu einer Überlastung der Aktiven, die zu Hilfs-Sozialarbeitern funktionalisiert wurden. Der JZ-Bewegung war es nicht gelungen, die Kampferfahrung aus der Zeit vor der Haus-Nahme in den Alltag mithinüberzuretten: die einstige Kampf-Einigkeit zerfiel im Haus meist in eine Interessensstreiterei und Uneinigkeit über die Perspektive. Das Fehlen des gemeinsamen Kampfes, Kampfzieles (Haus) und Kampfgegners (Stadt), ließ die Alltagsinteressen dominieren. Erst die gemeinsame Bedrohungssituation läßt die alte Solidarität wiedererstehen." (Herrenknecht / Moritz, Jugendzentrumsbewegung 1971-1977, S. 86)

2. Die das Jugendhaus politisch tragenden Clique befand sich in zunehmender Auflösung:

„Die JZ haben sich von Cliquenzentren (Großgruppen, bei denen die Leute sich besser und näher kannten), in denen mehr aktiv waren, Politik persönlicher und konkreter gelebt wurde, zu Konsum- und Massenbesuchszentren (der Jüngeren) entwickelt. Die Kerngruppe wurde kleiner, es gab weniger Leute, die aktiv waren und die Älteren konnten sich nicht mehr mit dem JZ identifizieren. Alltagsfrust und inhaltliche Ratlosigkeit, Ideenmangel, fehlendes Verantwortungsbewußtsein, Perspektive-Verlust, persönliche Probleme (wovon selbst leben?) produzieren bei den Älteren einen 'Identitätszerfall'. Sie wollten nicht die Lehrerrolle für andere übernehmen, weil sie mit sich selbst nicht mehr klarkamen." (Herrenknecht / Moritz, Jugendzentrumsbewegung 1971-1977, S. 86)

3. In den Jugendzentren fand ein Generationswechsel und damit ein Auslaufen der Erfahrungen aus den Vorläufer-Bewegungen und der ‚Kampfphase‘ um das Jugendzentrum statt:

"Es tritt zusehends ein 'Generationswechsel' in der JZ-Bewegung ein; die erste Jugendhaus-Generation war, die eine Kampf-Generation war, die das JZ erkämpft hat und sich mit dem Haus identifiziert, hat das JZ kampfflos (Privatisierung, Ausstieg) oder aufgrund persönlicher Weiterentwicklung (andere politische Projekte) verlassen und das Haus somit einer zweiten Generation ohne Geschichtsbewußtsein, ohne politische Massenbewegung (wie bei der ersten die Studenten-, die Schüler- und Lehrlingsbewegung) im Rücken,

zwangsangepaßt durch Arbeitslosigkeit und Schulstreß, überlassen. Viele Initiativ-Gruppen gingen dadurch kaputt." (Herrenknecht / Moritz, Jugendzentrumsbewegung 1971-1977, S. 87)

4. Die Polarisierung zwischen ‚politischen‘ und ‚Freizeit‘-Jugendzentren nimmt zu:

"In den JZ zeigte sich auch zunehmend eine politische Polarisierung in die JZ, die sich weiterhin als politische Zentren verstanden und über das JZ politische Projekte (Selbsthilfegruppen, Gegenöffentlichkeit, AKW-Gruppen, Mediengruppen, Organisierung von WG's) organisierten und die JZ, die durch den Mangel an politisch Aktiven und Perspektive zu verwalteten Sozialarbeiter-Zentren, halbstaatlichen Freizeitheimen, zu Konsum-Veranstaltungs-Häusern wurden, oder ganz kaputtgingen. Aus den politischen Jugendzentren heraus kann aber nur die Wiederbelebung der JZ-Bewegung kommen." (Herrenknecht / Moritz, Jugendzentrumsbewegung 1971-1977, S. 87)

5. Es fand eine Umstrukturierung der Besuchergruppen und damit ein Basisverlust für die ‚Politischen‘ im Jugendzentrum statt:

"Die zunehmende Repression in Schule, Betrieb und Freizeit erhöht das Erholungsbedürfnis der lernenden und arbeitenden Jugendlichen. Die Ansprüche in die Freizeit steigen: das, was im Betrieb und in der Schule an Entfaltungs- und Selbstverwirklichungsmöglichkeiten verstärkt unterdrückt wird, wird um so mehr von den Freizeit erwartet. Da sich dort auch in den Jugendzentren in der Regel wenig tut, nehmen resignative, aggressive, selbstzerstörerische Bewältigungsversuche zu: steigender Alkohol- und Drogenkonsum, erhöhte Selbstmordrate, häufigeres Ausflippen etc. sind Ausdruck davon.

Die Zusammensetzung der Besucherstruktur in den Jugendzentren hat sich verändert: Zunehmend bestimmen 'Randgruppen' das Bild und die Konflikte im Jugendzentrum: Arbeitslose, jüngere 'Unpolitische', Arbeiterjugendliche, die am ehesten von Arbeitslosigkeit bedroht sind.

Die 'Politischen', die bezahlten und unbezahlten Sozialarbeiter bringen ihre Ansprüche an eine funktionierende Selbstverwaltung im Jugendzentrum kaum noch an Land. Die Einlösung der eigenen Ansprüche wird aufgrund der Zunahme von Erscheinungen (s.o.), die zu qualitativ und quantitativ anderen Konflikten und Anforderungen, immer schwieriger. Die Konflikte mit der Stadt/Gemeinde nehmen zu. Die Lust, alles hinzuschmeißen oder sich auch hängenzulassen, wird größer." (Herrenknecht / Hätscher / Koospal, Träume, S. 17)

6. Das Problem der Alltagspolitisierung und der Weiterführung der inneren Revolutionierung und Emanzipationsstabilisierung wird immer akuter:

"Ein nach meiner Beobachtung häufiges Problem der Politisierung im Jugendzentrum liegt in der relativen Oberflächlichkeit bei der Aneignung

politischen Wissens, einer ziemlichen Sprunghaftigkeit in den Aktivitäten, einer oft anzutreffenden Politisierung vor allem 'durch den Bauch' statt auch über den Kopf; ein dadurch entstehender Mangel an situationsunabhängigen Einstellungen und Verhaltensweisen und manchmal wenig strategisches Vorgehen.

Der stark von emotionalen Beziehungen, situativen Variablen, spontanen Einfällen und ständig wechselnden Bedingungen geprägte Jugendhausalltag scheint in seinen politischen Sozialisationswirkungen oft wenig Ansatzpunkte für fundierte politische Analysen, eine die Alltagserfahrungen integrierende politische Theorie, strategische Überlegungen und langfristige Planungen zu bieten.

Einzelne progressive Einstellungselemente scheinen oft im Kopf umstandslos einem ansonsten noch unbesiegtten Heer von Vorurteilen oder Konservatismen zu gesellt zu werden, einzelne politische Urteile geraten zu Bekenntnissen, ohne durch Argumente und Sachwissen fundiert zu sein, mehr als Ausweis einer Zugehörigkeit zur Scene, denn als politische Analyse. In der Planung politischer Aktivitäten ist häufig das dabei herrschende 'feeling' alles, die zu erreichende Sache nur von untergeordneter Bedeutung; wenn einer zu etwas 'keinen Bock' hat, dann sind oft objektive Notwendigkeiten sicher das letzte, was ihn zur Überwindung seiner Lethargie brächte." (Damm, Es lebe die Freiheit, S. 501)

7. Die Übermacht der Freizeitbedürfnisse und deren Nachholbedarf gerade in der Provinz wurden unterschätzt:

"Die Initiativen versuchen, mit den vorhandenen Möglichkeiten eine Arbeit aufzubauen, wie sie es sich vorgestellt haben: die Jugendlichen sollen im Jugendzentrum ihre Bedürfnisse und Interessen artikulieren und verwirklichen können. Oft stellt sich jedoch den idealistischen Ansprüchen und Erwartungen der Initiativen eine ganz andere Realität: bei oberflächlicher Betrachtung stellt es sich oft so dar, als sei die breite Masse der Jugendlichen überhaupt nicht an selbst organisierter Freizeit interessiert. Auch in den Jugendzentren macht man die Erfahrung, daß die Leute in ihrem passiven Konsumverhalten verharren. Es ist oft so, daß den Jugendlichen die Möglichkeit, ihre Freizeit selbst in die Hand zu nehmen, nicht bewußt ist oder sie sich nichts Konkretes darunter vorstellen können. Dieses Problem stellt sich für jede Initiative: allgemeine Freizeitinteressen werden wohl zur Sprache gebracht (eigener Treffpunkt; ohne kommerzielle Zwänge gemeinsam etwas unternehmen; über Dinge, die einen interessieren, reden usw.). Sie waren für die meisten Initiativen auch der Ausgangspunkt. Man kommt jedoch nicht darüber hinaus, diese Interessen individuell zu sehen. Es werden keine grundsätzlichen Analysen in Bezug auf den Zusammenhang von Arbeit und Freizeit oder den Staat gemacht. Auch ist der Gesichtskreis zu sehr auf den eigenen Ort beschränkt: die unbefriedigenden Freizeitmöglichkeiten. Man meint, die Lücken im Freizeitangebot ausfüllen zu müssen. Bald zeigt sich jedoch, daß dies nicht reicht: Was soll man in dem erreichten Treffpunkt eigentlich tun?"

Langeweile stellt sich ein, die man oft mit Pop und anderen Konsumveranstaltungen zu überbrücken versucht. Ratlosigkeit über die Möglichkeiten der selbstorganisierten Freizeit macht sich breit. In den meisten Jugendzentren wird zwar ein Unterhaltungsprogramm geboten (Konzerte, Filme, Feten usw.), darüber hinaus weiß man nicht recht, was tun: "Über was wollen wir eigentlich reden?" Nur wenige Jugendzentren versuchen, die Interessen der Jugendlichen aufzugreifen oder aktuelle Probleme anzugehen: z.B. durch Arbeitskreise über Lehrlingsfragen, allgemeine Politik, Schülergruppen oder Probleme des Jugendzentrums (z.B. Stetten u.a. mit Veranstaltungen zu Fragen der Geisteskrankheiten, da Jugendliche aus der Heilanstalt im Ort ins Jugendzentrum kommen). Es fehlt jedoch überall die Perspektive: man hatte sich oft nur aus einem undefinierten Interesse an Freizeitgestaltung und wegen der miserablen Angebote im Ort zusammengefunden und eine Diskussion über weitere Ziele nicht geführt. Es zeigt sich deshalb in den Jugendzentren, daß die Jugendlichen meist nur sporadisch zu Veranstaltungen kommen, nur wenige arbeiten darüber hinaus ständig mit. Dies kommt wohl teilweise daher, daß die Gruppen relativ isoliert zu ihrem Jugendzentrum gekommen sind und deshalb das Jugendzentrum als Clique angesehen wird, zum anderen, weil die Jugendzentren in ihrem derzeitigen Zustand nicht als Alternative und Instrument für die Verwirklichung ihrer Interessen gesehen werden. Es gelingt den Jugendlichen vielfach nicht, ihre eigene Situation tatsächlich zu erkennen und aktiv was dagegen zu unternehmen. In der Auseinandersetzung mit der Verwaltung und der technischen Organisation des Jugendzentrums gingen die eigenen Wünsche und Vorstellungen der Freizeitgestaltung unter. Man sieht das Jugendzentrum auch oft als Selbstzweck: zu sehr auf sich selbst beschränkt. Eine weitere Ursache liegt wohl in der Zusammensetzung der Initiativen: es sind hauptsächlich Schüler, die die Unterdrückung und den Widerspruch zwischen den eigenen Interessen und den Verhältnissen am Arbeitsplatz und anderswo nicht so ausgeprägt und persönlich erleben." (Kögel / Schüle, S. 113-114)

7.7 Der Übergang der Jugendzentrumsbewegung in der Provinz zur Bildung von Regionalzusammenschlüssen (ab 1975)

Die Jugendzentrumsbewegung Mitte der 70er Jahre hatte auch in der Provinz viel von ihrem Anfangselan verloren. Bescheiden wird in einem Thesenpapier zum Jugendhilfetag 1978 in Köln resümiert:

"Kleinstädte ohne Jugendzentren sind 'toter' als Kleinstädte mit Jugendzentren. Orte, in denen es Jugendzentren gibt, haben meist eine kleine Jugendscene, aus der heraus die Anregungen für Veränderungen nur kommen können. Jugendzentren sind immer noch relative Freiräume, in denen sich Jugendliche ungezwungener treffen können als sonstwo. Jugendzentren sind auch meist ein

Sammelbecken der Kleinstadt-Oppositionellen und 'Kleinstadt-Kriminellen' (wie die Diffamierung davon lautet). Dort wo in diesen Jugendzentren noch politische Leute tätig sind, wird es auch weiterhin Politisierungsprozesse geben, trotz der Entpolitisierung der persönlichen Probleme, trotz der Anti-Atomkraft-Mode, trotz der zunehmenden Individualisierung und Fraktionierung in den Jugendzentren. Die Jugendzentren sind noch immer die Zentren der Jugendopposition, der kritischen Außenseiter. Die politische Arbeit ist heute schwieriger geworden. Sie wird dann überleben, wenn sie sich neue Inhalte selbst entwickelt und sich nicht den Rückzugstendenzen und Fluchterscheinungen anpaßt. Solche Inhalte wären z.B. Provinzarbeit von Jugendzentren auf dem Lande, Regionalzeitungsprojekte, Mitarbeit in Bürgerinitiativen, die Errichtung alternativer Regionalzentren, die Organisation eines sinnvollen Freizeitprogrammes für Jugendliche, die Zusammenarbeit mit anderen Gruppen (DGB, Amnesty, KDV-Gruppen) in der Region. In der Regionalisierung der Jugendzentrumsarbeit kann eine Perspektive liegen zur Überwindung der Nur-Jugendhaus-Bezogenen Arbeit und zu einer inhaltlichen und politischen Füllung der Regionalzusammenschlüsse." (Herrenknecht / Moritz, Jugendzentren – Trend zur Integration, S. 27)

"Seit Anfang 1976 gibt es Versuche, über eine regionale Organisation der JZ-Bewegung ihre politische Substanz zu verbessern und einen kontinuierlichen Arbeits- und Informationszusammenhang aufzubauen. Die Regionalisten-Bewegung versucht, über die Schaffung regionaler überschaubarer Einheiten lockere und offene Strukturen aufzubauen, die Anlaufpunkte schaffen, durch Feste, Besuche, Zeitungen, Seminare stabilisiert werden und auch andere politische Ansätze aufgreifen (AKW-Bewegung, Zusammenarbeit mit Bürgerinitiativen, Gegenkulturveranstaltungen, Wohngemeinschaften, Frauengruppen, Gegenöffentlichkeit vorort etc.). Die bisherigen Erfahrungen sind positiv: die Bewegung erhält durch diese sinnlich erfahrbare Breite ein neues Bewußtsein von ihrer Stärke und ihrem Ausmaß." (Herrenknecht / Hätscher / Koospal, Träume, S. 113)

Hintergrund für diese Entwicklung sind verschiedene Faktoren:

1. Die Jugendzentrumsbewegung in den Großstädten hatte 1972-74 ihren Höhepunkt überschritten und war im Niedergang begriffen. Wesentliche konkrete Unterstützung und symbolische Ermunterung von Seiten der Großstadt-Bewegung war deshalb für die Kleinstadtinitiativen nicht mehr zu erwarten. Die Jugendzentrumsbewegung in der Provinz war auf sich selbst gestellt.
2. Gleichzeitig mit dem Niedergang der Jugendzentrumsbewegung in den Metropolen vollzog sich in der Provinz ein Ansteigen der Jugendzentrumsbewegung, allerdings weniger unter politischen als unter

freizeitbedingten Gründen:

"Dort beginnt sich eine neue JZ-Bewegung in einer 'zweiten Welle' und 'zweiten Generation' aufzubauen, die den politischen Erfahrungshintergrund der alten JZ-Generation nur bruchstückhaft (über Personen, die jetzt noch mitarbeiten, etc.) kennt und neue Lokalbewegungen von unten, nämlich aus der immer noch beschissenen Freizeit- und politischen Situation vor Ort heraus aufbaut. Ihr Politikverständnis ist ein anderes als das der Metropolen-Linken, die JZ als einen möglichen Praxisbereich unter vielen verstanden und aus dieser Motivation heraus (und vielleicht noch aus der Chance, politische Arbeit mit persönlichen Bedürfnissen zu verbinden) in der JZ-Bewegung arbeiteten. Ihr Verhältnis zu einem JZ ist ein viel existenzielleres: Ein JZ ist für sie die einzige Chance, etwas zu verändern; deshalb ist ihr politischer Bezug zum JZ ein viel persönlicher und ursprünglicher, wie der 'abgeleitete Anspruch' der Metropolen-Linken, 'JZ-Arbeit zu machen'." (Herrenknecht, Provinzleben S. 70)

Der Boom an neuen Initiativgruppen in der Provinz, schuf die Basis für eine sinnvolle regionale Zusammenarbeit, denn erst über die relative Dichte von Jugendzentrumsinitiativen (beinahe in jeder Kleinstadt) eröffnet sich für eine Koordinationsarbeit eine politische Chance.

3. Die eigentliche Wurzeln für die Bildung von Regionalzusammenschlüssen der Jugendzentren liegt allerdings in den politischen Veränderungen innerhalb der bestehenden Jugendhäuser und aktiven Initiativgruppen:

"Als ein wesentlicher subjektiver Grund ist die 'Situation der Älteren' in der JZ-Bewegung zu nennen: während die politischen Leute in den Städten in andere politische Bereiche ausweichen konnten, blieb den Älteren in der Provinz meist nur das JZ, als politisches Provinzzentrum schlechthin. Durch den Wegzug von Gleichaltrigen (Beruf, Weiterbildung) wurden diese zusätzlich isoliert. Ihr Bedürfnis neue Leute in der Region kennen zu lernen, ihr Provinzdasein attraktiver zu machen, den 'Generationsverlust' (Abwanderung von Gleichaltrigen) auszugleichen ist die Motivation sich in der Region umzuschauen und zu organisieren. Zusammenrücken, um nicht zu versauern." (Herrenknecht / Moritz: Die Jugendzentrumsbewegung lebt, S. 15)

Um im eigenen, immer kleiner werdenden, Aktivenkreis nicht zu verarmen, durch die Alltagsarbeit in den Jugendhäusern nicht schleichend entpolitisiert zu werden und innerlich abzusterben, wurde mit der regionalen Zusammenarbeit der Jugendzentren und Jugendzentrumsinitiativen ein neues politisches Forum geschaffen, das der Fortführung der politischen Arbeit, aber auch den weiterentwickelten eigenen Bedürfnissen der Aktiven gerecht werden konnte.

Die Impulse für die Regionalarbeit unter den Jugendzentren ging in der Regel von den politisch aktivsten Jugendzentren in der Provinz-Region aus, denn sie hatten das stärkste Interesse daran, in einer Art 'innerer Entwicklungshilfe' ihre

Erfahrungen mit Selbstverwaltung und mit den Auseinandersetzungen der Provinzöffentlichkeit mitzuteilen, gewonnene Freiräume auch anderswo in der Region möglich zu machen. Die politisch aktivsten Jugendzentren in der Provinz nahmen damit die Rolle ein, die - meist symbolisch - die Jugendzentren in den Großstädten gespielt hatten und wurden zu Vorreitern einer weitergehenden Politisierung der Provinz.

Die Regionalzusammenschlüsse sollten die 'Grüne Anonymität' der Provinz, die Isoliertheit der politischen Gruppen voneinander durch Informationsmangel, Entfernungen und Angst vor Repression überwinden:

"Die Information über das was in anderen Kleinstädten läuft ist sehr schwer zu bekommen, weil es kaum zuverlässige Anlaufpunkte und Kontaktpersonen gibt, man die Verhältnisse dort auch kaum bei einem Wochenend-Besuch durchschauen kann, sehr viel informell über Cliques abläuft und die Entfernungen, der Mangel an Fahrtmöglichkeiten, etc. auch dazu beitragen nicht näher in Kontakt zu kommen. Es ist nicht immer ein Zeichen von Kirchturmspolitik-Bewußtsein, wenn Leute nicht über ihre Kleinstadt hinauskommen: oft fehlen die objektiven Mittel dazu (das Auto und Leute mit Führerschein) und der Anreiz bzw. die konkrete Information darüber, wo etwas läuft. Oft kommt es vor, daß die Leute das Wochenende in ihrem Kaff vergammeln, während nur 15 km davon entfernt ein Fest etc. läuft, wovon aber niemand wußte, weil keine Plakate verschickt wurden und die bürgerliche Presse nicht einmal verständigt wurde. So werden die bestehenden Alternativen zusätzlich reduziert, weil einfach ein funktionierendes Verbindungsnetz fehlt und die Information nicht verbreitet wird. Das Gefühl der Isolation wird damit noch zusätzlich verstärkt." (Internes Diskussionspapier zur Gründung von JZ-Regionalzusammenschlüssen, S. 5)

Zur Überwindung der politischen und persönlichen Isolation ist die 'Sammlung der Verstreuten', eine politische Diaspora notwendig:

"Was not tut, um die scheinotote Provinz mit Leben zu erfüllen, ist der Versuch einer 'Politischen Diaspora' der Provinz. Dieser Begriff stammt aus der Sprache der Kirche und bedeutet, alle 'Verstreuten' zu betreuen, zu besuchen, mit ihnen in Verbindung bleiben, zusammenzuarbeiten.

Genau dies müßte das Ziel der 'Verlebendigung der Provinz' sein: über Besuche, feine Beziehungen, Provinzfestivals, Rundreisen, gemeinsame Aktionen und Projekte sich erst einmal selbst in seiner Identität als eine Gruppe, die eine Alternative sucht, zu bestärken, sich gegenseitig Solidarität zu beweisen, das Überleben zu sichern. Aktuell scheitert dieser Versuch noch an dem Nicht-Wissen voneinander, der Konkurrenz untereinander, der Ungleichzeitigkeit des Entwicklungsstandes der Projekte, der Zurückgezogenheit der Leute und der nicht-gefestigten Strukturen." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 63)

Ziel der regionalen Sammelaktion soll die Schaffung einer 'linken Infrastruktur'

in der Provinz sein, die hilft gegen die alltägliche lokale Repression der Provinz, gegen die schleichende Gewalt der Anpassung und lautlosen Verzweiflung in der politischen Isolation, anzugehen und als *"Kommunikationssystem alternativer Ansätze (Selbstorganisation, Gegenöffentlichkeit, Gegenkultur)"* (Herrenknecht, Provinzleben S. 153) politische Gegenwelten erschließt.

Zu der Organisierung einer 'lebendigen Provinz' über die Regionalzusammenschlüsse der Jugendzentren ist es wichtig, die 'heimliche Scene' der Region zu aktivieren, das stille politische Potential im Umfeld der Jugendzentren zu mobilisieren und daraus eine regionale politische Öffentlichkeit zu bilden.

"Es ist wichtig, diesen provinziellen Kommunikationszusammenhang als ein feines Geflecht vieler Beziehungen und Informationen anzustreben, um auch in der Lage zu sein, nicht nur das eigene Überleben zu sichern, sondern auch öffentlich zu werden, die Provinz kennenzulernen, die angeblich tote Provinz zum Leben zu erwecken, als politische Kraft zu wirken. Erst dann sind wir in der Lage, Provinz nicht nur politisch als (unser) Problem zu begreifen, sondern sie auch praktisch zu verändern.

Das Hauptproblem dieses Prozesses besteht darin das Subjekt dieser Veränderung zu finden, die Leute für diese Form der Provinzaneignung und Landerschließung zu bewegen, ihre politischen Erfahrungen im Sinne der Provinz einzusetzen, auf dem Land wohnen zu bleiben, sich weiter mit den Verhältnissen dort alltäglich auseinanderzusetzen, ohne politisch zu verblöden und in der provinziellen Langeweile zu versacken." (Herrenknecht, Provinzleben, S. 63)

Dieser weiterreichende programmatische Anspruch der Regionalzusammenschlüsse der Jugendzentren in der Provinz, stieß auf massive Widersprüche in der Alltagsarbeit:

- I 'Mobilitätsprobleme': vor allem die Jüngeren unter 18 Jahren konnten aufgrund fehlender Fahrtmöglichkeiten nicht zu den Treffen erscheinen,
- I 'Informationsprobleme: besonders bei Initiativgruppen war es schwierig, die richtige Kontaktperson zu erreichen und auch die Information über die Treffen weiterzuleiten (es fehlte an Aushangmöglichkeiten, Treffpunkte etc.),
- I 'Fehlendes Regional-Bewußtsein': vielfach fand sich aus den örtlichen Initiativgruppen niemand bereit, bei den regionalen Treffs mitzuarbeiten, aus Angst an diesem Wochenende im eigenen Kreis etwas zu versäumen,
- I 'Die Ungleichzeitigkeiten' in den Jugendzentren, die gemeinsames Vorgehen erschwerten und auch auf der Basis unterschiedlicher Erfahrungen (mit Haus und ohne Haus) auch die Gespräche belasteten,
- I 'Die Überlastung der Aktiven', indem zu der Alltagsarbeit vorort noch der Ballast der regionalen Koordinationsarbeit hinzukam (obwohl er für die Aktiven auch einiges an Anregungen und Freundschaften brachte),

I 'Die Gefahr des Abhebens' der Aktiven, die als *"basislose Individuen und auf dem Land verstreute Linke"* (Herrenknecht, Provinzleben, S. 144) in die Regionalarbeit einsteigen und dort als 'subkulturelles Getto' nur noch ihre Gruppeninteressen verfolgen, ohne einen mit den Jugendzentren vorort rückgekoppelten Arbeitszusammenhang zu tragen,

I 'Die Fortsetzung' des Verhältnisses von Aktiven, weniger Aktiven (aus den Jugendzentren) auch auf der Ebene der regionalen Zusammenarbeit und den daraus erwachsenden Konflikten in den Arbeitsformen, unter den Jugendlichen, zwischen den Gruppen,

I 'Das Rekrutierungsinteresse' von politischen Gruppen, die - wie auch in den lokalen Jugendzentren - weniger das Gelingen eines Jugendhauses im Auge hatten, als die Durchsetzung ihrer politischen Positionen und die in einem Gremium wie es die Regionalzusammenschlüsse darstellen, ein wichtiges politisches Aktionsfeld sehen.

Für die Alltagsarbeit in den Jugendzentren hatte die Regionale Zusammenarbeit immense Vorteile:

"Angefangen vom Bedürfnis der Aktiven, ihre Erfahrungen auszutauschen und sich neu für den Alltagsk(r)ampf zu rüsten (Informationen, Programmplanung, Anregungen), über die Organisation gemeinsamer Feste und Veranstaltungen, über gemeinsame Aktionen und Öffentlichkeitsarbeit, über die billigere Beschaffung von Filmen (Filmring), Pauschalverträge (GEMA), Pauschalversicherung bis zur besseren Ausnutzung vorhandener Kapazitäten (Druckmöglichkeiten z.B.) bis zur Schaffung eines kompetenten und als 'Verhandlungspartner' (Kreisverband) anerkannten und bezuschußten Vereins." (Herrenknecht / Moritz: Die Jugendzentrumsbewegung lebt, S. 15)

Auf der Basis der Aktiven verhinderte der Regionalzusammenschluß in der Hauptsache die Abwanderung oder Privatisierung von politisch aktiven Leuten, indem er:

I ein weiterentwickeltes Aktionsfeld für politische Arbeit über die Jugendzentrumsarbeit hinaus erschloß und ein Versacken der Aktiven in der Nur-Jugendhaus-bezogenen Arbeit verhinderte,

I politisch aktive Leute, deren Jugendzentrumsinitiative vorort abgestorben war, durch die regionalen Kontakte weiterhin aktivierte und beim Aufbau einer neuen Aktivengruppe konkret unterstützte,

I für die im lokalen Bereich immer dünner werdende politische Decke (bedingt durch Verlust von Aktiven und durch die Strukturveränderungen in den Jugendzentren) politische Überlebens- und Aktionsformen schuf, die es für die Aktiven ermöglichte, ohne Selbstverleugnung eigener Bedürfnisse, aber auch gleichzeitig in der Unterstützungsarbeit für die Jugendzentren politisch aktiv zu bleiben,

I die Basis der Aktiven durch regionale Freundschaften, Beziehungen, Diskussionen, Besuchen, Aktionen etc. verbreiterte und die Grundlage für weitere autonome Arbeitsbereiche (Ökologiegruppen, etc.), durch die

Konzentration von politischen Kräften eine neue "*Bewegungskraft*" (Karl Marx) bildete.

Mit der Herausbildung der Regionalzusammenschlüsse der Jugendzentren (die sich schwerpunktmäßig in der Provinz entwickelten), hatte sich die Jugendbewegung in der Provinz endgültig vom "*Stadtban*" (Karl Marx), der Vorbildfunktion der großstädtischen Bewegungen gelöst, und war von einer Jugendbewegung in der Provinz zu einer provinziellen Jugendbewegung geworden.

Die Regionalzusammenschlüsse der Jugendzentren waren wichtige Basen beim weiteren Vormarsch auf die Provinz und beim vermehrt stattfindenden politischen Einlassen auf die Provinzverhältnisse (z.B. durch Kooperation mit Bürgerinitiativen). Innerhalb dieser Prozesse entstand ein wachsendes 'Provinzbewußtsein', d.h. ein Vertrauen auf die eigene Kraft vorort und in der Region, die durch eigene Veranstaltungen und politische Erfolgserlebnisse (Abwanderungsstopp von Aktiven; Schaffung eines politisch-kulturellen Gegenmilieus in der Region; Solidaritätsaktionen für andere Jugendzentren etc.) untermauert wurde.

"Diese regionalen Zusammenschlüsse sind in der Lage, durch praktischen Erfahrungsaustausch Gegenerfahrung und Erfolgserlebnisse zu vermitteln und sich gegenseitig Solidarität zu beweisen. Bei Konfliktfällen können sie sich gegenseitig konkret helfen, und durch die vielfältigen Beziehungs-Verbindungen (Leute kennen, Besuche, gemeinsame Aktionen) entsteht ein feines Netz nicht so leicht zu zerschlagender politischer Zusammenhänge. Die Dezentralisierung der regionalen Arbeit hat den Vorteil, nicht einen zentralen Angriffspunkt zu bieten, der 'geköpft' werden kann, und ein breites Beziehungsgeflecht zu besitzen, gegen das die politische Repression nicht so stark vorgehen kann." (Herrenknecht / Hätscher / Koospal, Träume, S. 113)

8. Provinzarbeit als Lernprozeß der politischen Jugendbewegungen in Richtung Provinz - Der lange Marsch durch die Provinz beginnt

Mit dem Auslaufen der Jugendzentrumsbewegung in der Provinz als politisch-offensive Bewegung - teilweise in der Bildung von Regionalzusammenschlüssen, teilweise ohne regionale Koordinationsversuche der Aktiven - zwischen 1976 und 1978 endet der letzte Ausläufer der alten Jugendbewegung der 60er Jahre in der Provinz. Entpolitisierungs- und Privatisierungstendenzen, der Verlust von politischer Öffentlichkeit und aktiver Basis unter den Jugendlichen waren die Folgen.

Die Alt-Aktiven oder noch übrig-gebliebenen jüngeren Aktivisten aus der politischen Jugendzentrumsbewegung waren gezwungen, sich jenseits der Jugendzentrumsarbeit (die den jüngeren als notwendiger Freiraum zum Erlernen von Selbstorganisation und Experimentierfeld für eigene selbständige Gehversuche überlassen wurde) aufzubauen. Der neue Aktionsrahmen sollte dabei hauptsächlich zwei Funktionen erfüllen: das eigene politische Überleben in der Provinz durch die Festigung einer politischen Infrastruktur sichern und darüber hinaus durch die Schaffung einer politischen Gegen-Öffentlichkeit eine neue Basis unter den Jugendlichen, vorort und in der Region zu ermöglichen.

Als wichtigste Instrumente der politischen Gegen-Öffentlichkeit erschienen: die Gründung alternativer Provinzzeitungen, öffentlichkeitsschaffende Kulturveranstaltungen und Festivals, die Mitarbeit oder Selbstgründung von Ökologiegruppen, die Wiederbelebung von randständigen politischen Arbeitskreisen (Schülergruppen, Friedensarbeitsgruppen, etc.) und deren regionale Vernetzung. Die politisch Aktiven sollten sich nicht nur an diesen politischen Kristallisationspunkten sammeln, sondern sich auch über persönliche Verbindungen und an objektive Schnittpunkte der Aktivitäten zusammenarbeiten und der politischen Vereinzelung in der Provinz entgegenwirken.

Mit diesem Modell einer regionalen Sammelbewegung in der Provinz wurde ein neuer Abschnitt innerhalb der politischen Jugendbewegung beschritten: der Übergang zur bewußten 'Provinz-Arbeit', d.h. zu einer langfristigen Einrichtung in der Provinz, zum langen Marsch durch die Provinz.

Der Übergang zur politischen Provinzarbeit kam nicht überraschend, sondern resultiert aus dem langwierigen Lernprozeß mit der Provinz, der zur Erkenntnis führte, daß nur über eine langfristig angelegte politische Veränderung eine wirkliche fundierte Veränderung der Menschen und Verhältnisse in der Provinz möglich sein wird:

"Wer in der Provinz politisch etwas erreichen will - so unsere Erfahrung - der muß einen langen Atem haben. Alte Bäume können nicht mehr so leicht

verpflanzt werden und Provinzler auch nicht so leicht verändert werden. Und 'alt' werden die Provinzler schon teilweise in jungen Jahren durch die Allmacht der Vorbilder und der Überdosis von Provinz jeden Tag." (Traum-land, Heft 31 / 1983, S. 5)

Verstärkt wurde dieser Umdenkungsprozeß durch die sich parallel vollziehende politische Aufwertung der Provinz: die Sensationsprovinz der Ökologiebewegung hatte seit Mitte der 70er Jahre dazu beigetragen, die Provinz aus dem Schatten der großstadt-dominierten Bewegungen heraustreten zu lassen: die Hauptimpulse der Bewegungen kamen zum erstenmal aus der Provinz selbst.

Außerdem wurden ebenfalls Mitte der 70er Jahre die Grenzen der kapitalistischen Wachstumsgesellschaft (Energiekrise, Arbeitslosigkeit, Umweltzerstörung, etc.) überdeutlich und die Renaissance von Heimat, Nahbereich, Provinz, Region etc. erhielt aus dieser Orientierungskrise heraus einen neuen Boom.

"Die neuen Gewichtungen in unserer politischen Arbeit wurden begleitet und verstärkt durch einschneidende gesellschaftliche Entwicklungen. Einerseits verschärfte sich die Lage auf dem Arbeitsmarkt; Lehrstellenmangel und unsichere berufliche Perspektiven führten zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit den provinziellen Perspektiven, brachten allzu illusorische Vorstellungen von den Segnungen der Metropolen auf realistische Maßstäbe. Andererseits entwickelte sich, aufgrund eines massiven Zugriffs auf die natürlichen Ressourcen des ländlichen Raums (Luft, Wasser, Boden), speziell durch die Atomindustrie, eine breite ökologische Bewegung, die sich gegen diese Ausbeutung zur Wehr setzte.

Vor allem diese beiden Entwicklungen trugen zu einer nachhaltigen Veränderung der Einstellung und des Bewußtseins bei vielen Jugendlichen auf dem Lande bei. Unmittelbar betroffen durch die Verunsicherung ihrer beruflichen Perspektiven, und zugleich bedroht von einer elementaren Verschlechterung der Lebensmöglichkeiten in der Provinz, beginnen sich diese provinziellen Strukturen selbst für Jugendliche als relevantes politisches Problem zu stellen." (Lecke, Lebensorte, S. 26)

Nicht nur die Provinz beginnt sich seit Mitte der 70er Jahre als politisch zentrales Problem zu stellen, sondern sie fordert auch eine politische Stellung der aktiven Jugendlichen zur Provinz, nämlich in der Notwendigkeit, sich zu öffnen, das Jugendgetto der jugendbewegten Subkultur zu verlassen, sich erneut auf die Provinzverhältnisse einzulassen, sensibel auf die anderen Jugendlichen und die Bevölkerung zuzugehen, sich der Ungleichzeitigkeit und besonderen Widersprüchlichkeit der nicht-überwundenen Provinz zu stellen.

Die Jugendbewegungsphase der 68-Bewegung in der Provinz war mit allen

ihren politischen und biographischen Ausläufern Ende der 70er Jahre endgültig vorbei, auch wenn in den Jugendzentren noch einige ‚Alt-Aktive‘ (bereits mit eigenen Kindern) mitarbeiteten und diese als ‚ihre politische Heimat‘ noch nicht aufgeben wollten. (vgl. Herrenknecht, Jugendbewegung in der Provinz, S. 10-22) Was nun in den 80er Jahren anstand war der ‚lange Marsch durch die Provinz‘, die Phase der „*Provinzarbeit*“ (Herrenknecht, *Provinzarbeit*, S. 168-185).

9. Zusammenfassende Gesamtbeurteilung der Politischen Jugendbewegungen der 60er und 70er Jahre in der Provinz – Ein vorläufiges Resümee

9.1 Gesamtbeurteilung der Schülerbewegung in der Provinz (1967-1972)

Die Schülerbewegung in der Provinz verstand sich als Verlängerung der Studentenbewegung in die Kleinstädte, als Filialbewegung der Großen Bewegung der Großstädte. Durch aktive Schülergruppen in den Kleinstädten sollten Stützpunkte der antiautoritären Revolte in den Kleinstädten gebildet werden und darüber gleichzeitig die Kleinstädte aufgerüttelt und an die Studentenbewegung angeschlossen werden.

Über eine gezielte Konfliktstrategie gegenüber der autoritären Schule und der Spießer-Öffentlichkeit, sollte die Illiberalität der Verhältnisse offengelegt werden und aus der im Konflikt entstandenen *"produktiven Unzufriedenheit"* (Degler, S. 158) die *"Voraussetzung zur Bildung eines sozialistischen Bewußtseins geschaffen"* (Degler, S. 158) werden.

Wesentlich animiert wurde die Schülerbewegung von 1968-69 durch direkte Hilfe aus den Großstädten und die Revolution-vor-der-Tür-Mentalität dieser Zeit, die im Schulkampf einen Arm der weltweiten revolutionären Bewegung sah. Diese Mission - verstärkt durch eigene negative Erfahrungen mit der Verlogenheit der Gesellschaft und der Unterdrückung von Protest, Kritik und Diskussion - führten zum kompromißlosen und radikalen Bruch mit der Umwelt: sie sollte ihr wahres Gesicht zeigen, sich als gemeine Provinz entlarven und so zur Stärkung des Gruppenbewußtseins der aktiven Schüler beitragen.

Wichtiger als die Erzielung von konkreten politischen Erfolgen in der Kleinstadt war es, auch in der Provinz sozialistische Schülergruppen, quasi als Nachwuchsorganisation für die Revolutionierung der Universitäten zu gewinnen. Dieser Strategie zufolge war die Schülerarbeit in den Kleinstädten nicht nur ihren Inhalten nach großstadtorientiert, sondern auch ihrer Zielsetzung nach: sie sollte eine Art ‚politische Lehre‘ zur Vorbereitung des revolutionären Studiums an der Universität sein, orientierte sich primär also nicht an der Provinzsituation, sondern an der zukünftigen Universitätsstadt. Mit der Perspektive zur Abwanderung der aktiven Schüler war die Kleinstadt eher ein Übergangsstadium, was sich in der konkreten Einschätzung der Provinz durch die Schülerbewegung, als lediglich *"organisatorisches Problem"* (Degler, S. 155) niederschlug.

Die Kleinstadt schien man politisch zu packen, wenn man nur richtig vorging, denn der Trend der Zeit arbeitet für ein Aufbrechen der Provinz und der Elan der Studentenbewegung, gestützt auf die vorort aktiven antiautoritären Schüler

würde nicht vor den unsichtbaren, aber dennoch massiven Kleinstadtmauern Halt machen.

Die Schülerbewegung verstand sich allerdings nicht nur als 'Schüler'-Bewegung, sondern generell als 'Studenten-Bewegung der Kleinstädte', was ihr Aktionsfeld über die Schule hinaus ausweitete und ihre Aufklärungsfunktion breiter faßte. Insofern war sie nicht nur im Bereich der Schulen und deren Verfilzung mit der Honoratiorenschicht der Kleinstädte, sondern auch direkt mit der Provinzöffentlichkeit befaßt. Trotzdem entstand aus diesem unmittelbaren Kontakt kein anderes Bewußtsein von der Provinz, da der innere Zustand der Gruppen, ihr unter dem Einfluß der Studentenbewegung stehendes politisches Weltbild einer globalen Revolte und die durch die eigene Politisierung entdeckten Lebenswelten, den Weg zu einer realen Wahrnehmung der Provinz verschlossen.

Hinzu kam, daß die leicht gemachten Erfolge auf die Provokation der Schüler hin, ihr Gefühl der Omnipotenz, der Gefährlichkeit und Bedeutung ihrer Arbeit durch Angstreaktionen, Überreaktionen und hysterisches Verhalten bestärkten und daher die tobende Provinz eben weniger als politische Gefahr, sondern als bewußt inszenierter Akt im Stück der Politisierung der Widersprüche verstanden wurde. (vgl. Habermas, S. 191)

Der politische Aktionismus ließ keine Zeit für Detailanalysen, denn die allgemeine Aufbruchstimmung der damaligen Zeit verlangte nach direkten Aktionen. In diesem Rauschzustand, der als die Entdeckung des echten Lebens, als das Verlassen des Muffs, gefeiert wurde, waren Äußerlichkeiten nebensächlich und das Gefühl des Augenblickes alles. Zentrum der Politisierung war deshalb nicht die Kleinstadt, sondern die eigene Gruppe, zu deren Stabilisierung die offen gelegten Widersprüche der Kleinstadt nur beitragen sollten. Ziel der Politisierung war ein Ablösungsprozeß von der Provinz, eine Distanzierung von der unpolitischen Umwelt durch eigene Politisierung und Radikalisierung. Das Primat der Politik gestattete keine Kompromisse, sondern nur die Weiterentwicklung des Prozesses, auch wenn an dessen Ende die völlige Isolierung stand. Diese galt (deshalb) nicht als Gefahr, denn bis dahin würden die aktiven Schüler nicht mehr an der Kleinstadtschule sein, sondern selbst Teil der großen Bewegung an den Universitäten.

Die Schülerbewegung in der Provinz stand deshalb, wie die Schülerbewegung allgemein, unter dem ständigen Zwang zu neuen Aktionen, um sich nicht selbst totzulaufen, den politischen Gärprozeß zu unterbrechen, auch wenn sie dadurch immer mehr von der sie umgebenden Realität abhob und sich auf die politisierten Gruppen und ihre Bedürfnisse und Weltsicht zurückzog.

Die Strategie der politischen Isolierung wurde allerdings erst in der Nach-

Schülerbewegung bewußt, als die politischen Aktionen ausgereizt waren und auch in der Provinz der Lange Marsch durch die Arbeitszirkel anstand. Bedingt durch den Leerlauf der Schülerbewegung kamen die vertagten und verdrängten Probleme, als Kater nach dem politischen Höhenrausch zum Vorschein und wurden zur massiven Gegenwart und steinharten Realität. Die durch persönliche Isolierung verstärkte generelle Isolierung im politischen Prozeß, wurde als Perspektivlosigkeit erkannt und der Versuch unternommen, die eigene Gruppenrealität durch die Schaffung neuer Realitäten in der Kleinstadt aufzubrechen. Bei diesen Versuchen bewies die Kleinstadtrealität große Konsistenz, was auch zu einer Veränderung ihrer Wahrnehmung führte: sie galt nicht mehr nur als organisatorisches Problem, sondern als ein Bereich besonderer politischer Behinderung, als ein echtes Hindernis politischer Sozialisierung.

Die Alltagsprovinz hatte gegenüber der Nach-Schülerbewegung gesiegt und erforderte eine andere Strategie, um sich nicht völlig zu isolieren und damit hoffnungslos zu dogmatisieren. Die wieder in den Vordergrund getretene Ungleichzeitigkeit drängte sich der in kleinen Gruppen zurückgezogenen und eingesperrten Gleichzeitigkeit als massives Problem auf: als Sterben in der inneren Emigration bei Weiterführung der alten Politik oder als Verwässerung der Politik durch Öffnung der Gruppe und erneue Einarbeitung in die Realität der Provinz, was mit viel persönlicher Angst sich anzupassen, die eigene, auf schwachen Füßen stehende, politische Überzeugung zu verraten, verbunden war.

Die Schülerbewegung und auch die Nach-Schülerbewegung litten unter ihrer Kopflastigkeit, die ihre konkreten Ursachen in der Aktivengruppe (Oberschüler), der vorherrschenden Theorie-Diskussion und -Sozialisation der Studentenbewegung und in den in den Kleinstädten fehlenden politischen Aktionsfeldern (Fehlen einer breiteren ‚sozialistische Bewegung‘) hatte. Die Schülerbewegung war dadurch auf eine Kopfemanzipation reduziert, die theoretisch zwar ein hohes Niveau erreichte, die aber in der Kleinstadt keine Form, praktisch aktiv zu sein, persönliche Bedürfnisse und Emanzipationsansprüche auch auszuleben, hatte. Persönliche Politisierung mündete deshalb in logischer Konsequenz in eine programmierte Sackgasse, die aufgrund fehlender Erfahrungen, persönlicher Unsicherheit und teilweiser Unwissenheit der Schüler auch nicht emanzipatorisch als Gruppe mit dem Stand der erarbeiteten Theoriediskussion durchbrochen werden konnte. An diesem inneren Widersprüchen zwischen fortschreitenden Kopf-Politisierung und dem Fehlen entsprechender Praxis, zwischen Weiterentwicklung der persönlichen Bedürfnisse und zunehmender Vereinsamung, zwischen außerprovinzieller Theorie und Strategiedefinition und konkreter Lebensrealität vorort, ist die Schülerbewegung in der Provinz letztendlich auch gescheitert.

Ihre Aktionsmöglichkeiten waren verbraucht, ihre Basis an den Schulen

geschrumpft, ihre Faszination als offene Bewegung der unbefriedigenden Diskussion in Arbeitskreisen gewichen. Als politischer Fremdkörper, umringt vom ‚Feindesland der Provinz‘ wurden die übriggebliebenen Schülerbasisgruppen ein Opfer der Ungleichzeitigkeit, der standhaft und wehrhaft gebliebenen alten Provinz, die keinen Platz für eine innere Opposition duldet.

Die Provinz läßt sich nicht herausprovokieren, um dann politisch vorgeführt zu werden, sondern sie schlägt mit ihrem Heimvorteil, mit ihrem langen Atem der Beharrlichkeit, der Zwangs-Befriedung, der Rückkehr zum mittelmäßigen Alltag, zurück. Diese Provinz zu knacken, bedarf es längerer Hebel und Zeiträume, einer besseren Befestigung eigener Freiräume und eines besseren Umgangs mit eigenen Bedürfnissen, als in der Schülerbewegung, aber auch einer anderen Wahrnehmung der Kleinstadt, die weder als Spießer-Burg einfach überrannt werden kann, noch als an den politischen Gegner verlorenes Terrain einfach abgeschrieben werden darf (was zu der bei T.W. Adorno immer wieder auftauchenden Berührungsangst mit der Provinz führt), sondern organisiert unterwandert werden muß, an den neuen durch die Jugendrevolte ausgelösten Pluralismus erst gewöhnt werden muß.

9.2 Gesamtbeurteilung der Lehrlingsbewegung in der Provinz (1969 – 1972)

Die Entstehung der Lehrlingsbewegung (1969-72) in der Provinz - mit der üblichen Zeitverschiebung hauptsächlich Anfang der 70er Jahre - hing wesentlich mit der Existenz der Schüler- und Studentenbewegung zusammen: teils nach dem Vorbild studentischer Aktionen, teils unter der konkreten Mitarbeit von Schülern und Studenten entstanden auch in Provinz Lehrlingsgruppen und Lehrlingszentren.

Das Ziel der Lehrlingsbewegung in der Provinz war in der Hauptsache die Öffentlichmachung von Ausbildungsskandalen, von Rechtsverstößen und offensichtlichen Mängeln in der Berufsausbildung und am Arbeitsplatz. Darunter zählten vor allem die in der Provinz immer noch vorhandenen spätfeudalen Umgangsformen mit Lehrlingen, das Kleinbetriebselend, die schlechte Ausbildung in einzelnen Branchen, der Mißbrauch der Lehrlinge als billige Hilfskraft, Verstöße gegen das Jugendarbeitsschutzgesetz, die wie Kavaliersdelikte gesehen werden und die Behandlung der Lehrlinge als dumme Lehrbuben und Menschen zweiter Klasse.

Als wesentlicher Widerspruch in der Lehrlingsausbildung galt die Diskrepanz zwischen dem Interesse nach einer guten Ausbildung der Arbeitskraft und den

schon auf die Ausbildung der Lehrlinge ausgedehnten Profitinteressen (Produktionseinsatz, billige Hilfskraft, soziales Ansehen der Lehrlinge, Überstunden), die in der Provinz trotz der entsprechenden Gesetze immer noch üblich und toleriert waren und aufgrund der ‚Lehrlingszüchtere‘ in den Klein- und Familienbetrieben in der Provinz die Regel darstellen.

Durch öffentlich wirksame Aktionen (Flugblatt- und Fragebogenaktionen zur Ausbildungssituation an den Berufsschulen, etc.) wurde innerhalb der Kleinstädte und in den umliegenden Dörfer zur Mitarbeit in Lehrlingsgruppen aufgerufen und ausgehend von den Treffpunkten der Lehrlingszentren überbetriebliche Aktionen zur Verbesserung der Situation der Lehrlinge und zur Mobilisierung der Provinzöffentlichkeit vorbereitet.

Die Lehrlingsbewegung in der Provinz war außerbetrieblich organisiert, um durch die Sammlung aller unzufriedenen Lehrlinge überhaupt ein politisch-schlagkräftiges Potential von Aktiven zusammenzubekommen. Allein auf betrieblicher oder einzelgewerkschaftlicher Basis wären die Aktionen im Umfang der Lehrlingsbewegung aufgrund der Organisationsschwäche und Vereinzelung nicht möglich gewesen.

Darüber hinaus eröffnete diese Form einer über die Betriebsöffentlichkeit hinausreichenden Lehrlings-Öffentlichkeit die Chance, in einer repressionsärmeren Atmosphäre als im Betrieb eigene Interessen zu erkennen und zu formulieren und auch gegenüber dem provinziellen Druck der Kleinstadtöffentlichkeit besser geschützt zu sein.

Der Lehrlingsbewegung in der Provinz ist es vielfach mit ihrer Arbeit gelungen, das Untergrunddasein der Gewerkschaft, die in der Provinz zwar existiert, aber kaum öffentlich in Erscheinung tritt, zu beenden und vielen Lehrlingen nicht nur einen organisatorischen (durch Beitritt), sondern auch einen aktiven Zugang zur Gewerkschaft zu ermöglichen. Der Boom der Gewerkschaftsbeitritte zur Zeit der Lehrlingsbewegung bestätigt diese Tendenz.

Das Fehlen von Kampferfahrungen und einer Tradition der Arbeiterbewegung in der Provinz versuchte die Lehrlingsbewegung durch eigene Kampferfahrungen zu ersetzen und verstand sich damit schon als ein verlängerter Arm einer politisch-bewußteren Arbeiterbewegung der Städte, die gerade durch die Jugendunruhen der 60er Jahre aus dem Dornröschenschlaf der Wirtschaftswunder-Zeit unsanft geweckt wurde.

Allerdings konnte diese Anknüpfung an die politische Arbeiterbewegung nur abstrakt über Lektüren, Referate, Schulungen oder in Einzelkontakten mit klassenbewußten Kollegen und Funktionären hergestellt werden, denn die eigene Praxis vorort war trotz überzogener Selbsteinschätzung keineswegs so

weit entwickelt, daß von ‚Klassenkämpfen‘ die Rede sein konnte. Dazu fehlte nicht nur ein breites Bewußtsein, Streikerfahrung, Betriebsöffentlichkeit, sondern schon vielfach die Verankerung der in den Lehrlingszentren aktiven Lehrlinge im eigenen Betrieb.

Solidaritätserlebnisse, die Grundmotivation für aktives gewerkschaftliches Engagement, konnten die aktiven Lehrlinge aufgrund ihres gleichzeitigen politischen Bewußtseins nur noch auf der Basis ihrer Aktivengruppe spüren und waren dadurch hauptsächlich nur im Rahmen dieser Gruppenarbeit handlungsfähig. Mit der Auflösung der Gruppe durch Raumentzug, Weggang von Aktiven, festgefahrene Perspektivlosigkeit, etc. wurde diese Handlungsbasis zerstört und die Lehrlingsbewegung versickerte im Treibsand des provinziellen Alltags.

Der Lehrlingsbewegung war es weniger gelungen, die immer noch existierende Extra-Ausbeutung der Lehrlinge (durch Überstunden, Sonderarbeitszeiten, ausbildungsfremde Arbeiten, usw.) im breiten Maß abzuschaffen und die oft noch feudalen und patriarchalischen Arbeitsverhältnisse hinter den Fassaden der Fachwerkhäuser anzuprangern, sondern eher die auch in der Provinz vernachlässigte Mehrheit der Lehrlinge wachzurütteln, ein Bewußtsein von kapitalistischer - in der Provinz eben noch vielfach vor- und frühkapitalistischer Ausbeutung - zu vermitteln und damit ein Potential von neuen Aktivitäten innerhalb der Provinz-Arbeiterbewegung zu entfachen. Durch einzelne Erfolgserlebnisse (Beseitigung von groben Mißständen, Arbeitsprozeßerfolge, etc.) wurde diese Arbeit auch praktisch honoriert.

Trotzdem stellte sich auch für die Lehrlingsbewegung an ihrem Ende die Frage der weiterreichenden politischen Perspektive vorort, die von allen Seiten verbaut schien:

! die politisch-engagierten und aufgetretenen Lehrlinge waren bekannt und bekamen aufgrund ihrer Aktivitäten in der Region keine Anstellung mehr. Ihnen blieb nur die Abwanderung oder Arbeit als hauptamtlicher Gewerkschaftsfunktionär.

! die Politisierungsprozesse in der Gruppe waren der Realität in den Betrieben und in der Provinzöffentlichkeit soweit voraus, daß es für die klassenbewußten Lehrlinge kaum mehr eine Basis für politische Arbeit gab, sondern nur noch Ersatzlösungen: Überregionale Arbeit in der Gewerkschaftsjugend, Parteikarriere bei den Jusos, schulische oder berufliche Weiterqualifizierung (‚Zweiter Bildungsweg‘, um den angestachelten Bildungshunger zu stillen) oder die Mitarbeit in der Jugendzentrumsinitiative vorort, wo die Chance bestand, noch mehr Jugendliche mit gleichzeitigem Bewußtsein zu finden.

! der Generationswechsel in den Gruppen, der eine Vermittlungsarbeit zwischen Alt-Aktiven und Neulingen in der Gruppe sehr schwierig machte, weil beide Parteien mit Erfahrungen und im Bewußtsein zu weit auseinanderlagen und die alte Homogenität der Gruppe - basierend auf

gleichen Lernprozessen und politischen Bedürfnissen - zuungunsten einer Anleiter-Nachwuchs-Rolle verloren ging.

Der Vormarsch der Lehrlingsbewegung auf die Provinzverhältnisse wurde also ebenfalls, wie bei der Schülerbewegung, durch die inneren Gesetzesmäßigkeiten einer gleichzeitig-orientierten Bewegung gegenüber einer ungleichzeitigen Umwelt (die sich im Zusammenhang der Lehrlingsrealität als noch massiver und repressiver erwies) gestoppt.

9.3 Gesamtbeurteilung der Jugendzentrumsbewegung in der Provinz (1970 – 1977)

Die Jugendzentrumsbewegung in der Provinz begann beinahe zeitgleich mit der Jugendzentrumsbewegung in den Großstädten um 1971. Ihre Aktionsformen und politischen Aussagen waren zur Zeit der Hochphase der Jugendzentrumsbewegung (1971-1974) noch großstädtisch geprägt. Sie verstand sich als Kopie der Jugendzentrums-Kämpfe (vor allem der spektakulären Aktionen und Hausbesetzungen) der Großstadt in der Provinz, als Ausläufer 'einer' Bewegung, obwohl von vornherein die Momente des Provinzalltags (andere Repressionsformen, die andere politische Strategien erforderten) die Jugendzentrumsarbeit stark beeinflussten.

Die Jugendzentrumsinitiativen in der Provinz waren zum Großteil eine direkte Fortsetzung der Arbeit der Schüler- und Lehrlingsbewegung, auch wenn die Anfangsimpulse nicht von den politischen Gruppen beider Bewegungen, sondern sehr oft von anderen selbstorganisierten Jugendgruppen ausgingen.

War die Forderung nach einem Jugendzentrum von Seiten der politisch-aktiven Jugendlichen anfangs eher unter der Rubrik der ‚unpolitischen Freizeitarbeit‘ eingeordnet worden, so wurde deren Engagement nach dem Zerfall der alten Jugendbewegungen in der Jugendzentrumsbewegung immer stärker. Ohne den fließenden Übergang zur Jugendzentrumsbewegung Anfang der 70er Jahre wären die Kleinstädte sehr schnell wieder entpolitisiert worden und die noch verbleibenden politisch-engagierten Jugendliche ohne konkrete Perspektive geblieben.

Mit der Jugendzentrumsbewegung ging die politische Arbeit stärker in die Kleinstadt hinein und die Provinz wurde dadurch auch stärker wahrgenommen: sie wurde als 'strukturelle Gewalt' bei der Mobilisierung der Jugendlichen, in der Auseinandersetzung mit der Kommune, in der Gewinnung der Bevölkerung und innerhalb der Gruppe erlebt. Die Tuchfühlung mit der Provinz war eine intensivere geworden, denn sie war für die politische Strategie keine Nebensache mehr - wie z.B. für die Schülerbewegung, in der sie lediglich als

'organisatorisches Problem' galt - sondern ein zentraler Agitationspunkt, denn nur über Vermittlungen der politischen Ziele und über die Gewinnung von Mehrheiten unter der Bevölkerung und im Stadtrat war die angestrebte Lösung (= das Jugendzentrum) möglich.

Der Ausgangspunkt der provinziellen Jugendzentrumsbewegung war ein doppelter: einmal der Provinz einen Freiraum für eine alternative Freizeit- und Lebensgestaltung abzurufen, eine Anti-Provinz, ein Stück 'befreites Gebiet' zu schaffen, und zum anderen aus dieser Gegen-Provinz heraus politische Angriffe auf die gesamte Kleinstadtprovinz zu starten, sie politisch nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Der Schwerpunkt in der praktischen Arbeit verschob sich allerdings immer mehr hin zur inneren Provinzbewältigung in den Gruppen und Häusern und weniger auf politische Aktionen über das Haus hinaus. Das hängt einfach mit der Konzeption der Jugendzentrumsarbeit, aber auch mit der besonderen Provinzsituation zusammen:

Die Jugendzentrumsbewegung versuchte die ganze Persönlichkeit der Jugendlichen zu erfassen und nicht nur die Lehrlings- oder Schülerfunktion, den ‚subjektiven Faktor‘ zu verändern, und war damit notwendigerweise stärker als die offensiven Vorläufer der Jugendbewegungen mit sich selbst und der Nacharbeit unaufgearbeiteter Bedürfnisse beschäftigt: Politik sollte gelebt, nicht mehr abstrakt gemacht werden. Zum anderen brachten die jugendlichen Besucher der Häuser einen sehr hohen Anspruch an Freizeitinteressen ein, aber auch an unverarbeiteten Problemen mit, die im Jugendhausalltag zu Konflikten führten und dort nicht gelöst, sondern nur eingedämmt werden konnten.

Dieser Druck auf die Aktivisten und Jugendhäuser führte zwangsweise zu einer notwendigen Entpolitisierung der Arbeit, denn durch die Öffnung der Initiativgruppen und Häuser für andere Jugendlichen und deren Bedürfnisse, war eine Politik im alten Stil der Diskussionszirkel und Selbstqualifizierung nicht mehr möglich, sondern Alltagspolitik, die konkrete Veränderung gefragt. Vor allem in der Phase des Übergangs von der offenen Initiativgruppe für ein Jugendhaus zur Selbstverwaltungsarbeit im Haus, trat eine erneute Fraktionierung in aktive (die bei dem Kampf ums Jugendhaus dabei waren) und passive Jugendliche (normale Besucher) ein, was immer neue subkulturellen Scenes entstehen ließ und die politischen Inhalte immer mehr zurückdrängte.

Trotz dieser latenten inneren Krise in den Jugendzentren hatte die Jugendzentrumsarbeit aber auch nachweislich Erfolge gebracht:

! Ihr war es gelungen, die sonst in getrennten Bereichen der Provinz verkehrenden Schüler und Lehrlinge unter ein Dach zusammenzubringen und damit Lernprozesse beider Seiten einzuleiten, auch wenn sich daraus vielfach Dauerkonflikte entwickelten.

! Ihr war es auch gelungen, als ein Schmelztiegel verschiedener sozialer

Gruppen (Kiffer, Schläger, Oberschüler ...) einen Dialog zwischen den einzelnen Fraktionen zu erreichen, ihre Spezialprobleme auszutragen und sie nicht einfach zu verdrängen.

I Und es war den Jugendzentren vor allem gelungen, die Perspektive einer politischen Veränderung in der Provinz breiter zu machen, eine politische Vielfalt und einen pluralen Weg von innerer und äußerer Veränderung als unbedingte Notwendigkeit zu praktizieren.

I Die Jugendzentren in der Provinz waren darüber hinaus immer mehr als nur Jugendzentren, denn sie hatten über die reine Jugendzentrumsfunktion hinaus noch einige provinzbedingte Zusatzaufgaben:

- Ersatzorganisation für Jugendliche zu sein, die sich nicht in den herkömmlichen Vereinen, Verbänden, Parteien engagieren wollten.
- Ein Zentrum politischer Gegen-Erfahrungen und persönlicher Lebensalternativen zu sein (z.B. Erfahrungen mit Gruppendiskussionen, Selbstverwaltungsarbeit, Beziehungen etc.), die in der Kleinstadt sonst nicht vermittelt werden und präsent sind.
- Ein Rückzugsgebiet für öffentlich verfolgte Jugendliche (Arbeitslose, sozial diskriminierte Randgruppen-Jugendliche etc.) zu sein, in dem sie zu sich selbst kommen und eventuelle Alternativen suchen konnten.
- Das leidige Raumproblem der früheren politischen Gruppenarbeit zumindest vorübergehend (solange das Jugendzentrum dem politischen Druck, z.B. dem Vorwurf der Einseitigkeit standhielt) gelöst zu haben.
- Über technische, räumliche und finanzielle Mittel zu verfügen, um nicht nur das Freizeitangebot in der Kleinstadt zu verbessern, sondern auch darüber hinaus andere Angebote (zur Selbstbestätigung, in Arbeitsgruppen etc.), die über die Konsumangebote hinausgehen, möglich gemacht zu haben.
- Eine Jugendöffentlichkeit in der Provinz zu bilden, die die Voraussetzung jeglicher politischer Arbeit ist, und die, ohne den festen Rahmen eines Zentrums sich sehr leicht verlaufen würde.

Seit 1975 verstärkte sich der Alltagsdruck in den Jugendhäusern und schwächte damit die politische Arbeit. Existierte während der Phase der Offenen Bewegung eher eine politische Gleichzeitigkeit (die durch die Eigendynamik der Bewegung verstärkt wird), so nimmt mit der Praxis in den Häusern die 'innere Ungleichzeitigkeit' zu: Isolierung der Aktiven, Versumpfung im Alltagsbetrieb, Zunahme der Jugend- und Sozialarbeit, der Überhang der Freizeitinteressen, etc. Dies führte häufig zum Aussteigen der Aktiven, zu täglichem Frust, zur Notwendigkeit mehr 'unpolitische' Arbeit zu machen, zu einer Regionalorientierung der Aktiven (Aufbau von regionaler Koordination der Jugendzentren).

1975 war das Jahr in dem sich zwei Wendepunkte zeigten: zum einen signalisiert der Niedergang der offenen und politischen Jugendzentrumsbewegung gleichzeitig das Ende der direkten Nachfolgebewegungen aus der Studenten-, Schüler- und Lehrlingsbewegung,

die durch Ausstieg von Aktiven, fehlende direkte Perspektiven, etc. einen Kontinuitätsbruch erlitt und allmählich versickerte. Zum anderen versuchten die überlebenden Aktivisten zu diesem Zeitpunkt und in den darauf folgenden Jahren, eine neue politische Perspektive - diesmal in der Provinz und nicht im Selbstverständnis einer Filial-Bewegung der Metropolen - aufzubauen, sich nicht mehr als Jugendbewegung in der Provinz, sondern als provinzielle Jugendbewegung (was diesen eigenständigen Weg dokumentieren soll) zu begreifen.

Das Ende der politischen Jugendzentrumsbewegung, der Selbstverwalteten Jugendzentren, ist allerdings nicht gleichzusetzen mit dem Ende der Jugendhäuser. Der Auszug der politischen Jugendlichen aus den Jugendhäusern und damit einhergehend deren Kommunalisierung, deren Sozial-Verwaltung (Sozialarbeiterverwaltung statt Selbstverwaltung), deren Alltags-Reformismus (als Versuch möglichst wenig aufzufallen und nicht in die politische Schußlinie zu geraten), bedeutete zwar mancherorts einen Verlust der Häuser für die politische Jugendbewegung, aber nicht gleichzeitig auch eine Abschreibung der Häuser als jugendpolitisch wichtige Einrichtungen, als Experimentier-Zentren für die jüngeren Besucher, als Freizeitzentren mit alternativen Angeboten, als kleine (Alltags-)Alternative.

Das Scheitern einer kontinuierlichen Politisierung der Jugendzentren in der Provinz aufgrund der Überforderung der Aktiven - durch die Überzahl der Funktionen, die eine solche Einrichtung erfüllen sollte - ist nicht gleichzusetzen mit einer völligen Verdammung der Jugendhäuser als von der Provinz zurückeroberte Freizeit-Zentren, wie es z.B. in folgender Klage bei einer ehemaligen Jugendhauskämpferin aus Tuttlingen anklingt:

"Das Jugendhaus in Tuttlingen verdient seinen Namen nicht. Das ist wenigstens die Auffassung einer jungen Frau, früher Schülerin an meinem Gymnasium, die sich am Kampf für ein derartiges Zentrum beteiligt hatte. Die Initiative sei mittlerweile versandet. Sie sei im Grunde vorläufig gescheitert. Von der ursprünglich angestrebten Selbstverwaltung oder, wenn das zu hoch gegriffen sei, von den geforderten Mitspracherechten sei so gut wie nichts realisiert worden. Die Jugendlichen hätten die wenigen Räume, die man ihnen nach langem Hin und Her endlich zugestanden habe, zwar mit viel Fleiß und Mühe herrichten dürfen, aber zu sagen hätten sie dort nichts. Der amtierende Jugendhausleiter sei ihnen aufgezwungen worden, er sei nicht der Kandidat der Jugendlichen gewesen. Schon die Tatsache, daß dieser Mann die ihm angebotene Stelle gegen der erklärten Willen der Jugendlichen akzeptiert habe, beleuchtet das Ausmaß der Niederlage. Die Bitterkeit und die Trauer der Veteranen?" (Köhler, S. 93)

Eine politische Bewegung ist nicht konservierbar, denn dann wäre sie keine Bewegung mehr. Der Auszug der Aktiven aus den Jugendzentren ist kein Verrat, sondern prozessuale Notwendigkeit, die dann ansteht, wenn die

Aktiven sich selbst verschleißten und die Alltagsrealität in den Häusern (die Bedürfnisse der Jüngeren, die Notwendigkeit der pädagogischen Betreuung, etc.) diese erzwingt - die Jugendbewegung quasi von unten her unterlaufen wird und ihre Basis verliert.

Dann ist der Zeitpunkt gekommen, zu dem die Alt-Aktivistinnen und die sich politisierenden Neu-Aktivistinnen nach einem neuen Betätigungsfeld umsehen sollten, und nicht die Jüngeren in ihrer Wahrnehmung oder auch Nicht-Wahrnehmung der Selbstverwaltung hindern dürfen, sondern ihrer Generation ein Recht auf eigene Erfahrungen einräumen müssen, auch wenn der Weg von den eigenen errungenen Positionen wieder stärker wegführt und das gesamte Jugendhaus sich von innen heraus entpolitisiert.

Ein solches neues politisches Betätigungsfeld waren die Regionalzusammenschlüsse der Jugendzentren, die den Aktiven halfen, die Hausblindheit in den Jugendhäusern, den jugendlichen Lokalpatriotismus (nur in ihrem Ort zu bleiben) und die Rückkehr der Provinz über das ungleichzeitige Verhalten der Besucher, zumindest punktuell zu bekämpfen. Durch die Regionalzusammenschlüsse blieben die Aktiven quasi in einer Brückenfunktion als politisch-aktive Gruppe im Jugendhaus und gleichzeitig als regionalpolitisch aktive Koordinatoren dem Jugendhaus als wichtiges Erfahrungspotential erhalten und gaben der Arbeit vorort auch wichtige neue Impulse. Die Alternative ohne Regionalzusammenschlüsse wäre die Privatisierung der Aktiven oder deren Abwanderung aus der Region gewesen, da sie mit ihrer spezifischen Jugendzentrumsbewegung-Sozialisation (der Verbindung von Politik und Leben) keinen Rückweg in die noch vorhandenen, viel zu biederen Jugendarbeitsformen (Parteien, Vereine, Verbände) vollziehen konnten.

Die Regionalzusammenschlüsse der Jugendzentren waren also eine Verlängerung der Jugendzentrumsarbeit in die Region hinein, wobei sowohl für die weniger politischen Jugendzentren, als auch für die dörflichen Jugendclubs wichtige politische Impulse vermittelt wurden. Die Regionalzusammenschlüsse resultierten aus inneren Entpolitisierungstendenzen in den kleinstädtischen Jugendzentren und haben die Lokalfucht der Aktiven produktiv zu einer Verbindung von Jugendzentrumsarbeit vorort und auf regionaler Ebene verarbeitet.

Ebenso wie die Entwicklung der Forderung nach Selbstverwaltung und deren Praktizierung in den Jugendhäusern war die Entwicklung der Jugendzentrumsbewegung über den Orts hinaus und ihre konkrete Organisierung in Regionalzusammenschlüssen ein politischer Lernprozeß, eine Notwendigkeit der politischen Überlebens. Die konkret-nützliche und einsichtige Arbeit der Regionalzusammenschlüsse für die Jugendzentren vorort half das Regionalbewußtsein innerhalb der lokalen Initiativen zu verbessern

und das Bewußtsein einer regionalen Jugendzentrumsbewegung anschaulich zu machen (z.B. in gemeinsamen Fußballturnieren, politischen Aktionen, Seminaren etc.), blieb aber dennoch ambivalent und schwankte zwischen Altersitz der Jugendzentrumsveteranen und konkreter lokaler Unterstützungsarbeit hin und her.

Durch das gleichzeitige Auftreten von den Regionalzusammenschlüssen um die Jahre 1976-78 herum (vgl. Herrenknecht / Hätscher / Koospal, S. 111ff.) kann man für diesen Zeitraum durchaus von einer Bewegung innerhalb der Jugendzentrumsbewegung sprechen.

Mit der Herausbildung der Regionalzusammenschlüsse hatte es die Jugendzentrumsbewegung gegenüber ihren Vorläufer-Bewegungen zum erstenmal geschafft, nicht an den eigenen Widersprüchen und am Abgeschnittensein von der Bewegungsentwicklung in den Großstädten zu scheitern, sondern aus sich selbst heraus eine weiterreichende Perspektive entwickelt.

Über die Regionalzusammenschlüsse machten sich die politisch aktiven Jugendlichen bewußt und gezielt auf den ‚Langen Marsch durch die Provinz‘ und versuchten sowohl das Erbe der Jugendbewegungen (ihre Spießerkritik und das Primat von Politik und Emanzipation), als auch die Notwendigkeit einer intensiveren politischen Reflexion und Berücksichtigung der Real-Provinz in einem neuen Modell, der ‚Provinzarbeit‘, zusammenzubringen.

10. Literaturverzeichnis

Theodor W. Adorno / Max Horkheimer: **Soziologische Exkurse**. Frankfurt am Main 1956

Theodor W. Adorno: **Philosophie und Lehrer**. In: Ders.: Eingriffe. Neun kritische Modelle. Frankfurt am Main 1963, S. 29-53

Theodor W. Adorno: **Erziehung nach Auschwitz**. In: Ders.: Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt am Main 1969, S. 85-101

Theodor W. Adorno: **Auferstehung der Kultur in Deutschland?** In: Ders.: Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft. Frankfurt am Main 1971, S. 21-33

Aktion Jugendhaus Wertheim: **Versuch einer Strukturanalyse zum Jugendhauskampf in der sogenannten Provinz am Beispiel der Aktion Jugendhaus Wertheim**. In: Dies. (Hrsg.): Dokumentation. Die Geschichte der Aktion Jugendhaus ist eine Geschichte von Hausbesetzungen. Wertheim 1976, S. 7-9

Günter Amendt (Hrsg.): **Kinderkreuzzug oder Beginnt die Revolution in den Schulen?** Reinbek 1968, S. 90-126

Günter Amendt: **Vorwort oder über die Arbeit in einer kleinen Stadt**. In: Ders. u.a. (Hrsg.): Kinderkreuzzug oder Beginnt die Revolution in den Schulen? Reinbek 1968, S. 7-12

Günter Amendt: **Über die trostlose Generation**. In: Ders. u.a. (Hrsg.): Kinderkreuzzug oder Beginnt die Revolution in den Schulen? Reinbek 1968, S. 13-36

Arbeitsgemeinschaft Provinz-Film-Festival (Hrsg.): **Provinz-Film-Katalog**. München 1981

Hannah Arendt: **Besuch in Deutschland**. Berlin 1993

Dieter Baacke: **Beat – Die sprachlose Opposition**. München 1970

Ludwig Bäte / Kurt Meyer-Rotermund (Hrsg.): **Das Buch der deutschen Kleinstadt**. Rothenfelde 1921

Basisseminare 73/74. In: Traum-a-land – Provinzzeitung für Franken-Hohenlohe, Heft 8, Juni 1979, S. 6-9

Elke Becker: **Als Sozialarbeiter in der Provinz**. In: Info-Sozialarbeit, Nr. 13. Offenbach 1976

Walter Bersch: **Arbeiterbewusstsein und Arbeiterbildung auf dem Lande**. Marburg 1985

Bericht zum Seminar des Landesjugendamtes Hessen mit Mitgliedern hessischer Jugendzentrumsinitiativen vom 10. – 13. April 1973 im Jugendhof des Landes Hessen auf dem Dörnberg, S. 6

Wolf Biermann: **Kleinstadtsonntag**. In: Klaus Wagenbach (Hrsg.): Lesebuch. Deutsche Literatur der sechziger Jahre. Berlin 1972, S. 81

Christa und Volker Bley: **Lehrlingstheater – Ein Beitrag zur Lehrlingsarbeit auf dem Lande**. In: Informationsdienst Arbeiterbildung. Schwerpunktthema: Politische Jugendbildung. Heft 3, Dezember 1972, S. 17-32

- Ernst Bloch: **Ludwigshafen-Mannheim.** In: Ders.: Verfremdungen II, Frankfurt 1965. S. 13-17
- Ernst Bloch: **Öde und Kleinstadt.** In: Ders.: Verfremdungen II, Frankfurt 1965. S. 11-13
- Ernst Bloch: **Erbschaft dieser Zeit.** Frankfurt 1977
- Ernst Bloch: **Kleine Stadt.** In: Ders.: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt 1977, S. 32
- Ernst Bloch: **Prinzip Hoffnung, Erster bis Dritter Band.** Frankfurt 1979
- Ernst Bloch: **Tübinger Einleitung in die Philosophie 1.** Frankfurt 1971
- Ernst Bloch: **Karl Marx und die Menschlichkeit.** In: Ders.: Über Karl Marx, Frankfurt 1968
- Manfred Bosch / Joachim Hossfeld: **Geschichten aus der Provinz.** München 1978
- Manfred Bosch. **Heimat und Identität.** Ein Literaturbericht. In: Vorgänge. Zeitschrift für Gesellschaftspolitik, Heft 47/48 - 1980. Schwerpunkt: Heimat und Identität. Weinheim 1980, S. 116-128
- Peter Brandt: **Über die Bedeutung einer sozialistischen Schülerorganisation – Für eine revolutionäre Organisation der Jugend.** In: Günter Amendt (Hrsg.): Kinderkreuzzug oder Beginnt die Revolution in den Schulen? Reinbek 1968, S. 90-126
- Christine Brückner: **Meine kleine Stadt.** In: Carl Amery: Die Provinz. Kritik einer Lebensform. München 1964, S. 123-133
- Peter Brückner: **Das Abseits als sicherer Ort. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945.** Berlin 1987
- Michael Buckmiller / Josef Fenzl: **"Auf'm Land ist nix los..." Ein Gespräch über die Dialektik von Spontaneität und Organisation in der Provinz am Beispiel Wasserburg.** In: Hans Magnus Enzensberger u.a. (Hrsg.): Kursbuch 39 (Provinz). Berlin 1975, S. 155-181
- Peter O. Chotjewitz: **Neuland – Leben in der Provinz.** In: Hans Magnus Enzensberger u.a. (Hrsg.): Kursbuch 39 (Provinz). Berlin 1975, S. 10-34
- Peter O. Chotjewitz: **Auf dem Land: Feste – Vereine – Sprache.** In: Anna Dorothea Brockmann (Hrsg.): Landleben-Lesebuch. Reinbek 1977, S. 218-229
- Reinhard Crusius / Oskar Söhl / Manfred Wilke: **Praxis und Theorie gewerkschaftlicher Lehrlingspolitik.** Offenbach 1971
- Reinhard Crusius / Manfred Wilke: **Von der Lehrlingsbewegung zur Jugendarbeitslosigkeit.** In: Gudrun Küsel (Hrsg.): APO und Gewerkschaften. Von der Kooperation zum Bruch. Berlin 1978, S. 85-95
- Reinhard Crusius / Manfred Wilke: **Jugend ohne Beruf – Gewerkschaft ohne Jugend? Gewerkschaftliche Jugend- und Berufsbildungspolitik von 1977 bis 1981.** Frankfurt 1981
- Diethelm Damm: **Politische Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden, Projekte.** München 1975
- Diethelm Damm: **„Es lebe die Freiheit“ – Einige Anmerkungen zu Chancen**

und Probleme der Jugendzentren. In: deutsche jugend, Heft 11 – 1979, S. 495-504

Diethelm Damm: **Alltagserfahrungen und politische Jugendarbeit.** In: deutsche jugend, Heft 5 – 1981, S. 213-220

Franz Josef Degenhardt: **Deutscher Sonntag** (S. 51), **Vatis Argumente** (S. 98), **Hier im Innern des Landes** (S. 105). In: Ders.: Spiel nicht mit den Schmutzkindern. Balladen - Chansons - Grotesken - Literatur. Reinbek 1969

Günter Degler: **Über die Arbeit in kleinen Städten. Eine Dokumentation.** In: Günter Amendt (Hrsg.): Kinderkreuzzug oder Beginnt die Revolution in den Schulen? Reinbek 1968, S. 155-198

Nader Diafari / Nasiv Diafari / Thomas von Freyberg / Klaus Möbius / Ulrike Wiemann: **Politische Arbeit mit Lehrlingen.** In: Ästhetik & Kommunikation, Heft 17/1974, S. 57-83

Alvons Diemer / Manfred Kappeler / Max Münzfeld / Michael Nowicki / Rosa Putz: **„Wir wollen alles haben, wir wollen wir selber sein“.** Zur politischen Bedeutung der Kämpfe um selbstverwaltete Jugendzentren. In: Erziehung und Klassenkampf, Nr. 10-11, 1973, S. 3-69

Burkhard Dries: **Halbstark in Peine.** In: Hans Magnus Enzensberger u.a. (Hrsg.): Kursbuch 39 (Provinz). Berlin 1975, S. 35-48

Henning Dunckelmann: **Lokale Öffentlichkeit. Eine gemeindeforschende Untersuchung.** Schriften des Deutschen Instituts für Urbanistik, Band 51. Stuttgart 1975

Götz Eisenberg / Hans Jürgen Linke: **Fuffziger Jahre. Texte zu Sozialgeschichte und Alltagsleben.** Gießen 1980

Thomas Ellwein / Gisela Zimpel: **Wertheim I: Fragen an eine Stadt.** Reihe: Politisches Verhalten Band 8. München 1969

Thomas Ellwein / Ralf Zoll: **Wertheim (II) Politik und Machtstruktur einer deutschen Stadt.** Reihe: Politisches Verhalten Band 9. München 1982.

Friedrich Engels: **Die deutsche Reichsverfassungskampagne.** In: MEW, Band 7. Berlin / DDR 1973, S.133-144

Frühe Unordnung und spätes Leid - Ein Antiautoritärer aus der Provinz wird "Parteikader" In: Wir warn die stärksten der Parteien ... Erfahrungsberichte aus der Welt der K-Gruppen. Rotbuch 177. Berlin 1977, S. 88-107

Lonny Fuhlert / Margot Weblus: **Lehrlingsbewegung in der BRD.** Gewerkschaftliche Studien, Band 1. Die Arbeitswelt. Berlin 1974

Käthe Gerstung / Heinz Apel / Lilo Rademacher: **Gewerkschaftliche Jugendarbeit auf dem Lande.** Reihe Theorie & Aktion im Auftrag des DGB-Bundesvorstandes, Abt. Jugend. Köln 1974

Käthe Gerstung: **Voraussetzungen und Möglichkeiten gewerkschaftlicher Jugendarbeit auf dem Lande.** Diplomarbeit am Fachbereich 21, Erziehungswissenschaften, der Philipps-Universität Marburg/Lahn. Marburg

1977

Hermann Glaser: **Kleinstadt-Ideologie. Zwischen Furchenglück und Sphärenflug.** Sammlung Rombach, Band 16. Freiburg 1969

Hermann Glaser: **Der Gartenzwerg in der Boutique. Provinzialismus heute.** Frankfurt am Main 1973

Hermann Glaser: **Provinz - Topographie eines Begriffs.** In: Ders.: Der Gartenzwerg in der Boutique. Provinzialismus heute. Frankfurt am Main 1973, S. 9-20

Hermann Glaser: **Z. B. Reutlingen. Die Kleinstadt als verspätete Population.** In: Ders.: Der Gartenzwerg in der Boutique. Provinzialismus heute. Frankfurt am Main 1973, S. 79-95

Hermann Glaser: **Der Provinzler - ein Mentalitätsmuster.** In: Ders.: Der Gartenzwerg in der Boutique. Provinzialismus heute. Frankfurt am Main 1973, S. 193-198

Hermann Glaser: **Spießer-Ideologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes im 19. und 20. Jahrhundert und dem Aufstieg des Nationalsozialismus.** Hamburg 1979

Gustaf Grauer: **Jugendfreizeitheime in der Krise. Zur Situation eines sozialpädagogischen Feldes.** Weinheim 1973

Jürgen Habermas: **Protestbewegung und Hochschulreform.** Frankfurt 1969

Horst Haenisch / Klaus Schroeter: **Zum politischen Potential der Lokalpresse.** In: Ralf Zoll (Hrsg.): Manipulation der Meinungsbildung. Zum Problem hergestellter Öffentlichkeit. Reihe Kritik Band 4. Opladen 1971, S. 242-279

Wolfgang Hätscher / Helmut Schnitt: **Was nützt uns euer Geschwätz? Erfahrungen beim Versuch Arbeiterjugendliche gegen Lehrstellenknappheit und Jugendarbeitslosigkeit zu organisieren.** In: Erziehung und Klassenkampf 18-20/1975. Sonderheft Jugendarbeitslosigkeit. Frankfurt 1976, S. 175-204

Elisabeth Hannecker / Werner Steigemann: **Kleinstadt in Oberbayern.** In: Erziehung und Klassenkampf 18-20/1975. Sonderheft Jugendarbeitslosigkeit. Frankfurt 1976, S. 33-58

Klaus Hartung: **Über die langandauernde Jugend im linken Getto. Lebensalter und Politik – Aus der Sicht eines 38jährigen.** In: Karl Markus Michel u.a. (Hrsg.): Kursbuch 54 (Jugend). Berlin 1975, S. 174-188

Klaus Hartung: **Versuch, die Sprache der antiautoritären Bewegung wieder zur Sprache zu bringen.** In: Karl Markus Michel u.a. (Hrsg.): Kursbuch 48 (Zehn Jahre danach). Berlin 1979, S. 14-44

Hans Jürgen Haug / Hubert Maessen: **Was wollen die Schüler? – Politik im Klassenzimmer.** Frankfurt 1969

Hans Jürgen Haug / Hubert Maessen: **Was wollen die Lehrlinge?** Frankfurt 1971

Heinrich Heine: **Erinnerungen aus Krähwinkels Schreckenstagen.** In:

Walter Victor (Hrsg.): Heine. Ein Lesebuch für unsere Zeit. Berlin / Weimar 1974, S. 34-35

Albert Herrenknecht / Wolfgang Hätscher / Stefan Koospal (Hrsg.): **Träume, Hoffnungen, Kämpfe ... Ein Lesebuch zur Jugendzentrumsbewegung.** Frankfurt 1977

Albert Herrenknecht: **Provinz-Leben. Aufsätze über ein politisches Neuland.** Frankfurt am Main 1977

Albert Herrenknecht: **Die Provinz ist hellwach ... wenn wir sie wachrütteln! – Jugendarbeit in der Provinz.** In: päd.extra sozialarbeit, Heft 9/1977, S. 30-34

Albert Herrenknecht / Rainer Moritz: **Die Jugendzentrumsbewegung lebt!** In: päd.extra sozialarbeit, Heft 11/1977, S. 13-16

Albert Herrenknecht / Rainer Moritz: **Jugendzentren – Trend zur Integration.** In: päd.extra sozialarbeit, Heft 10 /1978, S. 25-28

Albert Herrenknecht / Rainer Moritz: **Jugendzentrumsbewegung 1971-1977.** In: Informationsdienst Sozialarbeit, Heft 20, Offenbach 1978, S. 79-92

Albert Herrenknecht: „**Wer die Provinz der Provinz überlässt, der darf sich über zuviel Provinz nicht beklagen ...**“ **Der Versuch der Regionalzeitung Traum-a-land das Trauma der Provinz zu überwinden.** Internes Diskussionspapier. Wertheim 1978

Albert Herrenknecht / Rainer Moritz: **Jugendzentrumsbewegung 1971-1977.** In: Informationsdienst Sozialarbeit, Heft 20, Offenbach 1978, S. 79-92

Albert Herrenknecht: **Unsere zehn Jahre danach. Subjektive Eindrücke über die Jugendbewegung in der Provinz.** In: Ästhetik und Kommunikation – Beiträge zur politischen Erziehung, Heft 34 (Schwerpunkt: Neue Lebensformen – Wunsch und Praxis), Dezember 1978, S. 73-79

Albert Herrenknecht: **Probleme politischer Emanzipation von Jugendlichen in der Provinz am Beispiel der Schüler- und Jugendzentrumsbewegung.** Wissenschaftliche Hausarbeit zur Ersten Staatsprüfung für das Amt des Lehrers. Berlin 1978

Albert Herrenknecht: **Entpolitisierung oder Neuorientierung ? Versuch einer Bestandsaufnahme.** In: deutsche jugend, Heft 11/1979, S. 505-510

Albert Herrenknecht: **Schülerbewegung 1969-71 – „Die Schule kann keine Demokratie sein“ – Schülerbewegung in Wertheim.** In: Traum-a-land – Provinzzeitung für Franken-Hohenlohe, Nr. 8, Juni 1979, S. 22-25

Albert Herrenknecht: **Jugend und Ökologiebewegung. Verwaltete Welt, verplante Gesellschaft, verbaute Zukunft.** In: deutsche jugend, Heft 8/1980, S. 352-360

Albert Herrenknecht: **Kleinstadt ohne Leben? Mein Zugang zu Wertheim.** In: Elisabeth Moosmann (Hrsg.): Heimat - Sehnsucht nach Identität. Berlin 1980, S. 174-181

Albert Herrenknecht: **Ökologie - Neue Formen von Jugendarbeit und die Arbeit der Jugendverbände.** In: Jugendpolitik, Heft 1/1981, S. 8-9

Albert Herrenknecht: **"Jugendliebe und Kinolandschaften" - Bilder aus 20 Jahre Kinoleben in der Kleinstadt.** In: Arbeitsgemeinschaft Provinz-Film-

- Festival (Hrsg.): Provinz-Film-Katalog. München 1981, S. 27-30
- Albert Herrenknecht. / Detlef Lecke (Hrsg.): **Jahrbuch Provinzarbeit 1 (Jugend- und Kulturarbeit in der Provinz)**. München 1981
- Albert Herrenknecht: **Strukturprobleme Gewerkschaftlicher Jugendarbeit auf dem Lande**. In: Ders. / Detlef Lecke (Hrsg.): Jahrbuch Provinzarbeit 1 (Jugend- und Kulturarbeit in der Provinz). München 1981, S. 111-128
- Albert Herrenknecht: **Formen alternativer Jugendarbeit – Über das Verhältnis von Jugendzentrumsbewegung und Alternativbewegung**. In: deutsche jugend, Heft 5/1981, S. 221-228
- Albert Herrenknecht: **Provinz – nur eine grüne Wüste?** In: Hessische Jugend, Heft 6/1981, S. 13-15
- Albert Herrenknecht: **Heimat-Los. Wortmeldungen aus der Provinz**. Kreuzwertheim 1983
- Albert Herrenknecht: **Provinzarbeit – Der lange Weg zu einer anderen Provinz**. In: Ulrich Klemm / Klaus Seitz (Hrsg.): Das Provinzbuch. Kultur und Bildung auf dem Lande. Bremen 1989, S. 168-185
- Albert Herrenknecht: **Was war die Jugendzentrumsbewegung? Ein Rückblick**. In: Contraste - Die Monatszeitschrift für Selbstverwaltung. Schwerpunktthema: Von Mythos und Realität der Jugendzentren. 25 Jahre Jugendzentrumsbewegung. Nr. 109, Oktober 1993, S. 6
- Albert Herrenknecht: **Die Jugendbewegung in der Provinz als alternative „Beheimatungsbewegung“ – 25 Jahre Jugendzentrumsbewegung in der Provinz. Ein Rückblick**. In: Friederike Kamann / Eberhard Kögel: Ruhestörung. Eine moderne Heimatgeschichte. 25 Jahre Jugendzentrum Stetten in Selbstverwaltung 1968-1993, Teil I (April 1968 bis Ende 1975). Grafenau 1993, S. 10-22
- Joachim Hossfeld: **Mit dem Rücken zum Pfänder. Skizze einer literarischen Landschaft**. In: Manfred Bosch / Joachim Hossfeld: Geschichten aus der Provinz. Kleine Arbeiterbibliothek. Kürbiskern. München 1978, S.161-169
- Angelika Hüffel: **Schülerbewegung 1967-77. Erfahrungen. Porträts. Dokumente**. Gießen 1978
- Karl-Heinz Hülbusch / Werner Jung / Detlef Lecke: **Alle reden vom Land und keiner weiß, wo die Milch herkommt**. In: sozialmagazin Heft 10, 1977, S. 40-46

„Innere Unruhe“ – Eine Collage über das Lebensgefühl von Jugendlichen in der Provinz. In: Ders. / Detlef Lecke (Hrsg.): Jahrbuch Provinzarbeit 1 (Jugend- und Kulturarbeit in der Provinz). München 1981, S. 63-86

Werner-Christian Jung / Detlef Lecke: **Bildungsurlaub fürs Jugendzentrum / Bildungsurlaub vom Jugendzentrum - in der Provinz**. In: Benno Hafener / Klaus Kesselgruber (Hrsg.): Bildungsurlaub in der Bundesrepublik. Beitrag zur Arbeiterbildung ? Erfahrungen. Analysen. Perspektiven. Gießen 1976. S. 136-154

Heike Kammer: **Aber wann beginnt das Leben? Lehrjahre auf dem Land.** Reinheim 1983

Helmut Kentler: „**Subkulturen**“ von **Jugendlichen.** In: Deutsche Jugend, Jahrgang 12, 1964, S. 403-412

Kapitel: **Kleinstadtprovinz.** In: Arbeitsgemeinschaft Provinz-Film-Festival (Hrsg.): Provinz-Film-Katalog. München 1981, S. 133-140

Eberhard Kögel / Werner Schüle: **Jugendzentren auf dem Lande: Rems-Murr-Kreis.** In: Erziehung und Klassenkampf, Nr. 10-11, 1973, S. 94-118

Ernst Köhler: **Lebenszeichen aus Tuttlingen.** Notizen über eine Schule in Baden-Württemberg. Berlin 1980

Hans-Jürgen Krahl: **Angaben zur Person.** In: Klaus Wagenbach (Hrsg.): Lesebuch. Deutsche Literatur der sechziger Jahre. Berlin 1972, S. 127-135

Norbert Kühne: **Zu den Bedingungen für die Jugendarbeit in der Provinz.** In: Ders. (Hrsg.): Wir arbeiten mit Jugendlichen. Gießen-Collar 1975, S. 83-94

Norbert Kühne: **A bis Z für Aktive – Zusammenfassende Anmerkungen zur Jugendarbeit in der Provinz.** In: Ders. (Hrsg.): Wir arbeiten mit Jugendlichen. Gießen-Collar 1975, S. 95-99

Erich Kühn: **Die kleine Stadt.** In: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz (Hrsg.): Die kleine Stadt. Gestaltung der rheinischen Klein- und Mittelstädte. Neuß 1959, S. 7-18

Reinhard Kühnl / Rainer Rilling / Christine Sager: **Die NPD. Struktur, Ideologie und Funktion einer neofaschistischen Partei.** Frankfurt 1969

Sybille Laturner: **Zur neuen Jugendbildungskonzeption: Integration von Jugend- und Erwachsenenbildung.** In: Informationsdienst Arbeiterbildung. Schwerpunktthema: Politische Jugendbildung. Heft 4, Juni 1973, S. 45-55

Detlef Lecke (Hrsg.): **Lebensorte als Lernorte: Handbuch Spurensicherung. Skizzen zum Leben, Arbeiten und Lernen in der Provinz.** Reinheim 1983

Lehrlinge in der Provinz. In: Hans Magnus Enzensberger u.a. (Hrsg.): Kursbuch 39 (Provinz). Berlin 1975, S. 59-80

Leserzuschrift eines Wertheimer Bürgers an die BILD-Zeitung vom 30.12.1975

Manfred Liebel: **Theoretische und praktische Aspekte der Schülerrebellion.** In: Ders. / Franz Wellendorf: Schülerelbstbefreiung. Voraussetzungen und Chancen der Schülerrebellion, Frankfurt 1969, S. 92 – 160

Nils Thomas Lindquist: **Der Nachbar und das Allgemeine.** In: Hans Magnus Enzensberger u.a. (Hrsg.): Kursbuch 39 (Provinz). Berlin 1975, S. 49-58

Benita Luckmann: **Politik in einer deutschen Kleinstadt.** Stuttgart 1970

Mach was los – in der Provinz. (Bericht über den Jugendclub ‚Club Alpha 60‘ in Schwäbisch-Hall). In: sozialmagazin, September 1977, S. 13-17

Stephan Marks: **Studentenseele. Erfahrung im Zerfall der Studentenbewegung.** Hamburg 1977

Alexander Mitscherlich: **Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen**

zur Sozialpsychologie. München 1963

Alexander Mitscherlich / Margarete Mitscherlich: **Die Unfähigkeit zu trauern.** München 1977

Alexander Mitscherlich: **Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden.** Frankfurt 1971

Modell: Selbstorganisation in einer Kleinstadt. In: Hans Jürgen Haug / Hubert Maessen: Was wollen die Lehrlinge? Frankfurt 1971, S. 134-141

Hans Heinrich Muchow: **Sexualreife und Sozialstruktur der Jugend.** Reinbek 1959

NPD-Parteitag in Wertheim 1970. In: Traum-a-land – Provinzzeitung für Franken-Hohenlohe, Heft 8, Juni 1979, S. 26-27

Offener Brief an den OB der Stadt Wertheim. In: Fränkische Nachrichten vom 21./22. Januar 1978

Jürgen Ostrowsky: **Gewerkschaftliche Jugendarbeit in Stadt Allendorf. Ein Erfahrungsbericht.** In: Hessischer Jugendring (Hrsg.): Emanzipation durch politische Bildung ? Materialien zur Theorie und Praxis demokratischer Jugendarbeit, Heft 7. Frankfurt 1974. S. 63-75

Boris Penth: **Als Beat noch Speed war.** In: päd.extra sozialarbeit, Heft 10/78, S. 44-47

Onno Poppinga: **Arbeiterbauern im Industriebetrieb.** In: Otto Jacobi / Walter Müller-Jentsch / Eberhard Schmitt (Hrsg.): Gewerkschaften und Klassenkampf. Kritische Jahrbuch 1975, S. 212-227

Protokoll des Seminars: „Jugendarbeit auf dem Lande“ am 13./14. September 1977 in der Jugendbildungsstätte Dietzenbach, S. 3-4

Provinz-Kollektiv „Urumbel“ (Hrsg.): **Provinz-Nachrichten**, Heppenheim, Heft 0, Oktober 1976, S. 2

Günter Scheduling: **Jugendzentrums-Blues.** In: Jürgen Frey (Hrsg.): Das haben wir draus gelernt. Neue politische Musik zum Leben und Überleben. Reinbek 1979. S. 141-200

Karl Schwedhelm: **Unter dem Tischbanner.** In: Carl Amery: Die Provinz. Kritik einer Lebensform. München 1964, S. 119-122

Detlef Siegfried: **Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre.** Göttingen 2006

Willi Schmidt: **Versuch einer Selbstbestimmung in der Provinz – Der Kultur- und Freizeitverein Ebsdorfergrund.** In: Albert Herrenknecht. / Detlef Lecke (Hrsg.): Jahrbuch Provinzarbeit 1 (Jugend- und Kulturarbeit in der Provinz). München 1981, S. 103-106

Sozialarbeit in der Provinz. Schwerpunktheft der päd.extra sozialarbeit, Heft 9/1977

Tauberfränkischer Landbote – Orkan der Tauberbischofsheimer Subkultur. Nr.

2, Sommer / Herbst 1978, S. 16-20

Traum-a-land im Abschwung? In: Traum-a-land. Provinzzeitung für Franken-Hohenlohe, Heft Nr. 31, Mai/Juni 1983, S. 4-6

Traum-a-land – Provinzzeitung für Franken-Hohenlohe, Heft 8, Juni 1979: Schwerpunkt: **Unsere Region 1969-79**

Traum-a-Land e.V.: **Jugend in der Provinz.** In: Traum-a-Land - Provinzzeitung für Franken-Hohenlohe, Heft Nr. 17, Januar / Februar 1981, S. 7-22

Oswald Todtenberg / Arno Ploog: **Du gehörst dir und nicht den Bossen. Ein Buch für Lehrlinge.** Frankfurt 1971

Oswald Todtenberg: **Zur Entwicklung gewerkschaftlicher Jugendarbeit.** In: deutsche jugend, Heft 10, 1972

Klaus Tscheliesnig: **Lehrlingsprotokolle.** Frankfurt a. M. 1971

Kurt Tucholsky: **In der Provinz.** In: Kurt Tucholsky. Gesammelte Werke, Band 2, 1919-1920. Reinbek 1975, S. 327-330

Kurt Tucholsky: **Kleine Station.** In: Kurt Tucholsky. Gesammelte Werke, Band 4, 1925-1926. Reinbek 1975, S. 486-487

Kurt Tucholsky: **Reise in die kleine Stadt.** In: Kurt Tucholsky. Gesammelte Werke, Band 3, 1921-1924. Reinbek 1975, S. 312-313

Kurt Tucholsky: **Provinz.** In: Kurt Tucholsky. Gesammelte Werke, Band 7, 1929. Reinbek 1975, S. 72-76

Kurt Tucholsky: **Heimat.** In: Kurt Tucholsky. Gesammelte Werke, Band 7, 1929. Reinbek 1975, S. 312-314

Kurt Tucholsky: **Das Zeitdorf.** In: Kurt Tucholsky. Gesammelte Werke, Band 10, 1932. Reinbek 1975, S. 182-184

Susanne Valter: **Diskriminierung im Lehrlingswesen.** In: Wirtschaft und Gesellschaft. Wirtschaftspolitische Zeitschrift der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien. Nummer 3/75. S. 59-84

Von Mythos und Realität der Jugendzentren. 25 Jahre Jugendzentrumsbewegung. Schwerpunktthema von Contraste - Die Monatszeitschrift für Selbstverwaltung, Nr. 109, Oktober 1993

Deutscher Werkbund e.V. / Württembergischer Kunstverein Stuttgart (Hrsg.): **Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert.** Darmstadt / Neuwied 1986

Joachim Weiler / Rolf Freitag: **Ausbildung statt Ausbeutung. Der Kampf der Essener Lehrlinge.** Reinbek 1971

Harald Wieser: **Schulkampf in der Kleinstadt.** In: Ders.: Schulkampf. Berlin 1974, S. 40-55

Cordula Windham: **Wertheim - Kein Wintermärchen. Aufsätze über das Leben in der Provinz.** (Rezension von: Albert Herrenknecht: Provinz-Leben. Aufsätze über ein politisches Neuland. Frankfurt am Main 1977). In: Frankfurter Rundschau, 21. August 1978

Wolf Wiechert: **Die Achtundsechziger-Bewegung am Dietrich-Bonhoeffer-**

Gymnasium. In: Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium Wertheim (Hrsg.): 625 Jahre Wertheimer Lateinschule. Festschrift. Wertheim 1998, S. 133-137
Wolf Dietrich Winterhager: **Lehrlinge – die vergessene Majorität.** Weinheim 1972

Helga Zeiher: **Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945.** In: Ulf Preuss-Lausitz u.a. (Hrsg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim 1995, S. 176-195
Ralf Zoll: **Wertheim III: Kommunalpolitik und Machtstruktur.** Reihe: Politisches Verhalten Band 10. München 1974

HinterLand

Pro-Regio-Online-Dokumentation

Dokumentation 1: **(1978)**

Ein Text mit Seltenheitswert

(Anmerkung zum Text: „Unsere zehn Jahre danach“)

Ich habe den Eindruck, genaue praktische und solidarische Analysen dieser Art besitzen heute Seltenheitswert.

Man kann die angeblich historischen und die angeblich politischen Thesen über den Aufschwung und den Niedergang der Jugendbewegung seit 1968 schon nicht mehr hören.

(Aus: Ernst Köhler: Lebenszeichen aus Tuttlingen.
Notizen über eine Schule in Baden-Württemberg.
Berlin 1980, S. 99)

Albert Herrenknecht

Unsere zehn Jahre danach **- Subjektive Eindrücke über die Jugendbewegung in der Provinz**

(Reprint aus: Ästhetik und Kommunikation – Beiträge zur politischen Erziehung, Heft 34 - Schwerpunkt: Neue Lebensformen – Wunsch und Praxis - Dezember 1978, S. 73-79 einschließlich eines redaktionellen Nachtrages der bei dieser Version gekürzten Textpassagen)

Für die Aktiven der Jugendzentrumsprovinz Franken-Hohenlohe

Im Schatten der Städte

Auch in der Provinz entwickelte sich am Ende der 1960er Jahre eine Jugendbewegung, deren Stationen die Schülerbewegung (1967-71), die Lehrlingsbewegung (1970-72) und die Jugendzentrumsbewegung (ab 1971) waren. Sie verstand sich als Fortsetzung der 'Großen Bewegung' in den Städten und war in ihren Diskussionen, Aktionsformen, Kampfsymbolen etc. Großstadt orientiert. Die Jugendbewegung in der Provinz war immer großen Schwankungen unterworfen, da sie sehr personenbezogen verlief und keine feste politische Kontinuität besaß. Heutzutage gibt es nur noch vereinzelte lokale und regionale Bewegungen, während man von einer Jugendbewegung in der Provinz nicht mehr sprechen kann. Was heute existiert, ist eine Alternativszene, die mit ihrem Überleben zu kämpfen hat. Die verschiedenen Wandlungen in der Jugendbewegung, ihre inneren und äußeren Probleme und mögliche Perspektiven versucht dieser Beitrag zu beschreiben.

Wie alles anfing

„Obwohl die Schrecken der Revolution noch weit von den heimischen Stadtmauern entfernt zu sein scheinen, obwohl die Stadt keine Universität besitzt, obwohl auf den Straßen nur Verkehrslärm zu hören ist, verbreitete sich Unbehagen in der Stadt.

Die Einwohner haben Angst, Angst vor ihren eigenen Kindern. Sie fühlen sich von einer Jugend bedroht, die beginnt sich von ihrer Unterdrückung zu befreien, die in den Kampf gegen die Unterdrückung eingetreten ist.“

(Günter Amendt u. a.: Kinderkreuzzug – oder beginnt die Revolution in den Schulen? Hamburg 1968, S. 163)

Es war nicht die Provinz, die die Provinz der 60er Jahre in Bewegung brachte, sondern der Einbruch der Jugendrevolte in die stille und wohl behütete Provinzwelt, in der die Jugend noch das tat, was die Eltern und die Kleinstadtgesellschaft wünschte und noch den Karriereweg im Kopf hatten, den von ihnen die Eliteschule der Provinz, die Kleinstadtgymnasium, vermittelt hatten. Lediglich unter den proletarischen Jugendlichen – hauptsächlich in den Arbeitersiedlungen der Flüchtlinge – hatte es bereit in den 50iger und Anfang der 60iger Jahre die Rock'n'Roll-Revolution der 'Halbstarke' gegeben. Elternknatsch, Autoritätskonflikte in der Schule, die Revolte der 'ungehorsamen Jugend', der Pop-Protest der Musik der Bürgerrechtsbewegung und Anti-Kriegs-Lieder, die nur gebrochen vermittelte Berichterstattung über

die Unruhen in den Großstädten, die Plüschatmosphäre der elterlichen Wohnzimmer, der Kleinstadtmuff der Spießer, das Unbehagen der 'trostlosen' Generation kam zu einer lautlosen Explosion und führte zur Revolte der Provinzjugend gegen eine bürgerliche Sättigung, die ohne Moral ist, und ihre Geschäfte weiter treibt, während in Vietnam ein Volk geschlachtet wird, die unter Demokratie ein Lippenbekenntnis versteht und aufschreckt, wenn Schüler endlich einmal ernst machen und die Sonntagsreden über Demokratie entlarven.

Die antiautoritäre Revolte in den Kleinstädten ging an den Nerv der kleinbürgerlichen Ordnung, denn es waren meist die Kinder aus alten Honoratiorenfamilien und aus dem Mittelstand, die da gegen ihre Eltern protestierten, die bestehenden Konflikte endlich einmal aussprachen und aufgriffen, ihren eigenen Weg gehen wollten und die ewige Bevormundung und Unmündigkeit satt hatten. Sie saßen Sonntags nicht mehr in den Eiscafes, sondern auf dem Marktplatz herum, sie machten ihre Anti-Haltung öffentlich, ließen ihre Haare wachsen, unterliefen die gängige Sonntagstracht und wählten ihre Kleidung selbst, sie gammelten herum, genossen den Sonnenschein, schockten Touristen und Spießer gleichermaßen, machten selbst Musik, sammelten Drogenerfahrungen, denn „was verboten ist, macht uns gerade scharf“ (Biermann) und fühlten sich wohl in dieser Protesthaltung, denn sie wurde durch die Meldungen aus den Massenmedien bestätigt, da die Jugendrevolte weltweiten Maßstab hatte.

Durch Schülerarbeit, Auseinandersetzung mit der Kriegsdienstverweigerung, Beschäftigung mit Fragen der Dritten Welt, Kampf gegen die NPD, Lehrlingsarbeit etc. waren auch die Kleinstädte von den Ausläufern der Studentenbewegung erfasst worden. Zurückkehrende Studenten brachten Informationsmaterial mit, gründeten Jugendclubs als Treffpunkte, leiteten Arbeitsgruppen an, fortschrittliche Lehrer und Pfarrvikare leiteten Arbeitskreise, die die moralische Empörung gegen die Verbrechen in der Dritten Welt und die Konflikte mit Schule und Elternhaus politisierten und in ihrem Zusammenhang zu erklären versuchten. Die Politisierungswelle der Studentenbewegung reichte bis in die Kleinstädte hinein, die von der allgemeinen Aufbruchstimmung der 60iger Jahre mitgerissen wurden. Es war eine Alternativszene entstanden, die sowohl politische Jugendgruppen als auch eine Jugendsubkultur (Drogenszene, Musik-Szene) umfasste und auf unterschiedlichen Wege eine ‚Befreiung‘ von den beengenden Verhältnissen anstrebte. Die Schülerbewegung meist als die Perspektive des Weggehens zum Studium (als Weg hinein in die große Bewegung) und die Subkultur-Freaks durch Drogen, Aussteigen, Musik-Turn, Jobben, Festival-Flipps und Indien-Trips. Diese provinzielle Jugendszene war schon in ihrer Entstehungsphase uneinheitlich und widersprüchlich, obwohl sich gerade in der Anfangsphase die verschiedenen Strömungen gegenseitig befruchteten und viele Überschneidungen hatten. Beide waren Protestbewegungen gegen die

Kleinstadtlangeweile, gegen die ‚Lazy Sundays‘ der Provinz, gegen die qualvolle Ereignislosigkeit in den Kleinstadtkäfigen und gegen die provinziellen Dummlichkeiten der Anpassung.

Dieser Protest aber war gerade ein wesentliches Moment der eigenen politischen Identität, denn er schuf so etwas wie eine Identität einer „negativen Elite“ und wurde dadurch zum Motor des Widerstandes und der totalen Verweigerung. Die Ablehnung der Kleinstadtverhältnisse, das gezielte politische Provozieren, die Herausforderung und Lächerlichmachung von Autoritäten, die unkonventionellen Aktionsformen, die Politisierung der Konflikte, verlieh der Bewegung eine Eigendynamik, die von ihr keine konstruktive Alternative abverlangte, sondern durch die Breite der Ablehnung zu diesem Zeitpunkt politisch unantastbar machte. Heute jedoch, wo die Zahl derer, die sich noch immer in den Kleinstädten wehren, kleiner geworden ist und bis auf sporadische Aktionen keine Bewegungen mehr existieren, wird sowohl vom politischen Gegner eine konstruktivere Zusammenarbeit gefordert als auch durch die anderen Umstände (ein Konfliktkurs von vorneherein schreckt die Jüngeren ab) abverlangt. Die neuen Bedingungen erfordern neue Lernprozesse ohne jedoch die positiven Erfahrungen der antiautoritären Revolte zu verdrängen, sondern eben konstruktiv als unser Erbe einfließen zu lassen.

Versandende Bewegung

Die erste Protestwelle ließ nach, als Anfang der 70iger Jahre die Schülerbewegung zurückging und allmählich zerfiel. Die Ursachen dafür lagen im Rückgang der Studentenbewegung in den Städten, wodurch der Politisierungsdruck aufs Land nachließ, in der Abwanderung von aktiven Schülern, die die Kleinstädte zwecks Studium verließen, in dem Ende der Nur-Protestphase, die zu einer Perspektivlosigkeit führte (Rote Zellen, Sozialistischer Kampf; was kommt danach?), in der teilweisen falschen Politik der Schülergruppen ('linker Leistungsdruck' in den Sozialkunde-Fächern), die zu einer Isolierung von den anderen Schülern führte, und in der gezielten Repression der Schulleitung, die im Konterakt ganze Klassen mit kritischen Leuten 'sitzenbleiben' ließ und damit spaltete.

Nach dem Zerfall der Schülerbewegung arbeiteten die noch aktiven Jugendlichen meist in einer Jugendzentrumsinitiative mit, die Anfangs der 70iger Jahre verstärkt in den Kleinstädten auftraten und die Erbmasse der Schülerbewegung absorbierten. Die Jugendzentrumsbewegung war eine indirekt Fortsetzung der Schülerbewegung, da sie in der Mehrzahl noch Oberschüler orientiert war, auch wenn sie über die Schülerbewegung hinaus reichte. Sie griff den Raummangel, der für Schülergruppen immer ein großes Problem war, auf und forderte Räume und ein Haus von der Stadt; sie

ermöglichte es das Schulghetto, in dem die Schülergruppen wirkten, zu verlassen und damit die Kontakte zu Lehrlingen und anderen Jugendlichen zu verbessern; sie löste die teilweise recht autoritären Gruppenstrukturen in den Schülergruppen auf und stellte nicht mehr nur die 'Kopfarbeit' in den Mittelpunkt, sondern griff auch die anderen Bedürfnisse (Freizeitbedürfnisse etc.) der Jugendlichen auf. An die Stelle der theoretischen Auseinandersetzung, die in den Schülergruppen teilweise sehr hohes Niveau hatte, trat eine politische Arbeit, die stärker die eigenen Bedürfnisse und die konkrete Mangelsituation des Kleinstadtlebens (Treffpunktmangel, fehlende Freizeitmöglichkeiten etc.) in den Mittelpunkt rückte.

Dieser Umschwung von der abstrakten Politik der Schülerbewegung zur gelebten Politik der Jugendzentrumsbewegung wird immer sehr schnell als ein 'Entpolitisierungsprozess' dargestellt, ohne zu sehen, daß es ein geschichtlich notwendiger Schritt war, um überhaupt noch eine politische Perspektive in der Provinz zu haben und politisch überleben zu können. Ohne den fließenden Übergang zur Jugendzentrumsbewegung wären die Kleinstädte zu diesem Zeitpunkt sehr schnell entpolitisiert worden, da die Schülerbewegung keine Zukunft mehr hatte. Mit der Jugendzentrumsbewegung ging die politische Arbeit stärker in die Kleinstadt hinein, obwohl sie sich noch nicht an die konkreten politischen Bedingungen des Kleinstadtlebens orientierte, sondern immer noch stark großstadtbezogen war, und sich als Kopie der Jugendhaus-Kämpfe der Großstadt in der Provinz, als Ausläufer einer Bewegung verstand.

Die Geschichte unserer Schwierigkeiten

Es war nicht alles besser zur Zeit der Anfangsphase der Jugendbewegung in der Provinz. Die Schülerbewegung war nicht überall in den Kleinstädten vertreten gewesen und hatte auch nicht überall dort, wo sie politisch wirkte, dies so nachhaltig getan, dass daraus eine politische Kontinuität entstehen konnte. Auch die Jugendzentrumsbewegung hat sich vielfach festgefahren und ist an ihren eigenen Problemen erstickt. Was besser war am Ende der 60iger und zu Anfang der 70iger Jahre, war der gute Zusammenhalt der Jugendlichen untereinander, der darauf beruhte, dass sie sich am gleichen Anlaß politisiert hatten, eine gemeinsame politische Geschichte hatten, Freizeit und Politik über den Zusammenhalt der Clique verbanden, durch das relativ gleiche Alter auch relativ ähnliche Bedürfnisse hatten und durch die Cliquenstruktur aus sich heraus immer eine politische Kraft darstellten. Zu diesen Momenten hinzu kam das wichtige Gefühl in einer politischen Aufbruchstimmung und kurz vor einer gesellschaftlichen Veränderung zu leben. Die Jugendzentrumsbewegung hatte noch ihr konkretes Ziel des Hauses vor Augen und noch nicht jahrelange frustige Erfahrungen mit der Arbeit im Haus hinter sich. Die Jugendbewegung in der Provinz hatte noch konkrete Perspektiven und war durch ihren politischen Kern der ersten Generation noch in der Lage offensive politische

Schritte zu unternehmen und damit die Jugendlichen in den Kleinstädten zu mobilisieren. Ihre Aktionen schufen genug Basisdruck, um die Forderungen durchzusetzen und der Gruppe selbst zu Erfolgserlebnissen zu verhelfen.

Die heutige Situation ist anders: viele alte Aktive sind weggegangen, haben die Kleinstadt für immer verlassen; andere haben sich privatisiert oder angepasst, haben nichts aus den Kämpfen gelernt, sondern sind auf der Suche nach dem ‚privaten Glück‘ (Familien, Beruf, Konsum). Die alte Clique hat sich aufgelöst und nur noch wenige ‚Veteranen‘ sind übrig geblieben; sie verkörpern die alte Bewegung durch ihre Mitarbeit und geben ihr somit eine politische Kontinuität. Der Druck auf diese Älteren nimmt zu, denn sie stehen direkt an der Front des Roll-back: sie haben keine Bewegung mehr im Rücken, sondern stehen allein; sie ragen in der zweiten Generation der Jüngeren als altersmäßige Rädelsführer heraus und sind daher leicht auszumachen, sie können nicht mehr so reagieren wie früher, da der Gegner stärker geworden ist und sich nicht mehr nur nichts mehr gefallen läßt, sondern sich auch für die früheren Niederlagen rächt; die Gefahr der politischen Spaltung durch den Gegner ist groß, da die Jüngeren und die Älteren nicht nur Erfahrungen, sondern auch Bedürfnisse trennen. Die wenigen übrig gebliebenen älteren Provinzkämpfer haben auch persönliche Angst: Angst davor, isoliert zu werden, Angst vor dem Alterwerden, Angst keine Leute mehr zu finden, die einen persönlichen Rückhalt darstellen, Angst, daß die Provinz noch ärmer wird an politischen Persönlichkeiten, die das alte Geschichtsbewußtsein noch 'draufhaben', Angst davor, nur noch als 'Lehrer' oder 'Vaterfigur' von den Jüngeren eingestuft zu werden, Angst davor, daß bestehende politische Strukturen und persönliche Beziehungen zusammenbrechen und Angst davor, selber zu resignieren und keine Kraft mehr für neue Ideen und Aktionen zu haben. Viele der Älteren werden zu Fossilien einer zurückgegangenen Bewegung. Sie müssen durch ihre Arbeit nicht nur fehlendes Bewußtsein, sondern auch fehlende politische Strukturen ersetzen, da beides in der Provinz Mangelware ist. Sie werden überlastet, da sie zu Bezugspersonen vieler anderer Jugendlicher werden, denn die Politisierung in der Provinz erfolgt mehr über den Kontakt zu politischen Leuten als über die Verhältnisse.

Die politische Tradition in der Provinz reißt ab oder fällt zumindest um Jahre zurück, wenn diese Alt-Aktiven ausfallen, denn sie haben über ihre Person sehr viel an Strukturen und Arbeitszusammenhängen aufrechterhalten. Dort wo diese Leute noch aktiv sind und es ihnen gelungen ist, neue und jüngere Jugendliche zu gewinnen, gibt es noch eine lebendige Jugendszene, die zu dem wichtigsten Sammelpunkt für politisierte Kleinstadtjugendliche wird und von der aus auch noch die Möglichkeit zu politischen Aktionen gegeben ist. Das Potential ist aber heutzutage begrenzt, da aus den Schulen nicht mehr die politischen Impulse und die praktische Unterstützung kommt wie Ende der 60iger Jahre, da der Leistungsdruck in den Schulen die Anpassung gefördert hat und das Fehlen politischer Schülergruppen kein Gegengewicht dazu bilden

konnte.

Die Jugendbewegung der 70iger Jahre ist gekennzeichnet durch Zerfallsprozesse und innere Kaputtheit. Die Jugendsubkultur der 60iger Jahre ist zu einer kaputten Szene herabgesunken: die aktiveren Leute sind zu Konsumenten geworden und leben nur noch von Tages-Trips; das Herumhängen, das sinnlose Bekiffen und Besaufen nimmt zu; Feste werden immer öfters zu Horrorveranstaltungen, in denen die Aggressionen abreagiert werden; die Alternativszene protestiert mit dem kaputten Protest der 70iger Jahre: mit einem Leben, das nur noch das kurzfristige Bedürfnisse kennt; mit einem politische Selbstverständnis, das in der Vergangenheit stehen geblieben ist; mit Fluchtendenzen, der Such nach dem großen Dreh oder dem ‚big turn‘, der einen auf einmal aus der ganzen Scheiße herausreißt; mit einer aktionistischen Sprunghaftigkeit, die keinen gezielten politischen Schritt mehr zulässt; mit einer großen Hoffnungslosigkeit gegenüber der eigenen Zukunft, an deren Veränderung man nicht mehr glaubt.

Alternative: Alternativbewegung?

Das Bedürfnis, aus der kleinbürgerlichen Spießergesellschaft auszubrechen, die Idee, anders zu werden, anders zu leben, die Ablehnung der Arbeitswelt der Väter und der Protest gegen die provinzielle Ereignislosigkeit lebt noch. Der Traum ist nicht aus, auch wenn er in die Ferne gerückt ist.

Die Alternative ist aber kein Umsteigebahnhof, die durch bloßen Wechsel aus der bürgerlichen Ordnung in die Subkultur vollzogen werden kann, sondern setzt Erfahrungen mit dem ‚anders leben‘, eine große Selbständigkeit, die Bereitschaft eigener Aktivität und vielschichtigen Lernprozessen, sowie ein Bewußtsein von dem, was verändert werden soll, voraus. Und an diesem zentralen Punkt klafft die große Lücke, denn die Alternativszene in der Provinz steckt noch im Anfangsstadium und hat weder gangbare Modelle noch tragfähige Strukturen entwickelt, die das Experimentieren wirklich weiterbringen könnten. Bequemer Konsum, ‚einfach leben‘, geordneter sicherer Bürgeralltag, der sich bewährt hat und keine Experimente mehr erfordert, der Rückzug in Zweierbeziehungen, die privatistische Praxis des Freak-Hauses (zusammen leben, töpfern, basteln, kiffen, feten, flippen ...), die viele ehemalige politisch-aktive Provinzler aufgesogen hat, das Herumhängen in den ‚Szene-Discos‘ in den Kleinstädten und die Provinz-Wander-Bewegung am Wochenende (Wegfahren, Festival-Rundreisen, Stadtbesuche, Fest im Grünen mit immer derselben Clique) sind die zersprengten Reste der ehemaligen Jugendbewegung. An die Stelle des politischen Protestes ist eine weit verbreitete Lustlosigkeit getreten, die sich in einer verkürzten Subjektivität, im Leben für den Augenblick, für das Wochenende, für die Freizeit äußert und bei vielen das Gefühl eines großen Nachholbedarfes an dem, was einst die Träume

und Hoffnungen der Bewegung waren ('Befreiung'; 'Freak Out'), entstehen ließ. Das dahinter stehende immer manifester werdende Bedürfnis des Aus- und Umsteigens, das durch die vielen Illusionen der sogenannten Alternativbewegung verstärkt wird, ist aber kein perspektivischer Weg, denn es gibt keine Alternative zum Bestehenden, wenn es nicht die objektiven politischen Strukturen und die bewußten Subjekte gibt, die diese Alternativen als wirkliches GEGEN-Teil zum Bestehenden und nicht einfach als eine Subkultur im Bestehenden verwirklichen. Viele sogenannte Alternativprojekte in der Provinz sind aber keineswegs eine solche Alternative, sondern lediglich eine subjektive Alternative für die jeweils Betroffenen und objektiv eine innere Fluchtbewegung, da diese Leute nur noch selbst mit sich zu tun haben und zu tun haben wollen, ohne weiterhin politische Kontakte aufrechtzuerhalten oder überhaupt noch etwas zur Verlebendigung der Politszene in der Provinz beizutragen. Der Trend zur Entpolitisierung auch in der Provinz beizutragen. Der Trend zur Entpolitisierung auch in der Provinz wird besonders an den ortsüblichen Treffpunkten der Provinzszenen deutlich: die Zahl der Programm-Kultur-Veranstaltungen, auf denen von auswärtigen Gruppen Musik geboten wird, nimmt zu, während die Eigenproduktion (Musikgruppen aus der Umgebung, Theatergruppen aus den Jugendzentren etc.) nachläßt; die Festivals und Provinztreffen werden zu Sammelbecken für entwurzelte Provinzlinke und Provinzlinge, hinter denen oft keine politischen Zusammenhänge mehr stehen, die sich zurückgezogen haben oder als Wochenend-Emigranten aufs Land zurückkehren, ohne dort noch etwas politisch zu machen; die Versorgungslage und das Bücherangebot etc. auf den Provinztreffen ist besser geworden, da fliegende Buchhändler und fahrende Makrobiotiker fast bei jedem Festival zu finden sind; aber sie sind es gerade, die von dem Entpolitisierungstrend profitieren, denn wurde früher wurde das Essen und das Informationsmaterial von der veranstaltenden Gruppe und den politischen Gruppen (Chile Komitees, Amnesty International, JZ-Gruppen, KDV-Gruppen) abgedeckt und evtl. Gewinne für die Unkosten oder die politische Arbeit verwendet, so werden die Gewinne heute privatisiert, um irgendeinem 'Alternativen' seinen Lebensunterhalt zu sichern. Die Kleinkrämerei schließt die Lücken, die der politische Rückzug aufgerissen hat.

Alte Probleme und neue Bewegung?

Die alten Konflikte in Schule und Elternhaus sind noch da. Was fehlt, ist der Hintergrund einer politischen Bewegung, der diese Konflikte politisiert und über die Ebene des individuellen Kampfes hinaus aufgreift. Es gibt keine solche Jugendrevolte mehr; denn die Aufbruchsstimmung der 60er Jahre ist dahin und kann auch nicht durch die Anekdoten derjenigen, die daran einmal teilgenommen haben, wieder herbeigeredet werden. Das Erbe der Jugendrevolte lastet wie *ein „Alp auf den Häuption“* (Karl Marx) der Altaktiven und führt sehr leicht zu einem Schwärmen von früher, zu einer

Verklärung der eigenen Schulzeit, in der noch 'was los' war und die Bewegungen noch Massenkraft hatten. Diese Reden sind eine indirekte Anklage an die zweite Generation, die dazu nicht fähig ist und nicht fähig sein kann, eben weil sich die Zeiten zum Schlechteren geändert haben. Die Jugendlichen heute haben es schwerer, weil der Leistungsdruck in den Schulen zugenommen hat, die Berufschancen schlechter geworden sind und dieser soziale Druck keine politische Perspektive eröffnet, wie es in den 60er Jahren möglich war, sondern lediglich die Fluchtenden verstärkt. Das Freizeitflippen wird zum Ersatz für den verstärkten Druck in diesen Lebensbereichen.

Dennoch ist der Protest der Jugendlichen heutzutage nicht völlig verschwunden, sondern äußert sich weniger spektakulär. Die alte Unzufriedenheit als Urmotiv der Revolte ist noch da, auch wenn das Politische an diesem Protest verdeckt und nicht bewußt ist.

Dieser alte, immer noch aktuelle Protest, in Verbindung mit den politischen Erfahrungen der Alt-Provinzler, ist die Basis für die Fortsetzung der Inhalte der alten Jugendbewegung. Wenn es den Überresten der Alternativszene gelingt, nicht in der Reduzierung auf eine Insider-Clique zu versacken, sondern durch politische Aktivitäten dieses latente Protestpotential bei den Jüngeren aufzugreifen und dadurch die schleichende Abkapselung der Gruppe zu überwinden, dann liegt darin eine Chance, auch in der Provinz die politische Kontinuität trotz der wenigen Leute, der wenigen Aktiven und der vielen Abwanderer fortzusetzen. Gerade in den Kleinstädten, in denen es noch eine politische Jugendszene gibt, nimmt die Zahl der Jüngeren, die mitarbeiten, zu, wodurch die Überlebenschancen der Alternativszene verbessert werden. Ohne diese politischen Anlaufpunkte (die meist Jugendzentrums-Initiativen sind) würde nicht nur der individuelle Protest der Jüngeren versacken und sie keine Rückendeckung erhalten, sondern auch die Alternativszene langsam aussterben. Die Präsenz von politisierten Leuten ist deshalb notwendig, um die neue Jugendgeneration, die ohne die sinnliche Erfahrung einer großen Jugendbewegung und daher auch ohne Bewußtsein von der eigenen Geschichte aufgewachsen ist, nicht einfach den Provinzverhältnissen zu überlassen, sondern ihren immer noch berechtigten Protest zu bestätigen und politisch zu unterstützen. Ihr Widerstand gegen konkrete Schul-, Betriebs- und Freizeitverhältnisse, ihr Protest gegen die häusliche Unterdrückung, enthält noch jene Unmittelbarkeit, die heute der Alternativbewegung größtenteils fehlt, da diese meist nicht mehr konkret bestimmen kann, wogegen sie ist, sondern in der 'totalen' Ablehnung und im Widerstand gegen das gesamte System, auch das System in uns, in einen Selbstzerfleischungs- und Selbstzerstörungsprozeß hineingeraten ist, der den Widerstand nicht mehr konkret an einem Gegner festmacht, sondern zu einem 'diffusen Widerstand' gegen das 'beschissene System' schlechthin macht. Damit wird der materialistische Kern des Protests, die Ursache der Empörung, das Objekt der Unterdrückung, nicht mehr

angesehen, sondern nur noch subjektivistisch eine vermeintliche Global-Alternative dazu proklamiert, die dann zur Leitfigur der Veränderung werden soll. Diese 'Alternative' kann aber keine Antwort auf die Probleme der zweiten Generation sein, da die erste Generation noch nicht die notwendigen Strukturen für eine alternative Lösung aufgebaut hat und es weder konkret Alternativschulen, Alternativausbildungsbetriebe etc. gibt, die eine konkrete Antwort auf die Probleme der zweiten Generation sein könnten. Es gibt vielleicht nicht einmal mehr alternative politische Gruppen in der Kleinstadt, in denen über solche Dinge überhaupt erst einmal geredet wird.

Ökologiebewegung – Keimzelle einer neuen Jugendbewegung?

Die noch vorhandene Alternativszene in der Provinz hat um ihr Überleben zu kämpfen. Für ihr Weiterbestehen braucht sie nicht nur Leute, die das Provinzleben in seiner Widersprüchlichkeit durchzuhalten, sondern auch objektive Anknüpfungspunkte für eine Verbreiterung der zu dünnen und zu alten Basis. Solche Ansatzpunkte sind z. B. die Ökologiebewegung, die gerade als genuine Provinzbewegung eine Chance zur inhaltlichen Bereicherung der politischen Arbeit sein könnte, die Ausweitung der politischen Arbeit in die Region hinein (Provinzarbeit), wie sie durch die regionale Zusammenarbeit unter den Jugendzentren schon vorgezeichnet ist, die Verstärkung der Arbeit in den Kleinstädten (KDV-Gruppen, Alternativ-Zeitungen etc.) und die Einrichtung eigener Projekte (z. B. Wohngemeinschaften, Druckkollektive). Die Alternativszene wird nur dann überleben können, wenn sie ihre bisherige Arbeit inhaltlich füllen kann, ihre Zusammenarbeits-Strukturen verbessert, neue Bündnispartner gewinnt und damit sowohl die Probleme der Älteren (inhaltliche Ratlosigkeit, Altersdruck, Versorgungsangst etc.) aufgreift, als auch auf die Jüngeren eine politische Faszination ausübt, in der sie sich wieder finden.

Vielleicht liegt gerade in der Ökologiebewegung (die noch nicht auf das ganze Land verbreitet ist) eine Chance, sowohl das alte 'verschollene Erbe' der Jugendbewegung der 60er Jahre (mit dem Kernpunkt des Protestes gegen die Spießereie und den Kleinstadtmief) neu einzubringen, als auch gerade durch die Vielfalt dieser Bewegung die Bedürfnisse anzusprechen (Häuser bauen, kreative Handarbeit, Abenteuer in der Natur, produktive Phantasie und Spaß am Basteln), die sonst nur im Reich der Kinderträume existieren und durch diese politische Bewegung zu politischen Produktivkräften werden können. Vielleicht ermöglicht gerade die Ökologiebewegung auch, daß über die intensive Auseinandersetzung mit der Um-Welt ein neues Verhältnis zu ihr und den Menschen in der Provinz gewonnen wird, das ermöglicht, daß die progressive Jugendbewegung nicht mehr nur (wie das früher der Fall war, nach innen wirkt und zur Emanzipation in der Gruppe beiträgt), sondern auch nach außen hin politische Impulse weitergibt.

Die Alternativszene der späten 70er Jahre in der Provinz wird nicht aus sich selbst heraus überleben können, da sie sich nicht mehr als politische Bewegung trägt. Ob sie aber den Anspruch hat, mehr zu sein als eine tolerierte Subkultur, nämlich eine politische Kraft, hängt nicht zuletzt vom Anspruch der Aktiven selbst ab. Um eine politische Kraft zu werden, muß die bestehende Alternativszene allerdings näher auf die Provinz selbst eingehen und in den Kleinstädten 'verwurzelt' sein, denn nur so kann sie eine wirkliche 'Radikalität' entfalten, die nicht nur für eine kleine Elite Bedeutung hat. Die 'Alten' der ersten Generation müssen dabei darauf achten, daß sie mit ihrem verständlichen 'Ruhebedürfnis' (mehr Überlegungen spielen eine Rolle; das 'Wovon-Leben' dominiert, etc.), die Jüngeren nicht blockieren und zu Abwieglern werden. Vielleicht fehlt uns heute die jugendliche Direktheit, die die Dinge so ausspricht, wie sie sind. Vielleicht sind wir schon zu alt für die (neue?) Jugendbewegung?

Subjektiver Nachklang

Die Hauptangst von mir ist nicht die oft dümmlich vorgetragene Repression, die in der massiven und direkten Form (als Diffamierung), wie sie in der Provinz üblich ist, schon unter die Person geht und vielfältige Nachteile mit sich bringt (z. B. wird man zum politischen Verführer hochstilisiert und vor allem den Jüngeren der 'Umgang' mit einem verboten), sondern der innere Zerfall der Reste der alten Bewegung und heute oft leblosen Jugendsubkultur.

Wenn diese Ansätze zerfallen, dann versickert alles das, wofür die Leute in den 60er Jahren und Anfang der 70er Jahre gemeinsam gekämpft und es wird nicht mehr möglich sein, gegen die immer noch sehr verbreitete Kleinstadtscheiße etwas zu machen.

Der Protest der späten 70er Jahre ist ein unglaublicher Protest gegen das Spießertum geworden, denn viele, die ihn zur Zeit der breiteren Bewegung auf den Lippen hatten, sind heute angepaßt, einige sind ausgeflippt, sehr viele haben die Kleinstadt verlassen. Wenn man sich heute umschaut, wo denn die vielen Protestler heute geblieben sind, dann kann man selbst nur die 'Mitläufer-These' anwenden. Wenn man sieht, was aus dem Protest in Musik, Politik und Leben der 60er und Anfang der 70er Jahre geworden ist, nämlich Räucherstäbchenkultur, eine Subkultur ohne Bewegung, Protestlieder in der Disco serviert, Nostalgie von den guten alten 60ern, dann kommt einem dies wie ein Horrortrip vor.

Sicher steckt hinter dieser Sichtweise auch eine teilweise Verklärung der Vergangenheit, die so nicht stimmt: die Schülerbewegung war nicht 'die' großartige Bewegung, sondern hat viel mit Kopfarbeit gemacht, war in der

Gruppenstruktur sehr autoritätsfixiert – trotz antiautoritärem Anspruch und war trotz der starken Politisierung von der Mehrzahl der Schüler und den anderen Kleinstadtjugendlichen isoliert gewesen. Was anders war – und das ist der Punkt, der heute fehlt – ist das gemeinsame Gefühl etwas zu verändern, endlich aus der unbefriedigenden Situation herauszukommen, endlich einmal selbst etwas machen und vertreten zu können.

Heute hat sich die Vorstellung von persönlicher Emanzipation in der Szene gespalten: viele wollen nicht mehr gezielt politisch arbeiten, sondern 'einfach leben' – (was immer das ist!). Viele haben nur auf eine persönliche Chance gewartet, waren auf der Suche nach etwas und haben sich nur solange politisch engagiert, wie sie glaubten, dieses 'Etwas' dadurch zu finden. Auf diese Art sind viele ausgestiegen und suchen sich ihren Weg (Musik machen, Südfrankreich-Abwandern etc.). Sie wehren sich nicht mehr gegen den Kleinstadtfrost, sie protestieren nicht mehr gegen die erdrückende Enge, sondern richten sich irgendwo ein und schaffen ein in ihren Augen 'alternatives Milieu'.

Für die noch politisch Bewußten ist dieser Trend in doppelter Weise schrecklich: die Subkultur-Freaks verleiten durch ihre oberflächliche Sorglosigkeit dazu, selbst den 'Kram hinzuwerfen' während ein Blick auf die Jüngeren, die nur noch kurzfristigen Interessen nachjagen, zeigt, daß politische Interessen hier nicht mehr zum Zuge kommen. Und dann gibt es noch diejenigen politisch Aktiven, die durch ihr Engagement in Jugendzentrumsarbeit ihre Schule vernachlässigt und sich damit selbst um ihre Berufschancen gebracht haben und heute nur unbefriedigend herumjobben. Sie haben sich deshalb so für diese Arbeit eingesetzt, weil sie ihnen diesen Einsatz wert war, weil sie eine wirkliche Alternative zur persönlichen Emanzipation ist.

Ihr aufopferungsvoller Einsatz für die 'Bewegung', ihre selbst entdeckten radikalen Bedürfnisse haben diese Aktiven zumindest auf der beruflichen Seite scheitern lassen. Dies wäre nicht so schlimm, wenn es nur um Karriere gegangen wäre, aber es geht hierbei auch um den Anspruch, eine Arbeit zu haben, der man selbst etwas abgewinnen kann, und nicht nur billigstes Jobben. Und letztlich Verbitterung, wenn die Bedingungen, für die man selbst auf diese Art und Weise gekämpft hat, auf einmal nicht mehr vorhanden sind, und das Gefühl, betrogen worden zu sein, sich breit macht. Gerade die sogenannte Alternativbewegung lebt von dem Einsatz der Aktiven, von der Überbeanspruchung der Aktiven, von der Produktivkraft der Begeisterung, vom Elan der Bewegung und bricht sehr schnell zusammen, wenn diese Faktoren schwinden. Dadurch wird diese politische Bewegung bei ihrem Niedergang zu einem Selbstbetrug, der darin besteht, sehr viel persönlichen Einsatz umsonst gebracht zu haben, und zu einem Verrat an den besonderen Aktiven, die sich durch ihre Funktion exponieren mußten, besonders

hervorgetreten sind und dadurch in die Schußlinie gerieten und nun, da die Bewegung abgeebbt ist, durch ihre einstige Rolle als 'Politischer' gebrandmarkt sind und unter Dauerbeschuß stehen.

Einer Diskussion über die Alternativbewegung darf dieser Weg vieler Aktiven nicht gleichgültig sein. Oder lebt die Alternativbewegung gerade von dieser Ausbeutung des subjektiven Faktors, indem dieser exponiert wird und damit vernachlässigt wird, objektive Strukturen aufzubauen, die eine Verheizung der Aktiven verhindert?

Meine Sichtweise mag einseitig sein, weil ich selbst schon viel zu lange – nämlich zehn Jahre – in dieser Szene aktiv bin, aber ich finde es legitim, einmal die Frage von innen heraus, von den Aktiven und der Praxis her zu stellen und nicht mehr nur die Alternativszene objektiv zu beurteilen. Insofern ist dieser Bericht nicht nur ein Bericht über 'unsere zehn Jahr danach' sondern auch über 'meine zehn Jahre danach' und damit hoffentlich subjektiv, ehrlich und direkt.

Dokumentation 2: (1991)

Albert Herrenknecht, Jürgen Wohlfarth

Vom Kampf gegen die Provinz zum Kampf mit der Provinz

- 25 Jahre politische Emanzipationsbewegungen in der Provinz

(Reprint aus: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, Schwerpunkt: Power in der Provinz. Heft 4 / 1991, Marburg 1991, S. 21-31)

Auch in der Provinz haben die Studentenbewegung der sechziger Jahre und die ihr folgenden Neuen Sozialen Bewegungen sichtbare Spuren hinterlassen. Seit Ende der sechziger Jahre gibt es eine eigenständige Traditionsgeschichte politischer Emanzipationsbewegungen, die das Vorurteil, Provinz sei generell ein emanzipationsfeindlicher Ort, widerlegt.

Dieser Beitrag versucht die durchaus widersprüchliche, von mehreren Paradigenschwenks beherrschte Entwicklungsgeschichte der Emanzipationsbewegungen in der Provinz nachzuzeichnen. Er kommt dabei zu der Analyse, daß die ursprüngliche Kampfansage an die Provinz als fortschrittsfeindliches Gebiet einer differenzierten Provinzsicht gewichen ist und für diesen Lernprozeß die konkreten Erfahrungen der verschiedenen "Provinzbewegungen" von 1968 bis in den Anfang der 90er Jahre einen wichtigen Beitrag geleistet haben. Aus dem einstigen Kampf gegen, wird heute ein Kampf mit der Provinz, was bedeutet, daß die aktuellen Bewegungen mehr als früher mit dem Lebenstakt der Provinz mitgehen, ohne sich ihm gleichzeitig anzupassen, d.h. die notwendige Auseinandersetzung mit den politische Neuerungen blockierenden Strukturen aufzugeben.

Im Schatten der Städte - Provinzielle Jugendbewegungen 1968-1971

Die emanzipatorisch orientierte Jugendbewegung der sechziger Jahre konnte im Rausch ihrer Aufbruchstimmung die Provinz nur als Feindbild wahrnehmen. Sie galt als "*schwarzer Erdteil*" (Kurt Tucholsky), als "*Reservat der Reaktion*" (Rosa Luxemburg), und ihr zu entrinnen war das Oberziel der

kleinstädtischen Schüler- und Lehrlingsbewegung. Das *"Hinausweh"* (Matthias Claudius) bedeutete die Teilhabe an einer weltweiten Jugendbewegung und Revolte, das Hinter-Sich-Lassen einer bewegungslosen Vergangenheit voller Kleinstadtmief und provinzieller Enge. "Raus aus der Provinz", "Weg aus den Revieren der Volksseele voller Kleinbürgergraus" lauteten die Gebote der Zeit, um jenseits der immer noch bestehenden unsichtbaren Kleinstadtmauern kulturell "durchatmen" zu können, Freiräume zu haben, die angezüchtete Bewußtlosigkeit überwinden zu können.

Diese biographischen Provinzängste wurden verstärkt durch eine einseitige Rezeption der Schreckensbilder der Provinz, wie sie bei den Klassikern der Neuen Linken zu finden waren: So z. B. stilisierte Th. W. Adorno die Provinz zu einem Ort mit *"Hang zur Barbarei"* (Herrenknecht, 1977b, S. 131f.) und als Hinterhalt des Aufstandes der *"Reservearmee der Stillen im Lande"* (Th. W. Adorno, 1964, S. 77). Ernst Bloch sprach von der Provinz als dem *"geheimen Deutschland"* (Bloch, 1962, S. 56), mit Latenz zu *"Metzgertränen und rohester Folklore"* als *"Schlupfwinkel und Arsenal der Reaktion"* und *"Wetterwinkel"* gegen alle spätere Aufklärung und Emanzipation. Kurt Tucholsky sah in der Provinz ein Bollwerk gegen alles Neue und Verändernde und klagte resignierend: *"Da regiert der Bürger in seiner übelsten Gestalt. Da regiert der Offizier alten Stils. Da regiert der Beamte des alten Regimes. Und wie regieren sie! - Keine Erkenntnis hat sich da Bahn gebrochen. Kein Luftzug der neuen Zeit weht da herein. Da ist alles noch beim alten."* (Tucholsky, 1980, Bd. 2, S. 327)

Gegen diese provinzielle Stickluft lief die Jugendbewegung der sechziger Jahren Sturm. Auch im Hinterland sollte der frische Wind der neuen Zeit spürbar sein, war die Durchlüftung der abgestandenen Provinz angesagt, sollte eine *"Reinigung vom Muff des vorigen Jahrhunderts und seinem unsäglichen Zierrat"* (Bloch, 1979, S. 860) erfolgen. In der Militärsprache von Friedrich Engels hieß dies *"(Brechung) des lokalen und provinziellen Eigensinns"*, denn *"es darf unter keinen Umständen geduldet werden, daß jedes Dorf, jede Stadt, jede Provinz der revolutionären Tätigkeit, die in ihrer ganzen Kraft nur vom Zentrum ausgehen kann, ein Hindernis in den Weg lege."* (Engels, 1970, S. 136)

Der Ausbruch aus der kleinbürgerlichen Spießergesellschaft, das Aufbrechen der Provinz für gesellschaftlichen Fortschritt, die kulturelle Modernisierung des verspäteten Hinterlandes standen auf der Tagesordnung der Jugendrevolte in der Provinz. Die Gefühlsgemeinschaft einer auf- und ausbrechenden Jugend, die die Provinzsozialisation der fünfziger und sechziger Jahre radikal hinter sich brachte und in ihrem Bewegungs-Drang durch eine weltweite und von den Metropolen ausstrahlende politische Bewegung moralisch und ideologisch unterstützt wurde, ließ die besondere Situation und Problemlage der Provinz in den Hintergrund treten. Die Provinz schien überwindbar und besiegt: Es

zählte das *"Entronnensein"* (T.W. Adorno), die Flucht aus der "verfluchten" Provinz.

Der ungebrochene Zukunftsoptimismus dieser Zeit, gepaart mit der Begeisterung, in einer Umbruchzeit zu leben und diese Zeitenwende auch sinnlich-hedonistisch zu erleben (Herrenknecht, 1978a, S. 73), machte die Provinzthematik zu einem Nebenwiderspruch. Politische Rückständigkeiten oder alltägliche Stammtischsprüche wurden pauschal als "faschistoid" (Herrenknecht, 1977b, S. 132f.) abgetan. Alle aufgescheuchten Provinzler galten als "Spießherde". Und die Provinzverhältnisse erhielten zu ihrer speziellen Kennzeichnung die Komparativform *"besonders ... "repressiv, reaktionär, lustfeindlich, verklemmt, faschistisch..."* (Degler, 1968, S. 155). In der Kategorie von Blochs *"Theorie der Ungleichzeitigkeit"* (Bloch, 1962) gedacht, war die Jugendbewegung in der Provinz in der Zeit von 1968-1971 nicht nur "gleichzeitig", d.h. auf der Höhe der Zeit, sondern auch "übergleichzeitig", d. h. über die Zeit und die Verhältnisse hinausgreifend, der Zeit voraus. Der Abstand zur "ungleichzeitigen" Provinz erschien zu dieser Zeit folglich am größten, was die Ferne der damaligen Jugendbewegung zur konkreten Provinz und ihren Strukturen nochmals unterstreicht.

Die Provinz existierte in dieser Epoche lediglich als ein negativ besetzter Begriff, nicht als ein eigentlich politisches Problem: Die Provinz in ihrer Breite galt als hoffnungsloses Hinterland, das für eine politische Veränderung abzuschreiben war, weil dort eher der politische Gegner zu Hause wäre und seinen Standortvorteil ausspiele. Die Wahlerfolge der NPD auf dem Lande in den sechziger Jahren, die oft handgreifliche Polarisierung der politischen Lager in der Provinz und der Aufmarsch der Rechten im Hinterland schienen diese Theorie von Provinz als potentielles Faschistenland auch zu bestätigen. Von einer solchen Kollektivhaft als Provinzler wollte sich die Jugendbewegung befreien, mit dieser Provinz nichts zu tun haben. Da ein differenzierter Ausstieg aus der Provinz damals nicht möglich war, wurde sie pauschal abgelehnt und politisch ausgeklammert und verdrängt (Herrenknecht, 1977a, S. 17ff.).

Reale Verdrängung aus Angst vor falscher Identifizierung als rückständiger Provinzler und theoretische Ausklammerung der "Provinzfrage" innerhalb der global- und metropolenorientierten Jugendbewegung, die mehr zur Landfrage in der chinesischen Kulturrevolution philosophierte als über die Standortschwierigkeiten der Neuen Linken in der deutschen Provinz, brachten das Provinzthema ins Abseits, überließen es als unbestelltes Brachland den nachfolgenden Provinzbewegungen zur Bearbeitung.

Die Rückkehr der Provinz

- Emanzipationsbewegungen in der Provinz zwischen 1971-1978

Der Niedergang der Studentenbewegung in den Großstädten, die innere Zersplitterung durch Dogmatismus und Sektierertum, der Zerfall der Jugendbewegung in unterschiedliche politische und subkulturelle Bewegungen und die Absorption wichtiger Reformkräfte in der SPD und bei den Jusos schwächte die Ausstrahlungskraft der Metropolen-Bewegungen in der Provinz. Ihre Faszination verschwand, ihr einstiger Glanz verblaßte, und zwischen Metropolen-Uni und Kleinstadt-Szene pendelnde Genossen taten durch ihr Auftreten als "Landagitatoren" und "Volkskommissare" ihr übriges dazu, das positive Bild einer möglichen Emanzipation im großen Sprung nach Vorne zu zerstören.

Das durch Abwanderung politisierter Oberschüler und über den zweiten Bildungsweg aufgestiegener Lehrlingsbewegter geschwächte Häuflein in der Provinz verbliebener "Kämpfer" sah sich vor die Aufgabe gestellt, sich auf einen "langen Marsch" durch die real-existierende Provinz einzustellen und dort die Quartiere für eine politische Überwinterung aufzuschlagen. Dem "Stadtban" der frühen Jugendbewegung folgte das gebannte Starren auf eine wiedererstarkende, lernende Provinz, die dem ersten Ansturm der Jugendrevolte zwar nicht unbeschädigt, aber dennoch mit zäher Beständigkeit hatte widerstehen können. So unvermutet und provokant wollten sich die Honoratioren, Stadtväter und Autoritäten der Kleinstädte nicht noch einmal vorführen lassen. Man wollte seinen Unruheherd unter Kontrolle haben und dem radikalen Aktionismus den Agitationsboden entziehen.

Diese Strategie wäre auch aufgegangen, wären die Reste der Jugendbewegung auf die Schüler- und Lehrlingszirkel (Herrenknecht, 1978a, S. 28ff.) beschränkt geblieben und wäre es nicht gelungen, über die Jugendzentrumsbewegung eine neue Aktionsbasis unter der Kleinstadtjugend herzustellen. Die Jugendzentrumsbewegung hat die Dogmatisierung und Gettoisierung der politisierten Jugendlichen verhindert und durch ihre hedonistische Aktionsformen die Arbeit an der Befreiung der Persönlichkeit von innerer Provinz ermöglicht. Sie griff die Forderung von Th. W. Adorno nach der "*Entprovinzialisierung der Provinz*" (Adorno, 1963, S. 46f.) auf und verstand sich selbst als Emanzipationsbewegung im und aus dem Inneren der Provinz. Jugendzentren wurden damit zu den politischen Provinzzentren der siebziger Jahre, zu einem "*Sammelbecken der Kleinstadtopposition, Stützpunkten des politischen Kampfes im Hinterland, Werkstätten der Kulturrevolution in der Provinz, Zentren von Gegenöffentlichkeit.*" (Herrenknecht, 1977a, S. 82)

Vor allem seit Mitte der siebziger Jahre, als die Jugendzentrumsbewegung in den Städten ihren Zenit überschritten hatte und die Provinz-Jugendzentrumsinitiativen auf sich selbst gestellt waren, zeigt sich eine

Hinwendung zur Provinzregion und zur konkreten Provinzsituation vor Ort. Der Nahraum Provinz wurde förmlich entdeckt und durch Medienarbeit (Ton-Dia-Schau zur Freizeitsituation der Jugendlichen) erschlossen (Jung / Lecke, 1977, S. 257ff.). Die Jugendzentrumsbewegung wuchs auf das Land hinaus: Auch auf den Dörfern entstanden Jugendclubs, gab es politisch aktive Jugendzentrumsinitiativen (Herrenknecht, 1977a, S. 69ff.). Diese Verbreitung der Jugendzentren in der Fläche mit ca. 1200 Initiativen in den siebziger Jahren führte zu einer Vernetzung in Regionalzusammenschlüssen der Jugendzentren und zur Bildung von sogenannten "*Jugendzentrumsprovinzen*" (Herrenknecht, 1977d, S. 132). In ihnen lag die Keimzelle dessen, was Ende der siebziger Jahre dann als "*Provinzarbeit*" (Herrenknecht, 1977a, S. 9ff.) hervortrat und sich bundesweit verbreitete.

Aber nicht nur in der Jugendzentrumsbewegung regte sich Anfang der siebziger Jahre etwas in der Provinz. Aus der Stadt- und Landschaft heraus entstanden die ersten Versuche der Gründung von Landkommunen und Aussteigergemeinschaften (Leineweber / Schibel, 1975; Vollmar, 1976; Glätzer, 1978). Im Dunstkreis von Universitätsstädten und in Zentren starker kleinstädtischer Jugendzentrumsbewegungen bildeten sich Wohngemeinschaften auf den Dörfern. Gestützt auf Bafög und Arbeitslosengeld (Radi-Alternativzeitung, 1977) formierten sich Experimentiergemeinschaften für eine ökologische Annäherung an die Provinz.

Wichtige Vorreiterfunktion für einen Paradigmenwechsel in der Provinzwahrnehmung spielten zu dieser Zeit die großen Bürgerinitiativ-Bewegungen (Wyhl, später Brokdorf, Kalkar, Gorleben, Boxberg) mit ihrem Widerstand gegen Atomkraftwerke und großtechnische Anlagen. Sie klärten die noch fortschrittsfixierte Großstadt- und Provinzszenen auf und machten auf die Risiken dieser "Todestechnologie" aufmerksam und leiteten damit eine der politisch wichtigen Diskussionen ein. Mit der Wiederentdeckung von Natur und Landschaft begann auch eine Neuwahrnehmung von Provinz: Der Zusammenhang von Naturzerstörung und Provinzverplanung (Herrenknecht, 1978c) wurde offensichtlich.

Daß dieser Weg "Zurück zur Provinz" nicht frei von falschen Projektionen und überhöhten Szeneansprüchen war, zeigen Veröffentlichungen, die sich mit dem "*neuen revolutionären Subjekt: Dem bodenständigen Bauern*" (Baier, 1980, S. 43ff.) und dem allzu schnellen Umschwenken vom reaktionären Hinterland zur neuen "*kämpfenden Provinz*" (Herrenknecht, 1977a, S. 31ff.) auseinandersetzten. Die Provinz schien zu dieser Zeit eine Art "Ersatzschauplatz" politischer Kämpfe und unerfüllter Jugendträume zu werden: Regionalistische Utopien von Autonomie und Autarkie (Autonomie, 1978) hatten Konjunktur, und Bewegungsbilder der europäischen, ethnischen Freiheitsbewegungen wurden auf die deutschen Provinzverhältnisse reprojeziert. Die "*aufgewachte Provinz*" (Robert Jungk) schien für die

zwischenzeitlich lethargische politische Stadtbewegung neue Perspektiven zu eröffnen, um die eigene angekratzte Identität neu zu stabilisieren.

Daß die Provinz nur *"hellwach ist, wenn sie aufgeweckt wird"* (Herrenknecht, 1977e, S. 30) und daß dieser Prozeß ein sehr zäher und langwieriger ist, wurde bei den Wochenendausflügen der Polittouristen auf das Land der Sensationsprovinzen häufig beflissentlich übersehen. Für die Vollzeit-Provinzler in den Kleinstädten und Dörfern dagegen wuchs in dieser Zeit die Angst vor der wiederkehrenden Ungleichzeitigkeit, d. h. die Befürchtung, alle diejenigen kleinen menschlichen, politischen, kulturellen und bewußtseinsmäßigen Errungenschaften vom langjährigem politischen Kampf allmählich wieder an die Provinz zu verlieren und sich schleichend anzupassen. Die Angst einer unkontrollierten Re-Provinzialisierung als jähes Ende aller Politik, Bewegung und Selbstverwirklichung war das zentrale Thema der Provinzdebatte der siebziger Jahre. Daß es überhaupt zu einer solchen Debatte kam, lag auch daran, daß die Linke Mitte der siebziger Jahre die Provinz als politisches Problem entdeckt hatte und als solches ernst nahm. In diesem Zeitraum erschienen wichtiger Bücher wie z.B. *"Bauer und Politik"*, *"Abschied von der Provinz"*, *"Kursbuch 39: Provinz"*, *"Provinz-Leben"*, *"Landleben-Lesebuch"*, die die Provinzdiskussion neu entfachten und innerhalb der sehr Theorie bezogenen Szene hoffähig machten. Mit diesen Publikationen wurde die Sprach- und Theorielosigkeit der Neuen Linke gegenüber dem Phänomen und Problem Provinz durchbrochen und eine eigenständige Akzeptanz und Diskussion von Provinz erreicht. Gleichzeitig erschlossen diese Veröffentlichungen eine bisher nicht gekannte und erkannte Bandbreite des Themas: Von der Provinz als Kulturproblem über die regionalpolitische Provinzverplanung bis zur Wiederentdeckung der klassischen Agrar- und Landfrage reichte das Spektrum der hier angesprochenen Provinzfelder.

In diesen Zeitraum fallen auch die Anfänge später erst deutlicher hervortretender Provinzinitiativen, wie z. B. der Agraropposition (das erste *"Bauernblatt"* erschien 1976) und der Geschichtswerkstätten (Herrenknecht, 1977c, S. 213ff.). Vor allem im Bereich der Sozialpädagogik und Bildungsarbeit, in denen viele Provinzarbeiter per Studium oder Beruf zu Hause waren, entwickelte sich seit 1975 eine rege Debatte über die bildungspolitische Erschließung der Provinz (Lecke, 1981, S. 165f.) zwischen bildungspolitischer Provinzverplanung und neuer ländlicher Bildungsarbeit. Ausgehend von Ernst Blochs *"Theorie der Ungleichzeitigkeit"* (Kinstle u.a., 1978, S. 23ff.) wurde Provinz nicht mehr als Raum verschleppter Anpassung an die Moderne, sondern als eigen-geschichtlicher Raum positiver und negativer Dialektik begriffen. Damit war der Denkraum frei, Provinz nicht mehr nur aus der urbanen Sicht nachholender Modernisierung zu sehen, sondern auch deren positive und zu bewahrende Elemente zu sichten und auch zu verteidigen. Aus dieser Dialektisierung der Provinz-Sicht wurde zwischen 1978 und 1985 eine eigenständige Provinz-Bewegung: *"Macht die Provinz*

bunt und lebendig", die Bewegung der Provinzarbeit (Herrenknecht, 1980a).

Parteinahme für die Provinz - Provinzarbeit-Initiativen und Neue Soziale Bewegungen 1978-1985

Das Jahr 1978 bedeutete für die politischen Bewegungen in der Provinz, die aus den Jugendbewegungen der sechziger Jahre heraus entstanden waren, eine gewisse Zäsur. Die zehn Jahre nach 1968 signalisierten ein Auslaufen der Jugendbewegungsphase und ein Hineinwachsen in die Provinz, wobei die Jugendbewegungsprägung der Provinzscene immer noch dominant war: Einmal als positives Lebensgefühl einer solchen Bewegungs-Traditionslinie und gelungenen Kontinuität, zum anderen als latente Angst, dieses Gegenmilieu verlassen zu müssen, ohne in anderen Aktionsfeldern der Provinz mit ähnlicher persönlicher Identifikation politisch zu Hause sein zu können. Die Heimatlosigkeit der Provinzlinken (Provinz-Rundbrief, 20/1985) wurde ein zentrales Thema dieser Epoche: Soziale Ängste vor politischer und persönlicher Bewegungslosigkeit, schleichendem provinziellen Reformismus, geistig-kultureller Verblödung bestimmten die Publikationen. Bilder vom Abstellgleis Provinz, dem Endbahnhof der Träume, Symbole der "*Grünen Wüste*", in der man/frau politisch zu verdorren droht (Herrenknecht, 1981a, S. 13ff.), tauchten immer wieder in den Befindlichkeitsbeschreibungen der Provinzscene auf. Der "*stumme Zwang der Verhältnisse*" (Karl Marx), sich in den nächsten Jahren politisch in und auf die Provinz einzurichten und biographisch einzulassen, wurde immer deutlicher.

Wichtigstes Instrument, um diesen Übergang ohne politischen Identitätsverlust zu überstehen, war die innerregionale Vernetzung. Durch politisches und persönliches Zusammenrücken sollte die Angst vor der Provinzkälte überwunden werden. In dieser Zeit entstanden in den aktiven Provinz-Regionen starke und gut funktionierende Netzwerke und Regionalkontakte. Bundesweit gab es seit 1980 eine Koordinationsstelle in Form des "*Informationsbüros Provinzarbeit*", das von 1980-1985 dreiundzwanzig Nummern des "*Provinz-Rundbriefes*" (Herrenknecht, 1980a) herausgab und überregionale Austauschseminare organisierte. Geburtsstunde der bundesweiten Zusammenarbeit war der "*Stand-Land-Dialog*"-Kongreß 1980 in Berlin, der den ersten und bisher einzigen Versuch darstellte, die Probleme von Stadt- und Landlinken und zwischen Provinz- und Metropolenszene offensiv und konstruktiv zu diskutieren (Traum-a-Land, 1980, S. 23ff.). Auch bei diesem Kongreß zeigten sich als Hauptprobleme der politischen Provinzbewegungen: ihre Angst vor Reprovinzialisierung; die Notwendigkeit einer politischen Diaspora der Provinz-Linken und Alternativen; die Sehnsucht nach einer linken Heimat in der Provinz; die Notwendigkeit zu einer regionalen Ausrichtung der Arbeit und der Einrichtung regionaler Vernetzungen.

Die Provinzszene beschäftigte sich aber nicht nur mit sich selbst, sondern wehrte sich auch erfolgreich gegen die vielen Landprojektionen der Stadtszene und den aufgrund der Krise der Linken immer stärker werdenden unpolitischen Landtrip (Herrenknecht, 1980c, S. 19ff.; Hertkamp, 1983, S. 172ff.). Die Eigenständigkeit einer Provinzlinken, die nicht nur auf die besonderen Verhältnisse in der Provinz mit einer eigenständigen Theorie und Strategie reagierte, sondern auch in der Praxis durch neue Bündnisebenen, andere Inhalte und eine auf Kontinuität hin angelegte Veränderungsstrategie setzte, nahm einen breiten Raum der Debatte ein. Mit dieser Ablösung von den städtischen Vor- und Leitbildern war der Weg frei für eine eigenständige Provinzarbeit, die sich nicht mehr als Filiale einer städtischen Bewegung ansah und Bewegungen aufs Land verlängert, sondern ihren eigenen Weg in Theorie und Praxis sucht und sich auf den Weg macht, den eigenständigen Beitrag der Provinz für eine Aufhebung des Stadt-Land-Widerspruchs herauszuarbeiten. Provinzarbeit war somit der erste Versuch einer nicht-zentralistischen, fortschrittlichen Veränderungsstrategie für die Provinz, die Provinz nicht zum Objekt der Veränderung (wie es bisher alle bürgerlichen und sozialistischen Emanzipationsbewegungen auch getan hatten) zu machen, sondern zum Subjekt politischer (Selbst-)Veränderung (Herrenknecht, 1977a; Herrenknecht / Lecke, 1981).

Diese Subjektwerdung der Linken und Alternativen in der Provinz konnte sich nur deshalb so selbstbewußt vollziehen, weil nicht nur zehn Jahre eigener politischer Erfahrung vorlagen, sondern auch weil die Provinz der siebziger Jahre politisch allmählich aufwachte und nicht nur mit den großen Bürgerinitiativen in den ökologischen Krisenregionen Aufmerksamkeit erlangte. Mitte der siebziger Jahre waren erste Ansätze zur Renaissance der Friedensbewegung in der Provinz entstanden (Herrenknecht, 1980b, S. 8f.). Dieses Öko-Pax-Fundament war eine wichtige Voraussetzung für die gelungene Massenmobilisierung der ländlichen Friedensbewegung 1981-1984, als es ihr gelang, ganz neue Zielgruppen und Schichten zu erreichen. Innerhalb der Szene existierten in vielen Regionen provinzielle Alternativzeitungen, wie z.B. der *"Motzer"* (Oberschwaben), die *"Traum-a-Land"* (Franken-Hohenlohe), die *"WIR"* (Oberfranken), die *"Nett-Zwerg"* (Ems-Weser-Dreieck), der *"Grundblick"* (Ebsdorfergrund) - um hier nur einiger der wichtigsten zu nennen. Vielerorts bildeten sich Alternative Listen zur Kommunalwahl, gründeten sich örtliche Bürgerinitiativen, entstanden alternative Kulturvereine (z. B. Projekt Zukunft e. V., Horb), regten sich Regionalgruppen der Agraropposition, nahmen Geschichtswerkstätten ihre Arbeit an der verschollenen Geschichte auf, tauchten neue Heimatdichter mit emanzipatorischen Heimatliedern auf (Herrenknecht, 1989a; Herrenknecht / Gasseleder, 1986, S. 115ff.). Die reiche Szene bisher nicht gekannter Vielfalt in der Kulturwüste Provinz stärkte den Rücken und gab Selbstvertrauen in die eigene Kraft.

Der anfängliche Kulturpessimismus gegenüber der Provinz, vom Land verdummt zu werden und in der politischen Isolierung zu versacken - beide Momente schwingen bei dem klassischen Zitat von Karl Marx von der *"Idiotie des Landlebens"* mit - trat nicht ein. Im Gegenteil: Es kam zu einer ökonomischen und politischen Stabilisierung der regionalen Szene, zu einer Verbesserung der politischen Infrastruktur, zu einer kulturellen Belebung des Hinterlandes. Das ermöglichte "gelernen Linken" oder Berufs-Alternativen, in der Provinz ohne permanente Entzugerscheinungen zu (über)leben.

Die Provinz-Moderne

- Kulturelle und politische Bewegungen in der Provinz 1985-1994

Waren die sechziger Jahre der Jugendbewegung geprägt vom Kampf gegen die Provinz, die siebziger Jahre von der Ökologisierung der Provinzsicht, die achtziger Jahre von der politischen Wiedereingemeindung in die Provinz, so könnte zur Kennzeichnung der aktuellen Epoche das Motto der Kultivierung der Provinz benutzt werden. Die Provinz der angehenden neunziger Jahre präsentiert sich auf einem neuen Niveau innerprovinzieller Ungleichzeitigkeit. Der alte Stadt-Land-Widerspruch hat seine globale Gültigkeit verloren und wird teilweise durch einen Widerspruch zwischen entwickelten und unterentwickelten ländlichen Regionen ersetzt.

Kulturell hat die Provinz mächtig aufgeholt und ihren eigenen Stil einer "Provinz-Moderne" geprägt. Der Bauboom der Kleinstädte, neues Bauen und Leben im "Regionalen Dorf", erhöhte regionale Mobilität, neues Provinzselbstbewußtsein sind Indizien dieses Wandels der Provinz hin zu einer eigenständigen Provinz-Moderne, einer provinzspezifischen Abmischung von städtischen und ländlichen Lebensmustern. Die Post-Moderne hat auch die Provinz erfaßt und produziert dort ein neuartiges Nebeneinander von Zentralisierung und Regionalisierung, alter provinzieller Brutalität und politisch selbstbewußtem Regionalbewußtsein.

Die alten Lager der Provinz sind aufgebrochen: Politische Aktionsbündnisse bilden sich quer zur Parteienlandschaft. Kulturelle Übereinstimmungen ergeben sich jeweils neu aus den jeweiligen Sachfragen, so gibt es z. B. zwischen Wertkonservativen und Grünen viele Berührungspunkte in Fragen der Ökologie und zwischen neuem Mittelstand und Edel-"Grünen" kaum Unterschiede in Fragen individueller Lebensgestaltung und persönlicher Unabhängigkeit.

Die kulturellen Umbrüche in der Provinz haben zu einem Boom der Kulturarbeit geführt: Sie soll die *"Gebundenheit, die die kapitalistische Gesellschaft nicht mehr gibt"* (Ernst Bloch), wiederherstellen, Sinnrekonstruktionen leisten, Lebenshilfen bieten. Neben der Funktion der

Kulturarbeit als Krisenmanagement sich atomisierender Lebenswelten hat sie in der Provinz noch eine zweite wichtige Funktion: Die der wirklich vollzogenen inneren Ent-Provinzialisierung der Provinz, der Realisierung von mehr kultureller Demokratie von unten durch Akzeptanz von Minderheiten, Einbeziehung aller Kulturinitiativen in die Kulturförderung, mehr Toleranz gegenüber Querdenkern und Beteiligung der Betroffenen. Die Kulturfrage wird zu einer entscheidenden Frage der Provinzentwicklung in den neunziger Jahren werden, denn an ihr hängen sich weitere wichtige Fragen auf, wie z. B. solcher der Strukturentwicklung, der Selbstbestimmung der Regionen, neuer Bürgerbeteiligung, qualitativer Regionalplanung von unten, etc..

Der rapide Wandel der Provinz differenziert diese im Inneren sozial und kulturell aus. Dies öffnet sie hin zur multi-kulturellen Provinz und erschließt Freiräume neuer kultureller Betätigung, produziert aber gleichzeitig neue Raumpopfer und Modernisierungsverlierer, wie die (still)gelegten Bauern, die neuen sozialen Randgruppen in den Dörfern, den überschuldeten Mittelstand, die zunehmende Schar der Dauerspender, die Immobilien. Diese Ausgegrenzten bilden (noch) keine soziale Bewegung, denn ihr gesellschaftliches Leiden ist individualisiert und privatisiert. Soziale Angst, die Fassadenprahlerei der Provinz, die Statussymbole der Tüchtigen rücken sie in den Schatten des neuen Wohlstandsbooms auf dem Lande.

Dort, wo die gesellschaftliche Bedrohung kollektiv sichtbar gemacht wird, wo die industrielle Inbesitznahme der Provinz als Sondermülldeponie, Naturressource, Großanlagenstandort und Industriebetrieb stattfindet, gibt es allerdings - und das provinzwweit - breiten Widerstand. Die Sensibilität der Provinzler als "Risiko-Regionen" (Endlager, Entsorgungspark, Abfalldeponie) mißbraucht zu werden, ist gestiegen. Die Provinzler haben es satt, programmierte Raum-Verlierer zu sein, nur die Abfallproduktionen der Metropolen zu bekommen, während dort, wo an den Produkten verdient wird, keine Alt- und Neulasten anfallen sollen. Der Raumgerechtigkeitssinn ist bei den Provinzlern der neunziger Jahre sehr stark ausgeprägt. Auch hier haben zwanzig Jahre Ökologiebewegung und kulturelle Innovation Früchte getragen. Die Verteilung der Risikolasten zwischen Stadt und Land wird sicher ein wesentlicher politischer Brennpunkt der nächsten Jahre werden und zu neuen Widerstandsbewegungen in und aus der Provinz führen. Ebenfalls ein Produkt der Postmoderne in der Provinz ist die seit Mitte der achtziger Jahre bestehende Bewegung der "Eigenständigen Regionalentwicklung". Mit ihr formiert sich ein neues Entwicklungskonzept der Peripherie, das sich auf Aktivierung der Binnenpotentiale, Raumressourcen und Selbsthilfekräfte in den benachteiligten ländlichen Regionen stützt und eine Entwicklungswende einleiten will.

Die postmoderne Provinz ist dem Leitbild des emanzipierten Provinzlers einen wesentlichen Schritt näher gekommen. Der historische Laderaum der Provinzraum ist groß wie nie zuvor, die Chance zur Entwicklung des "Guten

an der Provinz" (Ernst Bloch) noch nie so gut wie heute. Mit den Erfahrungen von fünfundzwanzig Jahren politischer Emanzipationsbewegungen in der Provinz und eine darüber hinaus gewachsenen persönliche Souveränität im Umgang mit Land und Leuten könnten nun neue Wege möglich werden, die - werden sie genutzt - wirklichen Provinzfortschritt im Sinne einer kritischen, kontrollierten Modernisierung bringen könnten.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Th. W.**, 1963: Philosophie und Lehrer, in: Ders.: Eingriffe, Neun kritische Modelle, Frankfurt/M, S.29-53.
- Adorno, Th. W.**, 1964: Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie, Frankfurt/M.
- Adorno, Th. W.**, 1969: Erziehung nach Auschwitz, in: ders.: Stichworte. Kritische Modelle 2, Frankfurt/M, S. 85-101.
- Autonomie**, 1978: Materialien gegen die Fabrikgesellschaft, H. 12-9/78, Frankfurt / München.
- Baier, L.**, 1980: Der Bauer stund auf im Kopfe, in: Freibeuter 6 (Thema Landleben), Berlin-W., S. 43-49.
- Bloch, E.**, 1962: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt/M.
- Bloch, E.**, 1979: Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt/M.
- Brockmann, A. D.**, (Hg.), 1977: Landleben. Ein Lesebuch von Land und Leuten. Argumente und Reportagen, Reinbek.
- Contraste**, 1991: Schwerpunktnummer: Eigenständige Regionalentwicklung, H. 9, Heidelberg.
- Degler, G.**, 1968: Über die Arbeit in kleinen Städten, in: G. Amendt, u.a.: Kinderkreuzzug oder beginnt die Revolution in den Schulen?, Reinbek.
- Dietschy, B.**, 1988: Gebrochene Gegenwart. Ernst Bloch, Ungleichzeitigkeit und das Geschichtsbild der Moderne, Frankfurt/M.
- Eigenständige Regionalentwicklung Baden-Württemberg, (Hg.)**, 1991: Wandlungen innerhalb der ländlichen Sozio-Kultur-Landschaft, Bad Waldsee.
- Engels, F.**, 1970: Ansprache der Zentralbehörde an den Bund vom März 1850, in: Marx, K. / Engels, F.: Ausgewählte Werke, Frankfurt/M.
- Enzensberger, H. M. / Michel, K. M. / Wieser, H.**, 1975: Kursbuch 39: Provinz, Berlin-W.
- Funk, A.**, 1977: Abschied von der Provinz?, Offenbach.
- Glätzer, H.**, 1978: Landkommunen in der BRD - Flucht oder konkrete Utopie, Bielefeld.
- Herrenknecht, A.**, 1977a: Provinz-Leben. Aufsätze über ein politisches Neuland, Frankfurt/M.
- Herrenknecht, A.**, 1977b: 'Das Land als Barbarei' - Anmerkungen zu T. W. Adornos Provinzverständnis, in: ders., Provinz-Leben, Frankfurt/M.
- Herrenknecht, A.**, 1977c: 'Provinzschätze' - Wiederbelebung des Geschichtsbewußtseins am Beispiel Niklashausen, in: ders., Provinz-Leben, Frankfurt/M.
- Herrenknecht, A.**, 1977d: Neue Perspektiven der Jugendzentrumsbewegung, in: Herrenknecht, A. u.a., (Hg.): Träume, Hoffnungen, Kämpfe - Ein Lesebuch zur

Jugendzentrumsbewegung, Frankfurt/M.

Herrenknecht, A., 1977e: Die Provinz ist hellwach ... wenn wir sie wachrütteln! - Jugendarbeit in der Provinz, in: päd. extra sozialarbeit, H. 9, S. 30-34.

Herrenknecht, A., 1978a: Probleme politischer Emanzipation von Jugendlichen in der Provinz am Beispiel der Schüler- und Jugendzentrumsbewegung (Staatsexamensarbeit), Berlin-W.

Herrenknecht, A., 1978b: Unsere zehn Jahre danach - Subjektive Eindrücke über die Jugendbewegung in der Provinz, in: Ästhetik & Kommunikation, H. 34, S. 73-79.

Herrenknecht, A., 1978c: Verplante Provinz, in: päd: extra sozialarbeit, H. 3, S. 50-51.

Herrenknecht, A., 1980a: Macht die Provinz bunt und lebendig - Zum Selbstverständnis des Provinz-Rundbriefes, Informationsblatt, Kreuzwertheim.

Herrenknecht, A., 1980b: Friedensarbeit in der Provinz - Zwölf Thesen, in Traum-a-Land, H. 11, S. 8-9.

Herrenknecht, A., 1980c: Provinzarbeit und Provinzlinke, in: Provinz-Rundbrief, H. 3, S. 19-22.

Herrenknecht, A., / **Lecke, D.**, (Hg.), 1981: Jahrbuch der Provinzarbeit I - Jugend- und Kulturarbeit in der Provinz, München.

Herrenknecht, A., 1981a: Provinz - Nur ein grüne Wüste?, in: Hessische Jugend, H. 6, S. 13-15.

Herrenknecht, A., 1981b: Macht die Provinz bunt und lebendig, in: Netzwerk-Rundbrief, Nr. 13, S. 16-19.

Herrenknecht, A., / **Gasseleder, K.**, (Hg.), 1986: Haß-Liebe Provinz, Bremen, S. 115-118.

Herrenknecht, A., 1989a: Provinzarbeit - Der lange Weg zu einer anderen Provinz, in: Klemm, U. / Seitz, K., (Hg.): Das Provinzbuch - Kultur und Bildung auf dem Lande., Bremen, S. 168-183.

Herrenknecht, A., 1989b: Kultur auf dem Lande, in: Pro Regio, H. 3/4, S. 4.

Herrenknecht, A., 1989c: Die neue Rolle der Provinz - Von der Krisenregion zur Weltstelle der Hoffnung, in: Klemm, U. / Seitz, K., (Hg.): Das Provinzbuch, Bremen, S. 14-21.

Herrenknecht, A., 1990a: Für eine neue Kultur der Dörfer, in: Allmende 26/27, S.39-53.

Herrenknecht, A., 1990b: Das Dorf in der Region - Steht die Dorfdiskussion vor einem Paradigmenwechsel?, in: Pro Regio, H. 5/6, S.13-21.

Herrenknecht, A., 1991: Eigenständige Regionalentwicklung - Ein Hoffnungsprogramm für die ländlichen Regionen?, in: Contraste, H. 84.

Herrenknecht, A., 1991: Kultur und Eigenständige Regionalentwicklung, in: Contraste, H. 85.

Herrenknecht, A. / **Wohlfarth, J.**, 1991: Auf dem Weg in die Provinz-Moderne - Sozio-kulturelle Wandlungen innerhalb ländlicher Regionen, in: Pro Regio, H. 9., S. 4-10.

Herrenknecht, A., 1992: Die Menschen als zentrale Kulturträger im ländlichen Raum, in: Autonome Provinz Bozen, (Hg.): Kulturträger im Dorf, Bozen, S. 103-115.

Herrenknecht, A., 1992: Thesen zur Kulturarbeit in der Provinz, in: Kulturpolitische Gesellschaft, (Hg.): Ferne Nähe, Dokumentation 41, Hagen. S. 163-168.

Herrenknecht, A., 1992: Das Regionale Dorf - Die neue Qualität dörflichen Wandels, in: Pro Regio, H. 10, S. 9-15

Herrenknecht, A. / **Wohlfarth, J.**, 1992: Das neue Interesse an Sozio-Kultur, in: Die

Gemeinde, H. 10, S. 284-287.

Herrenknecht, A., 1993: Sozio-Kultur auf dem Lande - Trends für die 90er Jahre, in: Institut für Bildung und Kultur, (Hg.): Ländliche Kulturarbeit, Remscheid, S. 38-43.

Herrenknecht, A., 1993: 25 Jahre danach - die Jugendzentrumsbewegung in der Provinz, in: Friederike Kamann, Eberhardt Kögel: Ruhestörung. Eine moderne Heimatgeschichte. 25 Jahre Jugendzentrum Stetten in Selbstverwaltung 1868-1993, Grafenau, S. 10-22.

Hertkamp, J., 1983: Netzwerge, in: Boutemant, de, B. S., (Hg.): Alternatives Vorlesungsverzeichnis, Nr. 5, Lindenfels/Odenwald, S. 172-174.

Jung, W.-Ch. / Lecke, D., 1977: Notizen zur Jugendbildung auf dem Land, in: Brockmann, A. D., (Hg.): Landleben, Reinbeck, S. 257-269.

Kinstle, M. T. u.a., 1978: Jugendarbeit auf dem Lande. Ländliche Lebensbedingungen, jugendlicher Alltag und soziale Arbeit, Weinheim.

Lecke, D., 1981: Suchprozesse in der politischen Bildungsarbeit auf dem Land - Ein Beispiel: Von der produktiven Untersuchungsarbeit zu den Spurensicherungen, in: Herrenknecht, A. / Lecke, D., (Hg.): Jahrbuch Provinzarbeit I, München, S. 165-167.

Leineweber, B. / Schibel, K.-L., 1975: Die Revolution ist vorbei - Wir haben gesiegt, Berlin-W.

Pro Regio, 1989: Eigenständige Regionalentwicklung, H. 1/2.

Pro Regio, 1989: Kultur auf dem Lande, H. 3/4.

Pro Regio, 1990: Neue Dorfkulturen, H. 5/6.

Pro Regio, 1991: Regionale Lebenswelten, H. 9.

Pro Regio, 1992: Entwicklungszentrum Region, H. 10.

Pro Regio, 1993: Neuer Regionalismus, H. 13.

Provinz-Rundbrief, 1985: Fünf Jahre Provinz-Rundbrief-Koordination. Eine Zwischenbilanz, H. 20.

Poppinga, O., 1975: Bauern und Politik, Frankfurt/M.

Radi-Alternativzeitung, 1977: Einige Überlegungen zum Verständnis unserer provinziellen Hoffnungslosigkeit.

Traum-a-Land, 1980: Stadt-Land-Dialog-Treffen in Berlin, H. 13, S. 23-26.

Vollmar, K.-B., 1976: Alternative Selbstorganisation auf dem Lande, Berlin-W.

Wohlfarth, J., 1990a: Post-Moderne Dorf(aus)Sichten, in: Allmende, H. 26/27, S. 223-228.

Wohlfarth, J., 1990b: Von der Dorfkultur zu den Dorfkulturen der Postmoderne, in: Pro Regio, H. 5/6, S. 4-5.

Wohlfarth, J., 1990c: Post-Moderne Dorfkulturen oder prämodernes Roll-back - Ein Vorblick, in: Pro Regio, H. 5/6, S. 22-23.

Wohlfarth, J., 1991: Die Neuen Kleinstädte - Der aktuelle Wandel vom Provinz-Ort zur Regio-City, in: Pro Regio, H. 9, S. 11-18.

Wohlfarth, J. / Herrenknecht, A., 1993: Bauernkriegs-Landschaft Tauber-Franken - Ein regio-kulturelles Entwicklungskonzept, in: Pro Regio, H. 13, S.

Dokumentation 3: (1993)

Albert Herrenknecht

Die Jugendbewegung in der Provinz als alternative "Beheimatungsbewegung" - 25 Jahre Jugendzentrumsbewegung in der Provinz

(Reprint aus: Friedericke Kamann / Eberhard Kögel: Ruhestörung. Eine moderne Heimatgeschichte. 25 Jahre Jugendzentrum Stetten in Selbstverwaltung 1968-1993, Teil I (April 1968 bis Ende 1975). Stetten / Grafenau 1993, S. 10-22)

Während die Studentenbewegung regelmäßig ihre Jubiläen in den Stadtzeitungen und Feuilletonseiten der großen Zeitungen feiert, gibt es aus der Provinz keine solchen Schlagzeilen. Eher im Stillen finden dort kleine Festakte zu den Gründerjubiläen statt (1) oder es taucht hin und wieder ein Hinweis auf eine Dokumentation zu diesem Ereignis auf (2). Im Gegensatz zu den 70er Jahren, in denen auch die Jugendzentrumsbewegung in der Provinz durch eine Vielfalt von Selbstdokumentationen (3) an die Öffentlichkeit trat, bleibt es im Jubiläumsjahr 1993 - 25 Jahre nach dem magischen Jahr 1968 - verhältnismäßig ruhig.

Was sind die Ursachen dafür? Es gibt viele Gründe, die dafür verantwortlich sein könnten: Der Wegzug der Altaktiven und ihre Zerstreung über alle Städte und Länder; der große Wechsel von der Jugendzeit zum "Familie-mit-Kindern-Dasein", das andere Prioritäten schafft; die Frustration über das Auslaufen der Jugendbewegung ohne Traditionsfortsetzung in die heutige Zeit; die Unzufriedenheit mit der heutigen, sozio-kulturell zersplitterten Jugendszene, dem breiten Konsumismus unter den Jugendlichen und der hoffnungslosen "Sozialpädagogisierung" der Jugendzentren. (4)

Der eigentliche Grund für den lieblosen Umgang mit der eigenen (Jugend)Geschichte wird aber meist nicht genannt: Die immer noch nicht geleistete innere Auseinandersetzung und Aufarbeitung dieser biographisch so wichtigen Entwicklungsphase. In den Gesprächen über die Jugendbewegungserfahrungen zeigen sich immer wieder die gleichen Phänomene: Das "Nachkämpfen" alter Konflikte um Freiräume und Selbstverwaltung. (5)

Der immer noch uneingelöste Kampf zwischen der Fraktion der "Selbstverantwortlichen" und der der "Mitverantwortlichen", also zwischen den kompromißlosen Wortführern einer radikalen Selbstemanzipation und der Fraktion der gemeinwesenorientierten Politstrategen, die "Selbstverwaltung" als Prinzip einer Demokratisierung von Unten in alle Lebensbereiche verlängert wissen wollen. Auch die Jugendzentrumsbewegung hatte ihre "Fundis" und ihre "Realos". Diese inneren Betroffenheiten blockieren den geschichtlichen Blick von außen auf die Erfolge und Mißerfolge der Jugendzentrumsbewegung, ihre Rolle für eine kulturelle Demokratisierung der Provinz, werden so verdeckt und auch nicht nachempfunden. Stattdessen bleibt die Bitternis von geschichtlichen "Losern", die mit dem Doors-Hit "The End" auf den Lippen, immer noch dem Image des subkulturellen Kleinstadt-Outlaws nachtrauern, anstatt sich als eine Wurzel der heutigen, freieren und - auch durch die Jugendbewegung freigekämpften - Provinz zu begreifen.

Der Genuß daran, geschichtlich richtig gelegen zu haben und daher historisch auch als "Sieger" betrachtet zu werden, wird verdrängt und mit einem "Nicht-Feiern-Dürfen" pietistisch unterdrückt. Die Unfähigkeit zu feiern, lastet wie ein langer Schatten auf der Gegenwart und läßt alte Ängste frösteln: Der Schmerz des Alt-Aktivistens, immer nur den gesellschaftlichen Buhmann spielen zu müssen und niemals zum "verlorenen Sohn" der Heimat befördert zu werden. Die Scham der Mädchen einmal nicht mehr als "Jugendhausflittchen" angesehen zu werden, sondern als emanzipierte, ihren eigenen Lebensweg meisternde Persönlichkeit. Der Wunsch des weggegangenen Lehrlings, der über den zweiten Bildungsweg seinen Weg gemacht hat und liebend gerne als "Sieger" in seine Heimatgemeinde zurückkehren würde, sofern von dort ein Zeichen einer positiven Rückkehr sichtbar würde. Aber auch die Erfahrung des ewigen Provinzflüchters, der niemals wieder dorthin zurück wollte, der die Schnauze voll hat von den provinziellen Pflichtgängern und ihrer selbstzufriedenen Plüsch-Kultur.

Die Jugendzentrumsbewegung lebte und lebt in diesen Biographien und Erinnerungen. Sie ist eine moderne Heimatgeschichte voll mit all' jenen Geschichten, die alle Heimatflüchter und Heimatmigranten die Jahrhundert zuvor beschäftigt und gequält habe. Die Wiedereingemeindung dieser Abtrünnigen in eine offenere, politisch und kulturell tolerantere Provinz ist noch nicht geglückt: Alte Feindbilder wirken noch nach. Der Schock der Honoratioren, von einem unverhofften Aufstand der eigenen Jugend aufgeschreckt worden zu sein, ist nicht vergessen. Aber auch die Alt-Aktiven sind nachtragend, verängstigt, verunsichert und daher von einem souveränen Umgang mit ihrer eigenen Geschichte noch weit entfernt. Die Ab-Lösung steht noch an, die Emanzipation vom allzu Alltäglichen der Vergangenheit ist noch nicht gelungen. Vielleicht ist es angesichts dieser immer noch "heißen" Geschichte hilfreich, sich ihre inneren Beweggründe und ihren Verlauf

nochmals in Erinnerung zu rufen und im Anschluß daran den Versuch einer politischen Bewertung zu wagen.

Die Zeit zum 1968 - Die Zeit der Wende

"Obwohl die Schrecken der Revolution noch weit von den heimischen Stadtmauern entfernt zu sein scheinen, obwohl die Stadt keine Universität besitzt, obwohl auf den Straßen nur Verkehrslärm zu hören ist, verbreitete sich Unbehagen in der Stadt.

Die Einwohner haben Angst, Angst vor ihren eigenen Kindern, sie fühlen sich von einer Jugend bedroht, die beginnt, sich von ihrer Unterdrückung zu befreien, die in den Kampf gegen die Unterdrückung eingetreten ist." (6)

Die Endzeit des Provinzdunkels ist eingeläutet. Der Sturm auf die Kleinstadtmauern wird vorbereitet. Die Kleinstädte sind bereits von innen unterwandert: SDS-"infizierte" Pfarrer, Lehrer, Ex-Schüler haben das Bollwerk der alten Ordnung "infiltriert". Die Zeit fiebert. Etwas liegt in der Luft. Das Alte ist nicht mehr zu halten. Die Jugend wird unruhig. Der unsichtbare Aufstand geht mitten durch die Familien. Der Ekel gegenüber der *"Plüschatmosphäre der elterlichen Wohnzimmer"* (7) steigt. Eine *"trostlose Generation"* (8) revoltiert gegen die bürgerliche Sättigkeit, die ohne Moral ihre Geschäfte weiter betreibt, während in Vietnam ein Volk geschlachtet wird.

Was die Honoratioren als Unheil fürchten und mit der lateinischen Schutzformel *"Principiis obsta!"* (*Wehret den Anfängen!*) (9) zu beschwören versuchten, wird von der rebellischen Provinzjugend als Heil begrüßt: *"Das Neue soll kommen, das mit sich nimmt. Die meisten reizt schon der leere Unterschied zum Bisher, die Frische, gleichviel zunächst, was ihr Inhalt ist. (...) Das Neue wird als Bruder begrüßt, aus der Gegend hergereist, wo die Sonne aufgeht."* (10)

Die drei "K's" werden proklamiert: Kampf, Kraft, Kompromißlosigkeit. Der Mythos unendlicher Stärke und Unbesiegbarkeit kommt auf: *"Wir sind da, und wir sind die eigentlichen und wir sind die einzigen und alles andere ist uns schießegal."* (11) Oder mit Bloch: *"Die Stimme des Andersseins, Besserseins, Schönerseins, ist in diesen Jahren so laut wie unabgenützt, das Leben heißt 'Morgen', die Welt 'Platz für uns'."* (12)

Das Leben wird zu einem *"Heraussehen, Heraussehen aus dem Gefängnis des äußeren, muffig gewordenen oder muffig erscheinenden Zwangs, aber auch der eigenen Unreife."* (13) Das Zusammenfallen von eigener biographischer Jugendzeit mit einer *"Jugendzeit der Geschichte"* (Ernst Bloch) erzeugte einen Schub nach Vorne, verlieh die Kraft einer Wendezeit, aber auch einen

moralischen Rigorismus, wie er allen Menschheitsbefreier-Bewegungen zu eigen ist.

Die Angst der *"lokalen Mafia"* (14) vor einem innerstädtischen Flächenbrand, der implodierende Zusammenbruch einst stabiler Jugendarbeit durch das massenhafte Überlaufen der christlichen Jugend hin zu den neuen Verkündern der Bewegung einer *"Freizeit ohne Kontrollen"*, aber auch die große Verunsicherung aller besserwisserischen Erzieher durch die *"Sucht des permanenten Diskutierens und Hinterfragens"* (15) erschütterten die Grundfeste der Provinzordnung. Diese schnellen Erfolge, die aufgeladene Zeit, in der die Droge des Zeitgeistes durch bloßes Einatmen "high" machte, aber auch das wichtige Gefühl, Teil einer weltweiten Jugendbewegung zu sein, ließen viele abheben.

Die Provinz schien besiegt. Das *"Entronnensein"* (Th. W. Adorno) geglückt. Das *"Hinausweh"* (Matthias Claudius) unstillbar und der Mensch ein *"riesiger Behälter voller Zukunft"* (Ernst Bloch). Die Stimmung der damaligen Jugendzentrumsbewegung kommt besonders gut in dem folgenden Gedicht aus dem Jugendhaus Wertheim (1975) zum Ausdruck:

„An die Herrschenden

*Wir haben diese alten
Mauern mit Leben erfüllt
die Jugend hat sich
einen Sinn gegeben.
Ihr hab nichts verstanden.
Euch in Geschwätz
und Phrasen gehüllt.
Ihr verweigert uns
menschliches Leben.*

*Drum werden wir
gewisse Mauern
niederreißen
bevor von selbst
zusammenstürzend
sie uns erschlagen.*

*7 Tage Jugendhaus
waren 7 Tage Leben!“ (16)*

Die subjektive Geschichte der Jugendzentrumsbewegung in der Provinz

Die Anfangserfolge der Jugendzentrumsbewegung schienen die Provinz, aber auch die eigene Unsicherheit, zu überrennen. Der alte Leidensdruck der Provinz, die Versäumnisse, schien durch öffentliche Partizipation an der bundesdeutschen Jugendrevolte überwunden. Die Stadtorientierung macht frei. Die deutsche Provinz der Degenhardt- und Biermann-Lieder, der "Lazy Sundays" der Small Faces, der Adorno'sche "*Hort der Barbarei*" (17) schienen der Vergangenheit anzugehören:

Altgediente Erwachsene, die sich als "Jugendwarte" der Vereine etabliert hatten, sahen sich plötzlich mit einer Legitimationsdiskussion über Jugendarbeit konfrontiert:

- "*Affen- und Urwaldmusik*" (18) beschallte das Land des Pietismus und der geheiligten Kehrwoche.
- Bisher reichlich - mangels Alternative - wahrgenommene Jugendarbeitsangebote erlebten einen Massen-Exodus der Jugend. Sie waren zu den neuen Hoffnungsträgern übergelaufen.
- Eine fehlende eigene Bude zuhause, begrenztes Taschengeld und fehlende Mobilität trieben die Jugendlichen in die neuen Häuser, in denen das Zauberwort der "Selbstverwaltung" ein jugendliches Anderssein versprach.
- "*Echte Bedürfnisse*" (19) sollten hinter dem Kommerz entdeckt werden. Kommunitäre Disziplin sollte den langen Atem schulen und auf eine "selbstverwaltete Gesellschaft" vorbereiten.

Und immer wieder die Höhepunkte im "hedonistischen, von Lust bestimmten Alltag": Die "revolutionäre Hocketse", die "Besetzung des Baggersees" und seine Erklärung zum textil- und sonstigen repressionsfreien Raum, der Aufmarsch der JZ-Gang bei regionalen Fußball-Turnieren, der "Großfamiliencharakter" der Kommunezeit während der Hausbesetzung. Aber auch die stillen Zeiten: Die intensiven Nachtgespräche über sich als Person, über innere Ängste, über Beziehungen. Der Austausch von Gruppen, die sich im Alltag bekriegten, zwischen Schlägern und Aktivisten, zwischen Lehrlingen und Schülern, zwischen Deutschen, Einwanderern und Ausländern. Alternative Väter und Mütter hatten sich zu Adoptiveltern einer heimgeflohenen Jugend gemauert: eine lange Nach-Sozialisationsphase ungelebten Lebens begann.

Im "alternativen Anregungsmilieu" der Jugendhäuser wurden die Ausbruchversuche aus den Einbahn-Biographien geplant, Elternabsichten, Schulplanungen, Karriere-Entwürfe etc. zur Makulatur und ein neuer Traumberuf entworfen: Der "Forever-Young-Jugendliche", die niemals enden wollende Jugendzeit, eine Verweigerungshaltung gegenüber dem "Erwachsen-Werden" zum "*Arschkriecher, Radfahrer, Büroheimer ...*" (20) Draußen lauerte

nur häßliche Provinz, das feindliche Leben und drinnen in den Häusern, den Teestuben, den Herzen herrschte das eigentliche Leben - in einer Intensität ohne Vergleich. Dort waren die Personen, die wichtig waren für einen, sei es als Lernväter und -mütter oder als Sparringspartner anstelle der sich der Auseinandersetzung nicht stellenden Väter und Ausbildungsmeister einer "vaterlosen Gesellschaft" (Alexander Mitscherlich).

Dieses feine Geflecht psychologischer - beinahe therapeutischer - Binnenaufhängung war das eigentliche politische Netzwerk der Jugendzentrumsbewegung. Das persönliche Interesse dominierte die politische und freizeitpolitische Gemeinschaft. Die Kampfgemeinschaft des "*Zusammen Kämpfen, Lernen, Leben*" (Parole des Georg-von-Rauch-Hauses, Berlin) brauchte zu ihrer Selbstvergewisserung aber nicht nur dieses Innenleben, sondern auch ein militantes Außenbild, ein Feindbild in Form von hinterbänklerischen Kommunalpolitikern, hinterwäldlerischen Nachbarn und hinterhältige Provinz-Spießern.

Da das Angebot an derartigen Charakteren und Hauptdarstellern in der Provinz reich gesät ist, war hier für einen ständigen Nachschub an Vorurteilen und Feindbild-Renovierungen, besser: Konservierungen gesorgt. Dies führte zur Schizophrenie, daß der Protest gegen das Jugendhaus allmählich institutionalisiert wurde und in einer Art "Nicht-Angriffs-Pakt" bei gleichzeitigen öffentlichen Verbalattacken auf hohem Niveau eingefroren wurde. In Wahlkampfzeiten wurde alles etwas heftiger und deftiger, denn dann waren Polarisierungen gefragt. Aber letztendlich gehörte das JZ schon zum provinziellen Inventar und war dadurch viel provinzieller als mancher der JZ-Aktivisten wahrhaben wollte. (21)

Was war die Jugendzentrumsbewegung "objektiv" gesehen?

Wenn hier von der Jugendzentrumsbewegung als "Bewegung" die Rede ist, sind darunter die Jahre 1968-1978 gemeint, als das Jahrzehnt der selbstorganisierten, in der Hauptsache von ehrenamtlichen Jugendlichen getragenen Initiativ- und Jugendhausbewegung. Daß es zu dieser Zeit bereits Häuser mit hauptamtlichen Sozialarbeitern, Zivis, Praktikanten etc. gab ist nicht so bedeutend, da für diese Phase "Selbstverwaltung" als Selbstorganisation der Jugendhausbesucher noch eindeutig dominierte und auch als politisches Organisationsprinzip verstanden wurde. Dies war auch noch nach 1978 in einigen Häusern der Fall - hier existiert eine Ungleichzeitigkeit der jeweiligen örtlichen Entwicklungen - obwohl sich vor allem seit Anfang der 80er Jahre ein deutlicher Trend zur "Sozialpädagogisierung der Jugendzentren" und zu ihrer Umgestaltung zu "Zentren nicht-organisierter Rand- und Problem-Jugendlicher" zeigt.

Was bleibt von der autonomen Jugendzentrumsbewegung 1968-1978 für die Jahre danach und wie ist dieses aus heutiger Sicht zu bewerten?

1.

Die Jugendzentrumsbewegung war und ist die größte autonome, nicht verbandlich organisierte Massenbewegung von Jugendlichen auf dem Lande, die es jemals gab: 1977 - auf dem Höhepunkt der Bewegung - gab es in Baden-Württemberg 300 Jugendzentrumsinitiativen 22 mit ca. 10.000 aktiven Jugendlichen (bei einem empirischen Durchschnitt von 30 - 35 Aktivisten pro Initiative) und ca. 45.000 "Sympathisanten" (das sind jugendliche Dauerbesucher und Nutzer der Häuser, errechnet auf der Basis eines Besucherschnittes von 150 Jugendlichen pro Haus und Veranstaltung). Diese Zahlen widersprechen allen Versuchen der Jugendpolitik und Jugendforschung, die Bewegung klein zu reden und als politisch und jugendpolitisch unbedeutend abzuqualifizieren. (23)

Allerdings darf diese Zahl auch nicht zu dem Fehlschluß führen, hier von einer eindeutigen politischen Jugendbewegung zu sprechen, denn dazu war sie im Alltag zu heterogen und politisch instabil. Die Jugendzentrumsbewegung war in Wirklichkeit keine Basisbewegung der Jugendlichen, sondern eine Aktivistenbewegung mit Basis bei den Jugendlichen. Damit war sie schon vor der Basisbewegung der GRÜNEN und Bürgerinitiativen der erste Großversuch einer basisdemokratischen Selbstorganisation, mit der ernüchternden, aber kaum in die GRÜNEN transformierten Erkenntnis, daß Basisdemokratie von ganz unten nicht funktioniert, sondern aktive Personen, Leitfiguren, Schlüsselpersonen die Motoren der Bewegung sind.

2.

Die Jugendzentrumsbewegung war eine Auf- und Ausbruchsbewegung sensibler Jugendlicher, die in der vorgefertigten Provinzbiographie ohne Heimat waren und ohne diese Erfahrung entweder resigniert hätten oder abgewandert wären. Ziel der Jugendzentrumsbewegung war es, Anschluß an die Städte und ihre Bewegungen zu bekommen, um nicht provinziell abgehängt zu werden und den Zeitgeist zu verschlafen. Ziel der Jugendzentrumsbewegung war es aber nicht, die Provinz zu "verstädtern", sondern sie nur zu öffnen, die störrische Provinz aufzubrechen.

Zu einem der größten Mißverständnisse bei der Einschätzung der Rolle der Jugendzentrumsbewegung gehört es, dieser eine einseitige Wühlarbeit in Richtung städtischer Lebenskultur zu unterstellen, mit der damit verbundenen Absicht, die alten Dämme ländlicher Lebenskultur zu untergraben, um dann die Provinz quasi mit städtischer Kultur zu überfluten. Die Ängste vom "Untergang des lokalen Kleinodes" vorort, die Beschwörung alter, kaum mehr sichtbarer Stadtmauern in den Leserbriefen der Honoratioren, die Appelle zur

Gründung handfester Bürgerwehren und mentaler Aufrüstung der Provinz gegen die "Flut der Moderne", erscheinen geradezu lächerlich angesichts der Realität der wahren Überfluter und Schleusenwärter, wie sie uns die Realität der "*westdeutschen Einheitsdörfer*" (Eberhard Kögel) offenbart. Die permanente Revolutionäre der Moderne, die offensiven Selbst-Anschließer der Region an das "*große kapitalistische Experiment*" (Peter Sloterdijk) sind die gleichen Konservativen von damals, während die Jugendzentristen von damals schon wieder in Opposition, diesmal auf der grünen und alternativen Oppositionsbank, sitzen.

3.

Die Jugendzentrumsbewegung hat einen bereits schwelenden Konflikt beschleunigt und offenbart, der dann Ende der 60er Jahre offen aufbrach: Der Wechsel zwischen agri-kulturellen Leitkulturen und kultur-modernen Leitkulturen innerhalb der ländlichen Lebensform. Obwohl dieser Konflikt beinahe ein Jahrhundert alt ist, brach er gerade zu dem Zeitpunkt auf, als eine Jugend sich nicht mehr "traditionell organisieren" wollte, sondern Freiräume zur Selbst- und Anders-Organisierung suchte. Dies war der Wendepunkt zur Freizeitgesellschaft in der Provinz, die durch beschleunigte Modernisierung Einzug hielt. Auch dies ist eine Ironie der Geschichte, daß die "Kommerz-Asketen" von gestern zu den "Konsum-Modernisten" von heute wurden, indem sie quasi sozio-kulturell die Bedürfnisse vorbereiteten, die dann für die neue Mittelstandskultur in der Provinz zum Leit-Lifestyle wurden und die heutige Kulturdebatte um den "Standortfaktor Kultur" als Wohnraum und Arbeitsqualität so stark prägten.

Die Jugendbewegung der Jahre nach 1968 war unter diesem Aspekt im Grunde eine vorausseilende Modernisierungsbewegung, die kulturell die Räume öffnete, um die Modernisierung der Provinz hin zu einer offenen Region qualitativ, urban-vergleichbarer Lebens- und Konsumqualität zu schaffen. Sie hat die Kultur etabliert, die heute zur Alltagskultur gehört (z.B. Pop-Musik) und kulturell das neue Provinzlebensgefühl geschaffen, das man nach Ralf Dahrendorf als "*Fundamentaldemokratisierung*" oder Liberalisierung bezeichnen könnte. Damit gebührt ihr der Versuch als politische und kulturpolitische Bewegung wesentlich zur "*kulturellen Demokratie*" in diesem Lande beigetragen zu haben. (24)

4.

Die Jugendzentrumsbewegung und "Jugendbewegung" in der Provinz hat einen Dogmatisierungsprozeß der Linken in der Provinz verhindert und die linke Debatte mit der erst heute geschätzten Kategorie der "Bodenhaftung" versehen. Die Jugendzentrumsbewegung hat Anfang der 70er Jahre die politische Schüler- und Lehrlingsbewegung hin zu der undogmatischen, hedonistischen-lustvollen Jugendkulturbewegung geöffnet und damit die politische Diskussion

in einen lebendigen Bewegungszusammenhang eingebunden. Ohne diese neue Jugendbasis wäre die Provinzlinke in ihrem Zirkelwesen eingegangen und dazu verurteilt gewesen, die ganzen Organisationsdebatten der Metropolen-Linken (K-Gruppen) ohne Alternative mitzumachen.

Die Öffnung der Jugendzentren hin zur Region (ab 1975) band ihre Erfahrungen in die neu entstehenden Provinzinitiativen (25) ein und legte das Fundament für einen Emanzipationsprozeß der Provinzlinken und -alternativen vom "*Stadtban*" (Karl Marx) der Studentenbewegung. Die Jugendzentrumsbewegung war somit ein Vorläufer der späteren Diskussion um "Eigenständige Regionalentwicklung" (26), eine Wurzel der heutigen Provinzinitiativen. (27)

5.

Die Jugendzentrumsbewegung war eigentlich eine alternative Heimatbewegung für eine neu entstandene kulturell heimatlose Gruppe von Jugendlichen und politischen Provinz-Aussteigern, die einen Platz in der Provinzgesellschaft suchten, wo sie mit ihren anderen Bedürfnissen Fuß fassen konnten. Viele wollten nicht weg, sondern eine tolerante Provinz mit Freiräumen, mit "subkulturellen Lücken" und "alternativen Heimatnischen", mit selbstgestaltbaren Lebensräumen. Da es diese in den 60er und 70er Jahren noch nicht gab, versuchten viele in einem Dottersack subkultureller Jugendlichkeit zu überwintern, ihre Jugendphase, ihr Jungsein und -fühlen gegen den Zugriff einer desillusionierenden Provinzrealität zu verteidigen. Dies verlängerte vielerorts die Präsenz der Alt-Aktiven in den Jugendzentren, die dadurch eigentlich zu "Jugend- und Erwachsenen-Kultur und -Regionalzentren" avancierten und durch die inzwischen mitgebrachte Kinderschar auch ein "Kinder- und Nachwuchszenrum" wurden. Der Ablösungsprozeß ist lang, denn eine alternative politische Heimat mit gleicher Intensität von Politik, Lust und Leben ist nirgendwo mehr in Sicht. Das Politikmanagement aller Parteien entspricht leider dem alten verächtlichen Begriff negativer Politik als "Partei politik", wie er in der Jugendzentrumsbewegung immer wieder angeprangert worden ist.

6.

Biographisch hat die Jugendzentrumszeit bei Vielen deutliche Lebensspuren hinterlassen, auch wenn aus dem Aktivisten- und Besucherkreis viele Jugendliche heute Berufe ausüben oder Lebensstile pflegen, die Zweifel an der jugendzentristischen Vor- und Ausbildung angebracht sein lassen. Bei vielen Aktivisten der politischen Bewegung fällt auf, daß sie:

- zu allen politischen Gruppierungen immer noch eine kritische Distanz haben;
- ihr Alter gerne unterschätzen und mit "Jungfühlen" verwechseln;
- nicht ruhiger werden, sondern Rebellion immer noch für berechtigt

halten;

- das Kindliche der Bewegung immer noch suchen und vermissen;
- selbstorganisierte, unternehmerische Berufe bevorzugen;
- Selbstverwaltung immer noch zu leben versuchen, sei es in selbstorganisierten Projekten oder Freizeitgruppen;
- im heutigen modernen Mittelstand immer noch heimatlos sind, im Niemandsland zwischen neuem Reichtum und politischen Gewissen, städtischer Modernisierung und provinzieller Bewahrung, politischem Solidarisierungszwang und anarchischer Revolte, stehen und stecken.

Der hohe Innovationsdruck der Provinz, der Zwang, seine Bedürfnisse und deren Befriedigung selbst in die Hand zu nehmen, um etwas zu erreichen und zu verbessern, bleibt und zwingt dazu, sich weiterhin zu bewegen, auch wenn körperliche Regenerationsphasen und eingelagerte Erfahrungsvorräte diese Bewegungen zunehmend bremsen und die politische Gesamtlage, mit dem rapiden Verfall von Utopiedaten, uns täglich das Gefühl vermittelt, der "homo status", der *"festgestellte Mensch"* (Ernst Bloch) sei die Krone der politischen Schöpfung. Gegen Sichtweise lief die Jugendzentrumsbewegung immer Sturm, was ihr zurecht den Titel "Bewegung" einbrachte. Auch politisch blieb sie "grün", d. h. kritisch, unruhig, jugendlich, um "nicht zu verholzen" (Ernst Bloch). Ihre permanente Selbstkritik, die teilweise bis zur Selbstzerfleischung ging, ließ keinen Raum für Helden- und Legendengeschichten. Die Oberchecker wurden öffentlich demontiert, um dann funktional sofort wieder eingesetzt zu werden. Die MacherInnen wurden basiskontrolliert und je nach Bedarf auch basisfunktionalisiert. Politik und Person waren somit eng miteinander verwoben: Persönliche Konflikte waren politische Konflikte. Politische Streitereien wurden personalisiert. Persönliche Auseinandersetzung politisiert. Dieser "Beinahe-Psycho-Terror" schuf neue soziale Enge, aber auch subkulturelle Intimität und Identität, ohne die eine Abnabelung von der mitgebrachten Provinzsozialisation nicht möglich gewesen wäre. Die Jugendzentrumsbewegung in der Provinz war von ihrem Wesen her eine alternative Be-Heimatungsbewegung, eine Heimatbereicherungsbewegung, indem sie mithilfe, Elemente der Moderne positiv zu integrieren, ohne ihnen damit den Stachel der Heimatunruhe zu nehmen.

Literaturverzeichnis

1 Vgl. den Festvortrag: Albert Herrenknecht: **Die Bedeutung des Jugendzentrums für die provinzielle Kleinstadt Ellwangen und die positiven Impulse, die von ihm in der Vergangenheit ausgingen und in Zukunft ausgehen können.** Gehalten am 8.12.1990 im JZ Ellwangen im Rahmen der Feierstunde "20 Jahre Jugendzentrum Ellwangen" und 15 Jahre Trägerverein JZ Ellwangen".

2 Siehe z.B. Club w 71 Weikersheim: **20 Jahre Club w 71.** Weikersheim 1992

3 Siehe: Albert Herrenknecht / Wolfgang Hätscher / Stefan Koospal (Hrsg.):

Träume, Hoffnungen, Kämpfe - Ein Lesebuch zur Jugendzentrumsbewegung. Frankfurt 1977

4 Vgl. Eigenständige Regionalentwicklung Baden-Württemberg e.V. (Hg.): **Wandlungen innerhalb der ländlichen Sozio-Kultur-Landschaft.** Bad Waldsee 1991, S. 28ff.

5 Siehe die Diskussion während des Vortrages: **25 Jahre danach - Die Jugendbewegung in der Provinz 1968 und danach.** Naturfreundehaus Strümpfelbach, 2.5.1993

6 Günter Degler, in: Kinderkreuzzug - oder beginnt die Revolution in den Schulen, Hamburg 1968, S. 163

7 Ebd., S. 20

8 Ebd., S. 4

9 Ebd. S. 182

10 Ernst Bloch: **Prinzip Hoffnung I.** Aufbau-Verlag 1960, S. 52

11 Interview mit damaligen Mitgliedern des CVJM in Stetten (JZ Stetten Tonarchiv. Interview 3.3.1993, Manuskript S. 4)

12 Prinzip Hoffnung, S. 131

13 Ebd., S. 131

14 Eberhard Kögel / Werner Schüle: **Jugendzentren auf dem Lande: Rems-Murr-Kreis.** In: Erziehung und Klassenkampf Nr. 10-11 (1973), S. 95

15 Siehe: "Die Schule kann keine Demokratie sein" - **Schülerbewegung 1969-71 in Wertheim.** In: Traum-A-Land - Provinzzeitung für Franken-Hohenlohe, Nr. 8 (Juni 1979) Schwerpunkt: Unsere Region 1969-1979, S. 22ff.

16 Albert Herrenknecht: **Provinz-Leben. Aufsätze über ein politisches Neuland.** Frankfurt 1977, S. 203

17 Vgl. Provinz-Leben, S. 131 ff.

18 Vgl. Jugendzentren auf dem Lande, S. 100

19 Ebd., S. 106

20 Provinz-Leben, S. 200

21 Ebd. S. 69 ff.

22 Siehe: Albert Herrenknecht / Rainer Moritz: **Die Jugendzentrumsbewegung lebt!** In: Päd. extra Sozialarbeit. 1. Jg., Heft 11 (November 1977), S. 13 ff.

23 Dies tut z.B. Lothar Böhnisch: **Jugend im Abseits?** München 1989, S. 51 f.

24 Albert Herrenknecht: **Sozio-Kultur auf dem Lande - Trends für die 90er Jahre.** In: Institut für Bildung und Kultur e.V. (Hg.): Ländliche Kulturarbeit. Remscheid 1993, S. 41

25 Albert Herrenknecht: **Provinzarbeit - Der lange Weg zu einer anderen Provinz.** In: Ulrich Klemm / Klaus Seitz (Hg.): Das Provinzbuch - Kultur und Bildung auf dem Lande. Bremen 1989. S. 168 ff.

26 Albert Herrenknecht: **Kultur und Eigenständige Regionalentwicklung.** In: Contraste, Nr. 84, Oktober 1991, S. 10 f.

27 Albert Herrenknecht / Jürgen Wohlfarth: **Vom Kampf gegen die Provinz zum Kampf mit der Provinz - 20 Jahre politische Emanzipationsbewegung in der Provinz.** In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegung. Heft 4 / 1991, S. 21 ff.

Dokumentation 4:
(1999)

Albert Herrenknecht

Heimat als Thema in den Neuen sozialen Bewegungen der 70er und 80er Jahre

(Reprint aus: Förderverein Projekt Osthofen e.V. (Hrsg.): Heimatbewegung und NS-Kulturpolitik in Hessen, Pfalz, Elsaß und Lothringen. Eigenverlag, Osthofen 1999, S. 26-32)

Wer die Auseinandersetzung der "Neuen Sozialen Bewegungen" mit dem Heimatbegriff verstehen will, muß über den damaligen historischen Kontext bescheid wissen. Die "Neuen Sozialen Bewegungen" sind - wenn auch nicht ausschließlich - ein Produkt der Jugendbewegung der 60er und 70er Jahre. Deshalb beginnt unsere Zeitgeist-Schilderung logischerweise mit einer Beschreibung der Stimmungslage der Jugendbewegung Ende der 60er Jahre.

Meinem Arbeitsfeld Provinz / Ländlicher Raum entsprechend widme ich mich schwerpunktmäßig der Jugendbewegung und den "Neuen Sozialen Bewegungen" in der Provinz, was für den ganzen süddeutschen Raum und auch Rheinland-Pfalz mit seinen vielen Kleinstädten und wenigen echten Metropolen wohl auch hinsichtlich einer realistischen Schilderung der tatsächlichen Ausbreitung und Aktivitäten der Bewegungen eine größere Relevanz haben dürfte.

1. Die Heimat als "Feindbild" mit der Konsequenz diese aufzukündigen

Die emanzipatorische Jugendbewegung der 60er Jahre konnte im Rausch ihrer Aufbruchstimmung die Provinz nur als Feindbild wahrnehmen. Die Provinz-Heimat galt als "*schwarzer Erdteil*" (Kurt Tucholsky), als "*Reservat der Reaktion*" (Rosa Luxemburg), als "*widerwärtige, braun-verschmutzte, in der Scheiße gelegene Münze*" (Thaddäus Troll) und ihr zu entrinnen war das Oberziel der kleinstädtischen Schüler- und Lehrlingsbewegung. Das "*Hinausweh*" (Matthias Claudius) bedeutete die Teilhabe an einer weltweiten Jugendrevolte, das Hintersichlassen einer "bewegungslosen Vergangenheit" voller Kleinstadtmief und provinzieller Enge.

Die übermächtige Heimat-Ikone der angestaubten Abitursfeiern, der ausbeuterischen Kleinbetriebe, der frustrierenden Eisdielen, sollte geschleift werden: Frischer Wind sollte die Straßen kehren, die Stickluft vertreiben, den "*Luftzug der neuen Zeit*" (Kurt Tucholsky) spürbar machen. Das Hoffen galt dem Neuen, das über die Hügel kam, aus den Metropolen, aus den weltweiten Meldungen der Jugendrevolte, aus den AFN-Sendern mit ihrer Pop-Musik. Wie bereits 200 Jahre zuvor vom Aufklärer Johann Christoph Gottsched (1700-1766) begrüßt, sollte das Neue Einzug halten, die Zeit der abgestandenen Heimat endlich vorbei sein: "*Komm angenehme Zeit ! / Beschleunige den Lauf: Mach alle Länder glatt / heb alle Hügel auf!*"

Die Jugendbewegung stemmte sich gegen die Heimat-Blockade der Patriarchen-Bürgermeister, der konservativen Öffentlichkeit und verunsicherten Elternhäuser auf der Suche nach Freiräumen ohne Kontrollen, im Drang nach Orten selbstbestimmten Auf- und Aus-lebens.

Die seit Mitte der 60er Jahre entstehenden Jugendclubs und Jugendzentren werden zu Kristallisationspunkte einer solchen Gegen-Heimat-Bewegung:

- Sie werden Zentren der Gegen-Bewegung, Gegen-Kultur, Gegen-Öffentlichkeit und einer "anti-provinziellen Gegen-Welt".
- Sie werden zu Fenstern im ehemaligen "Provinzgefängnis" und einen Sammelbecken der Kleinstadtopposition.
- Sie werden zu einem Treffpunkt der "provinziellen Steppenwölfe", der "heimatlosen Provinzlinken", der "neuen Jugend-Jacobiner" und "kleinstädtische Outlaws".

Hinter der neuen Militanz und kompromißlosen Sprache verbarg sich aber schon damals eine große innere Verunsicherung und persönliche Heimatlosigkeit: Die Ablösung von der Provinz erforderte Härte, die aber auf der anderen Seite nicht belohnt wurde: In der Jugendbewegung galt die Provinz nichts und aus der Provinz zu kommen galt in der jugendbewegten, großstadtdominierten Scene eindeutig als Makel. Die innere Gefühlswelt konnte nicht ausbalanciert werden. Die eigene Heimatsehnsucht nach einem mental sicheren Ort blieb als Dauerheimatlosigkeit latent. Deutlich wird dies z. B. an folgendem Gedicht aus der Jugendzentrumsbewegung, das die Gegenpole von bestehender und gewünschter Heimat zaghafte anspricht und abwägt:

*Unser Haus
Unser Haus soll kein Schneckenhaus sein,
aber es soll Schutz bieten.
Unser Haus soll keine Schule sein,
aber es soll gelernt werden.
Unser Haus soll kein Betrieb sein,*

*aber es soll gearbeitet werden.
Unser Haus soll keine Behörde sein,
aber es soll geplant werden.
Unser Haus soll keine Partei sein
aber es soll politisch wirken.
Unser Haus soll keine Kleinfamilie sein
sondern eine große Familie.
"Unser Haus" soll kein schmückendes Beiwerk
sondern unser Haus soll u n s e r Haus sein!!!
(Dokumentation: Aktion Jugendhaus Wertheim, 1975)*

Diese Tatsache veranlaßt mich zu der These, daß die Jugendzentrumsbewegung eigentlich eine alternative Heimatbewegung für eine neu entstandene, kulturell-heimatlose Gruppe von Jugendlichen und politischen Provinz-Aussteigern war, die einen neuen Platz in der Provinzgesellschaft suchte, wo sie mit ihren anderen Bedürfnissen Fuß fassen konnten. Viele wollten nicht weg, sondern eine tolerantere, offenere Provinz mit Frei-Räumen, mit "sub-kulturellen Lücken" und "alternativen Heimatnischen", mit selbstgestaltbaren Lebensräumen.

2. "Der Lange Marsch" in Richtung Heimat um mit den neuen Bedürfnissen in der Provinz zu überleben

Die kompromislose Kündigung der Provinz an die Jugendbewegung der 60er und 70er wurde Mitte der 70er Jahre immer mehr unterlaufen: Der lange Marsch in Richtung einer eigenen provinziellen Heimatsuche begann:

- Die Jugendzentren wurden zu "Provinzzentren" umgerüstet und dienten als Bastionen und Ausgangsbasen einer "neuen Provinzsubkultur";
- In den Regionen wurden durch Vernetzung der Jugendzentren untereinander "Jugendzentrumsprovinzen" gegründet, die die neuen durch die Jugendkultur eroberten und somit "befreiten Gebiete" markierten.
- Die Region wurde als "Ort revolutionärer Vergangenheit" räumlich und geschichtlich wieder entdeckt und neu angeeignet.

Nur so konnten die alten Provinzängste, die Angst vor der Dauerheimatlosigkeit, die Furcht vor dem Zusammenbruch erreichter Freiräume, der Horror, das erlangte Bewußtsein wieder zurückschrauben zu müssen, und massive Einbußen im alternativen Alltag hinnehmen zu müssen, erfolgreich bekämpft werden.

Wie groß Mitte der 70er Jahre die Angst vor der alten Provinzkälte war, zeigen die Worte, mit denen in dieser Neuorientierungsphase der Nach-Jugendbewegung die Provinz betitelt wurde: Vom "Abstellgleis Provinz", dem

"Endbahnhof der Träume", der "Grünen Wüste" war damals die Rede und meinte nichts anderes als die Angst vor politischer und persönlicher Bewegungslosigkeit, schleichender provinzieller Anpassung und geistig-kultureller Verblödung, also die Angst vor der nach Karl Marx so abschreckend beschriebenen *"Idiotie des Landlebens"*.

Um dieser manifesten Heimatlosigkeit und dem damit verbundenen politischen Identitätsverlust entgegenzuwirken, wurde damals das Konzept der "Provinzarbeit" geboren, eine Strategie, sich politisch bewußt in bekannte und damit gesicherte Arbeitsfelder wie z.B. in Geschichtswerkstätten und Kulturinitiativen wieder auf die Provinz einzulassen und sich in ihr gruppengeschützt und cliquenstabilisiert systematisch vorzuarbeiten.

Solche Arbeitsfelder waren Mitte/Ende der 70er Jahre z. B.:

- Der Bereich der Jugend- und Sozialarbeit auf dem Lande.
- Die Entwicklung von regionalen Öko-Pax-Netzwerken.
- Die Mitarbeit und Unterstützung der großen Anti-AKW- und Anti-Großprojekte-Bürgerinitiativen.
- Die Gründung von regionalen Alternativzeitungen.
- Das Starten einer kommunalpolitische Offensive durch die Gründung von "Alternativen Listen".
- Der Einstieg in "alternativökonomische Projekte" (größtenteils im Handwerksbereich, als Druckerei).
- Der Aufbau von kulturellen Provinzbastionen (Kulturzentren, Alternative Kulturvereine, regionale Jugendkulturfestivals, wie z. B. die "Provinztreffen").
- Die Ausgrabung und Neufassung kritischer Heimatlieder, und die Entstehung neuer Heimatdichter.
- Die Gründung von Geschichtswerkstätten: Die Wieder-Aneignung von neuen Wurzeln von Unten her: Aus den "roten Fäden" der Gegengeschichte, der "verschollenen" und verschwiegenen Heimat-Geschichte, aus der Spurensuche, der "revolutionären Heimatgeschichte", sollte die eigene - noch schwache - Identität in einer Art geschichtlicher Mission und Identifikation gestärkt werden

Die eigene aktive Selbstverortung in der Provinz führte auch zu einem neuen Selbstbewußtsein und damit verbundenen zu einer größeren politischen Eigenständigkeit gegenüber der bis in die 70iger Jahre hinein stadt-dominierten Debatte innerhalb der Alternativbewegung.

Durch die gezielte "Flucht in die Provinz" konnte die latente Heimatlosigkeit im Niemandsland zwischen "harter Provinz" und "hedonistischer Stadtkultur" überwunden werden und eine eigene Provinzpraxis und -Identität entwickelt werden. Der Wunsch nach Überschaubarkeit und direkter Wirksamkeit der

eigenen politischen Aktivitäten, aber auch biographischer Trotz, nicht zu kneifen, sondern sich in der Provinz "freizukämpfen", hatten zur Rückkehr oder oppositioneller Bleibebereitschaft geführt.

Das "alternative Heimatrecht" der Jugendkultur wurde also nicht nur verbal eingeklagt, sondern verschaffte sich auch praktisch einen eigenen Raum in der Provinz und begann diesen von Innen her zu modernisieren. Durch den Aufbau einer neuen kulturellen Infrastruktur wurde die noch in den 60er und 70er Jahre für viele unruhige Jugendlichen geltenden kulturellen Abwanderungsgründe aus der Provinz - ab Ende der 70er Jahre, besonders in den 80er Jahren - zum Großteil beseitigt und die Aufforderung der Provinzarbeit-Strategie zur Rückkehr und Aufbauarbeit in einer "offeneren Provinz" durch eigene Vorleistungen unterstrichen.

3. Die "postmoderne Heimat-Provinz" zwischen Heimat-Verirrungen und Heimat-Verwirrungen

Die kulturelle Modernisierung der Provinz in den 80er und 90er Jahren ist im Großteil geglückt, wie entsprechende Kulturstudien zu Beginn der 90er Jahre belegen. Es gelang vielerorts die alte, verknöcherte Provinz abzustreifen. Die Provinz wird heute Mitte der 90er Jahre, neu "positioniert", entweder in Form des neutralisierenden Begriffs der "Region" oder in der neue Yuppie-Sprache rotzfrecher Jungunternehmer, die die alte Provinz ohne geschichtlichen Respekt zur Kulisse ihres neuen Standortmanagements machen und von schierer Arroganz getrieben verkünden: *"Wo sich Fuchs und Hase Gutenacht sagen, arbeitet ein aufgewecktes Team an Ihrem Erfolg. Wir brauchen Raum zum Denken. Deshalb sitzen wir nicht in der Großstadt, sondern in der Provinz - mitten im Grünen."* (Werbeprospekt einer Neugründer-Firma im ländlichen Main-Tauber-Kreis)

Peter Sloterdijk beschreibt diesem Trend, mit der Provinz als reiner Raummasse zu spielen, folgendermaßen: *"Ein neues Regionen-Unternehmertum hat die Oberhand gewonnen - überall sitzen Bürgermeister, Gemeinderäte und Planungsreferenten in den Seminaren der Consulting-Spezialisten und der Developers und lauschen mit roten Ohren dem Evangelium vom Städte- und Regionen-Marketing. Die Kommunalpolitik lernt jetzt, daß Zurückgebliebenheit allein sich nicht länger zur Position erheben läßt - heute geht es darum, regionales Denken als unternehmerische Aufgabe zu definieren. (...) Man gewöhnt sich an den Gedanken, daß man Landschaften verkaufen kann wie Wasserbetten, Automobile und Präservative, und daß es, wie bei solchen Gütern, auch bei Regionen darauf ankommt, mit dem Angebot der Nachfrage auf die Spur zu helfen."* (Peter Sloterdijk: Weltmarkt und Stiller Winkel, 1992)

Marktschreierisches Regionen-Marketing hat die Trennungslinie zwischen der real-existierenden Region und den Wunschbildern eines designten Regional-Images längst verwischt. Diese vollmundigen Werbesprüche haben mit alter provinzieller Bescheidenheit nichts mehr gemein: Hier drängelt sich eine Region geradezu mit verbalem Ellenbogen-Check nach oben, in die große Welt (hinein). Hier wird ein regio-zentriertes und regio-egoistisches Durchzocker-Regionalimage am Reißbrett entworfen und mit dem Signum eines neuen "ideologischen Regionalismus" einer positiv-denkenden Aufstiegs- und Siegerregion versehen, mit den regionalen Leitbildern im Stile des Unternehmenskulturmarketing offensiv gepowert.

Mit den alten und wirklichen Problemen der Region hat das nicht mehr viel zu tun:

- Mit den Entleerungsräumen einer bauernlos-gewordenen und daher verödenen Kulturlandschaft
- Mit den Krisenregionen und Gewerkschaftsprovinzen, die in festen Wissen um ihre Zukunft auf ihren Transparenten verkünden: "Mit diesem Betrieb stirbt die Region."
- Mit den neuen Armut- und Verlierer-Regionen, den Sozial-Provinzen ausgepowert Ressourcen und arbeitsloser Menschen
- Mit den neuen Öko-Reservaten abgeschriebener Peripher-Regionen, die zu Regenerationsräumen, "Öko-Filtern" und "Therapiezentren" der erkrankten Industriekultur umgebaut werden.

Und auch "Heimat" kommt in einem solchem gestylten Regio-Image nicht vor, denn sie erscheint nicht leichtfüßig und flexibel genug, um so flott vermarktet werden zu können. "Heimat" erscheint zu schwer und zu sperrig, zu bodenverhaftet, an ihr hängen zu viele Emotionen, Sentimentalitäten und Sozialwurzeln, um direkt für die neue Identitätspropaganda der Neo-Regionalisten einsetzbar zu sein.

Peter Sloterdijk beschreibt die Gefahr einer gewissenlosen Heimatvernichtung durch diese boden- und geschichtslosen Durch-Modernisierer: *"Was für die einen auch heute noch, ja heute erst recht, die Heimat, die gewachsene Welt, der stille Winkel, das Land der Kinderträume und den grünen Biotop bedeutet, ist für die anderen ein Markt, ein Standort, eine Ressource, eine Ware, eine Marke..."* (Peter Sloterdijk: Weltmarkt und Stiller Winkel, 1992)

So zwingt der neue Zeittrend - und dies ist eine Ironie der Geschichte - die alten ehemaligen "Anti-Heimat" und "Anti-Provinz-Kämpfer" dazu, die Seiten zu wechseln und heute "Verteidiger der Heimat" und "anti-modernistisches Gewissen" der originalen Provinz gegen diese neue Kaste technokratischen Durchmodernisierer von Designer-Regionen zu werden. Die historische Oppositionsrolle kehrt mit umgekehrten Vorzeichen zurück und macht die

heutige "postmoderne Heimat-Verwirrung" perfekt, die G.F. Jonke in seinem Buch: "Geometrischer Heimatroman" so treffend beschreibt: *"Man geht meistens viel eher mit der Zeit, indem man gegen die Zeit geht, in letzter Zeit ist es allerdings vielfach üblich geworden, gegen die Zeit zu gehen, so daß das Gegen-die-Zeit-Gehen zum Schluß ein Mit-der-Zeit-Gehen wieder geworden ist, deshalb gehen manche wieder mit der Zeit in des Wortes ursprünglicher Bedeutung, um so wiederum auf ihre ganz eigene Art und Weise gegen die Zeit zu gehen, eigentlich und vor allem, um dadurch wiederum mit der Zeit gehen zu können."* (G.F. Jonke: Geometrischer Heimatroman, 1969)

Literaturverzeichnis

Albert Herrenknecht / Jürgen Wohlfarth: **Vom Kampf gegen die Provinz zum Kampf mit der Provinz - 20 Jahre politische Emanzipationsbewegungen in der Provinz.** In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen 4/1991

Albert Herrenknecht: **Die Jugendbewegung in der Provinz als alternative "Beheimatungsbewegung" - 25 Jahre Jugendzentrumsbewegung in der Provinz.** In: Friedericke Kamann / Eberhard Kögel: Ruhestörung - Eine Moderne Heimatgeschichte, Teil 1, Stetten / Grafenau 1993

Albert Herrenknecht: **Provinz-Leben - Aufsätze über ein politisches Neuland.** Frankfurt 1977

Albert Herrenknecht: **Die Neue Regionale Unübersichtlichkeit - Regionalentwicklung in den 90er Jahren.** In: Pro Regio, Heft 13/1993